P. o. angl.
532 i

P. o. angl. 532 i/v Jacobi

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	13 M. 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		4 M. — ₰
Für einen Monat		1 M. 50 ₰
Tagweise für einen Band		— M. 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 M. — ₰
Für ein halbes Jahr		9 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		5 M. — ₰
Für einen Monat		2 M. — ₰
Tagweise für einen Band		— M. 10 ₰

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benutzung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Die Kosten der Sendungen trägt der Abonnent.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping).

16. Maximiliansplatz 16.

Zur Ausführung von buchhändlerischen Aufträgen empfiehlt sich die

J. Lindauer'sche Buchhandlung (Schöpping).

29. Kaufingerstraße 29.

35567.

J. Lindauer'sche
Leihbibliothek
München Maximilians-pl 16

Novelletten

und

Skizzen

amerikanischer

Meister der Short Story:

Aldrich, Bishop, Deming, Matthews, O'Brien, Stockton u. A.

Ausgewählt und übersetzt

von

M. Jacobi.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek München Maximilianspl. 16

Stuttgart.
Verlag von Robert Lutz.
1887.

…ISCHE
…ATS-
…BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Kgl Hofbuchdruckerei Carl Liebich, Stuttgart.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Die amerikanische Short Story.

(Vorbemerkung.)

Der Herausgeber dieser Sammlung ausgewählter Erzählungen amerikanischer Meister der »Short Story« fühlt sich verpflichtet, diesen letzteren litterarischen Kunstausdruck, der in den Vereinigten Staaten einer bestimmten Gattung von Novelletten beigelegt wird, zu erklären. Er vermöchte dies nicht geschickter zu thun, als indem er sich der Worte des ausgezeichneten Kenners der nordamerikanischen Novellistik, Professors A. E. Schönbach (Graz), bedient, der in seinen Aufsätzen „über die amerikanische Romandichtung der Gegenwart" im 1886er Jahrgang der „Deutschen Rundschau" folgendermaßen über die Meister dieser Litteraturgattung schreibt, welche hier zum erstenmale in einer größeren Gruppe dem deutschen Publikum vorgeführt werden:

„Eine Specialität der amerikanischen Erzählungslitteratur ist die kurze Geschichte, Novellette, die eine der beliebtesten Gaben der Monatsschriften geworden ist. Sie unterscheidet sich sehr von dem, was man in England Short Stories nennt, in Deutschland ist sie fast unbekannt. Denn die Geschichtchen, welche seiner Zeit in der „Illustr. Welt", in Paynes „Familienblatt", im „Öster. Lloyd" und sonst in deutschen Zeitschriften geboten wurden, gehörten einer niedrigen Gattung an, enthielten Abenteuer, Aufregung und Schrecken, Kriminalistisches. Am nächsten kommen in der Form einige kleine Sachen von Ad. Stifter, von Lentner, von Th. Fontane, und besonders von Rosegger. Aber im wesentlichen ist doch diese amerikanische Short Story etwas ganz Eigenartiges. Unsere Novellen sind viel umfangreicher und häufig nur kondensierte Romane, indem sie das Vorher und Nachher eines entscheidenden Vorganges im Leben ihrer Gestalten mit vorbringen. Die Short Story der amerikanischen Zeitschriften, ist gegenwärtig meistens ein kleines realistisches Lebensbild, ein Ausschnitt aus einem wirklichen Stück Leben; ein einzelner, oft an sich unbedeutender, aber charakteristischer Vorfall wird beschrieben, oft wiederum nur eine mit etlichen Figuren staffierte Landschaft. Was man von dieser Gattung verlangt, ist Stimmung; es

kommt daher alles auf den Erzähler selbst an, der aus der Menge kleiner, scharf beobachteter Züge den poetischen Eindruck gewinnt und ungeschädigt darstellt ... Innerhalb des Rahmens der kurzen Geschichte haben natürlich viele besondere Arten Platz."

Nachdem sodann Schönbach an die älteren Meister der Short Story erinnert hat, schreibt er von den jüngeren:

„Unstreitig mit Recht gilt jetzt Frank R. Stockton als der Führer des ganzen Reigens. Seine Geschichten zeichnen sich durch mühelose Originalität der Erfindung, durch Witz, elegante Schreibweise und gut gewählte Pointen aus ... Bisweilen concurrirt W. H. Bishop mit ihm (siehe ‚Braxton's New Art'). — Rose Terry Cooke erzählt dramatisch bewegte Geschichten aus dem Leben der Farmer und kleinen Leute, Edward Everett Hale prägt mit kurzen kräftigen Strichen eine gesunde, lebensfrohe Moral ein. — „Zu den besten dieser zwischen Skizze und Erzählung schwankenden Stücke gehören P. Demings „Geschichten aus den Adirondacks" in reizvoll pittoresker Darstellung, die mehrfach an Bret Harte erinnert. Nichts übertrifft die Erzählungen von Sarah Orne Jewett an Feinheit und Anmut..."

Der Herausgeber der vorliegenden Sammlung hat in derselben einige der gelungensten Erzählungen der obenerwähnten jüngeren Meister: Stockton, Bishop, Hale, Deming vereinigt und noch eine Anzahl weiterer von andern namhaften Short Story-Schreibern hinzugenommen.

Während der 4te Band der „Sternbanner-Serie" eine Sammlung der kleinen Stocktonschen Geschichten enthalten wird, sollen in späteren Bänden die von Schönbach mit Recht gerühmten Erzählungen Demings, Jewetts' u. Anderer an die Reihe kommen, welche, wie der bekannte Bret Harte, Land und Leute einzelner eigenartig sich darstellender amerikanischer Gebiete novellistisch behandelt haben.

Für kritische Leser der vorliegenden Sammlung sei noch bemerkt, daß der Herausgeber bei der Frage der Auswahl sich in Bezug auf einige Novelletten (z. B. „Das Seegeheimnis" von Matthews, und „Wiedergefunden" von Dale), bei welchen die Erfindung gewagt und gesucht erscheinen mag, von dem Motiv leiten ließ, daß dieselben von den Amerikanern zu ihren typischen Short Stories gezählt werden.

Inhalt.

Seite

Die amerikanische Short Story (Vorwort) V

F. R. Stockton, Das Weib oder der Tiger? . . . 1
O'Brien, Ein neues Tischlein-deck'-dich 12
Th. B. Aldrich, Ein Kampf ums Leben 36
W. H. Bishop, Die Schlacht bei Bunkerloo 56
" " " Braxtons neue Kunst 84
P. Deming, Hatties Liebesgeschichte 110
Matthews und Bunner, Eine Geschichte in Dokumenten 123
N. C. Brown, Gott lenkt 172
M. Floyd, Aus dem Tagebuch eines unglücklichen Genies 197
J. S. Dale, Wiedergefunden 222
B. Matthews, Ein Seegeheimnis 241
E. Hale, Tante Carolinens Geschenk 293

Das Weib oder der Tiger?

Von F. R. Stockton.

In alten, alten Zeiten lebte einmal ein halbbarbarischer König, dessen Begriffe von Sitte und Recht nur durch die Berührung mit seinen fernen lateinischen Nachbarn, die dem Fortschritt huldigten, etwas abgeschliffen waren. Er war ein Mann von zügelloser Einbildungskraft und besaß eine uneingeschränkte Herrschergewalt. Bei seinen Nachbarn hatte der König die Einrichtung einer öffentlichen Arena kennen gelernt und eine solche auch in seiner Hauptstadt ausführen lassen. Dieselbe sollte aber dem Volke nicht etwa Gelegenheit geben, die Rhapsodieen sterbender Gladiatoren zu hören oder die Aufopferung christlicher Märtyrer schauen zu dürfen, sie diente vielmehr zu Zwecken, die weit geeigneter waren, die Geisteskraft des Volkes zu stärken und zu entwickeln. Das ungeheure Amphitheater mit seinem Kreis von Galerieen, seinen geheimnisvollen Gewölben und unsichtbaren Gängen stand

im Dienst der poetischen Gerechtigkeit, durch welche das Laster bestraft oder die Tugend belohnt wurde, nach den Ratschlüssen des unparteiischen und unbestechlichen Zufalls.

Wenn ein Unterthan eines Verbrechens angeklagt wurde, das bedeutend genug war, um die Aufmerksamkeit des Königs zu erregen, so that man öffentlich kund, daß an einem bestimmten Tage das Schicksal des Angeklagten sich in der „Arena des Königs“ entscheiden sollte. Das Gebäude trug seinen Namen mit Recht, denn wenn auch Form und Plan desselben der Fremde entlehnt waren, so entsprang doch die Art seiner Benutzung einzig und allein dem Gehirn des Mannes, der — ein König von Kopf bis zu Fuß — keiner Überlieferung größere Macht einräumte, als ihm gefiel, und der selbst, indem er sich eine fremde Form menschlichen Denkens und Thuns aneignete, dieser doch seinen eigenen barbarischen Idealismus als Stempel aufprägte.

Wenn das Volk sich in den Galerien versammelt hatte und der König, umgeben von seinem Hofstaat, an einer Seite der Arena auf erhabenem Throne saß, so gab er ein Zeichen. Darauf öffnete sich eine Thür zu seinen Füßen, der angeklagte Unterthan erschien und betrat das Amphitheater. Grade ihm gegenüber, an der anderen Seite des eingeschlossenen Raumes, waren zwei ganz gleiche Thüren neben einander. Der Angeklagte mußte geradeswegs auf diese Thüren losgehen und eine derselben öffnen.

Er konnte nach Belieben von den Thüren öffnen, welche er wollte; er stand einzig und allein unter der Leitung oder dem Einfluß jenes obenerwähnten unparteiischen und unbestechlichen Zufalls. Öffnete er die eine Thüre, dann kam ein hungriger Tiger heraus, der wildeste und grausamste, den man sich hatte verschaffen können; dieser stürzte sogleich auf ihn los und riß ihn in Stücke zur Strafe für seine Schuld. Kaum war die Sache des Verbrechers auf diese Weise entschieden, so ertönte das Trauergeläute eherner Glocken und das Wehgeschrei der angestellten Klageleute vom äußeren Kreis der Arena her; die zahllosen Zuschauer gingen dann gebeugten Hauptes und betrübten Herzens langsam heimwärts, in tiefer Trauer darüber, daß ein so schöner Jüngling oder ein so geachteter Greis dies gräßliche Schicksal verdient hatte.

Aber wenn der Angeklagte die andere Thür öffnete, so trat ein Weib heraus, wie es für seine Jahre und seinen Rang nicht besser gewählt werden konnte und mit demselben wurde er augenblicklich verheiratet, zum Lohne für seine Unschuld. Ob er bereits Frau und Kinder besaß, oder ob ein Gegenstand eigener Wahl seine Neigung fesselte, kam dabei nicht in Betracht; so untergeordneten Erwägungen legte der König in seinem großen Plan der Verteilung von Lohn und Strafe keinen Wert bei. Wie in dem anderen Fall, erfolgte die Ausführung augenblicklich, und zwar in der Arena selbst.

Gefolgt von einer Schar von Chorsängern und Mädchen, die sich in festlichem Tanzschritt bewegten und auf goldenen Hörnern fröhliche Lieder bliesen, trat ein Priester hervor, näherte sich dem Platze, wo das Paar nebeneinanderstand und vollzog schnell die feierliche Trauung. Dann klang das freudige Geläute der Hochzeitsglocken, das Volk schrie laut Hurrah! und Kinder streuten Blumen auf den Pfad des unschuldigen Mannes, der die ihm angetraute Braut nach Hause führte.

Dies war des Königs weise und unparteiliche Methode, Gerechtigkeit zu üben. Sie übertraf die mittelalterlichen Gottesgerichte an Einfachheit.

Die Veranstaltungen dieser Art waren beim Volke sehr beliebt. Wenn die Menge sich an einem der großen Gerichtstage versammelte, so wußte sie nie, ob sie einem gräßlichen Blutbad oder einer lustigen Hochzeit beiwohnen würde. Durch diese Ungewißheit erhielt die Sache ein Interesse, das sie sonst nicht erlangt hätte; der Masse des Volks verschaffte der Vorgang Vergnügen und Unterhaltung und kein denkender Mensch konnte eine Ungerechtigkeit darin finden, denn lag nicht die Entscheidung gänzlich in der Hand des Angeklagten?

Dieser halb barbarische König hatte eine Tochter, die so blühend war, wie seine blühendste Einbildungskraft und von ebenso feurigem und herrschsüchtigem Gemüt wie er. Wie das gewöhnlich geht, war sie sein Augapfel, und er

liebte sie mehr als die ganze Welt. Unter seinen Hofleuten befand sich ein junger Mann von so edlem Blut und so niederem Rang, wie es Romanhelden, die Königstöchter lieben, immer sind. Diese Königstochter war mit ihrem Anbeter sehr zufrieden, denn er war der schönste und tapferste im ganzen Königreich, und sie liebte ihn mit einem Feuer, das in seiner Glut und Gewalt viel Barbarisches an sich trug. Lange Monate hatte die Liebesgeschichte einen glücklichen Fortgang, bis der König sie eines Tages entdeckte. Er zögerte und schwankte nicht, seiner Pflicht gemäß sogleich Schritte zu thun. Der Jüngling ward augenblicklich ins Gefängnis geworfen und ein Tag festgesetzt für seinen Urteilsspruch in der ‚Arena des Königs'. Dies war begreiflicherweise ein ungewöhnliches Ereignis, und sowohl Seine Majestät als das ganze Volk zeigten das größte Interesse an dem Verlauf und der Entscheidung der Sache. Ein solcher Fall war noch nie vorgekommen; noch nie zuvor hatte ein Unterthan es gewagt, die Tochter eines Königs zu lieben. In späteren Zeiten wurden solche Dinge nur zu alltäglich; aber damals waren sie noch vollständig neu und staunenerregend.

Die Tigerkäfige des Königreiches wurden durchsucht nach den wildesten und blutgierigsten Bestien, aus denen das allerwütendste Untier für die Arena gewählt werden sollte; und die Schar der Jungfrauen im ganzen Lande,

die in Jugend und Schönheit prangten, wurde sorgfältig durchmustert von urteilsfähigen Richtern, damit der Jüngling eine passende Braut erhalten möge, im Fall das Schicksal ihm dieses Los bestimmen sollte. Natürlich wußte jedermann, daß die That, deren man den Angeklagten beschuldigte, verübt worden war. Er hatte die Prinzessin geliebt, und weder er noch sie, noch sonst jemand dachte daran, das Factum zu leugnen; aber dieser König hätte nie zugegeben, daß durch eine Thatsache dieser Art das Gerichtsverfahren vereitelt würde, welches ihm solche Freude und Befriedigung gewährte.

Der bestimmte Tag erschien. Von fern und nah strömte das Volk zusammen und füllte die geräumigen Galerien der Arena, während die Massen, welche keinen Einlaß mehr erlangen konnten, sich an den Umfassungsmauern drängten. Der König und sein Hof waren an ihrem Platz, gegenüber den Zwillingsthüren, jenen verhängnisvollen Pforten, die so schrecklich waren in ihrer Gleichartigkeit.

Alles war bereit. Das Zeichen wurde gegeben. Eine Thür unterhalb der königlichen Sitze öffnete sich und der Geliebte der Prinzessin schritt in die Arena. Er stand da, groß, schön und schlank, und ein Murmeln der Bewunderung und der Angst begrüßte sein Erscheinen. Kaum die Hälfte der Zuschauer hatte gewußt, daß ein so herrlicher Jüngling unter ihnen lebe. Was Wunder, daß

die Prinzessin ihn liebte! Wie schrecklich für ihn, in solcher Lage zu sein!

Als der Jüngling vorwärts schritt, wandte er das Haupt zurück, um sich, der Sitte gemäß, vor dem König zu verneigen; aber er dachte dabei garnicht an die königliche Nähe, sein Auge war auf die Prinzessin geheftet, die zur Rechten ihres Vaters saß. Hätte die Dame nicht in ihrer Natur eine barbarische Hälfte gehabt, so würde sie schwerlich zugegen gewesen sein; so aber duldete ihr starkes und feuriges Gemüt nicht, sich von einem Vorgang fern zu halten, an dem sie ein so entsetzliches Interesse hatte. Von dem Augenblick an, daß der Beschluß verkündet worden war, ihr Geliebter solle sein Geschick in des Königs Arena entscheiden, hatte sie Tag und Nacht nur an das große Ereignis und die verschiedenen damit verknüpften Umstände denken können. Da sie mehr Macht, Einfluß und Charakterstärke besaß als irgend jemand, der je zuvor bei einem solchen Fall beteiligt gewesen war, so hatte sie gethan, was niemand vor ihr gewagt — sie hatte das Geheimnis der Thüren erforscht. Sie wußte, in welchem der zwei Gemächer der offene Käfig des Tigers stand und in welchem das Weib harrte.

Sie wußte nicht nur, in welchem Zimmer das Weib stand, das bereit war, strahlend und errötend herauszutreten, sobald ihre Thür sich öffnete, sie wußte auch, wer

sie war. Sie war eins der schönsten und lieblichsten unter den Hoffräulein. Die Prinzessin kannte sie nicht nur; sie haßte sie. Oft hatte sie gesehen, oder glaubte gesehen zu haben, daß dieses schöne Geschöpf bewundernde Blicke nach ihrem Geliebten geworfen hatte und bisweilen meinte sie sogar, diese Blicke seien beachtet und erwidert worden. Dann und wann hatte sie beide zusammen sprechen sehen; zwar nur einen Moment, aber wie viel läßt sich in der kürzesten Zeit sagen? — vielleicht handelte es sich um die unwichtigsten Dinge, — aber wie sollte sie das wissen? Das Fräulein hatte gewagt, die Blicke zu dem Geliebten der Prinzessin zu erheben und mit aller Glut des wilden Blutes, das sie von einer langen Reihe ganz barbarischer Vorfahren geerbt hatte, haßte diese das Weib, welches jetzt hinter der verschwiegenen Thür errötend und zitternd stand.

Als ihr Geliebter sich umwandte und nach ihr blickte, trafen sich ihre Augen. So starr und bleich wie das ihre war keines der gespannten Gesichter in der Menge ringsum. Vermöge der raschen Fassungskraft, welche denen verliehen ist, deren Herzen eins sind, sah er, daß sie wußte, hinter welcher Thür der Tiger kauerte und hinter welcher das Weib stand. Er verstand ihre Natur, und seine Seele war gewiß, daß sie nicht geruht haben würde, bis sie sich einen Einblick in das Geheimnis verschafft hätte, das allen Zuschauern verborgen war, selbst dem

König. Die einzige Hoffnung des Jünglings, die ihm irgend welche Sicherheit bot, beruhte darauf, daß es der Prinzessin gelingen möchte, das Mysterium zu entdecken; und als er sie ansah, wußte er, daß es ihr gelungen war.

Da that sein schneller und gespannter Blick die Frage: Welche? Hätte er es ihr zugeschrieen von dem Platz aus, wo er stand, es hätte nicht deutlicher sein können. Kein Augenblick war zu verlieren. Schnell wie ein Blitz war die Frage gethan, ebenso mußte die Antwort erfolgen.

Der rechte Arm der Prinzessin ruhte auf dem gepolsterten Geländer vor ihr. Sie erhob die Hand mit einer leichten raschen Bewegung nach rechts. Nur ihr Geliebter sah es. Aller Augen außer den seinigen waren auf den Mann in der Arena geheftet.

Er wandte sich und ging mit festem Schritt eilig durch den leeren Raum. Jedes Herz stand still, jeder Atem stockte, jedes Auge starrte unbeweglich auf den Mann. Ohne eine Sekunde zu zögern schritt er nach der Thür rechts und öffnete sie.

Die Hauptsache bei unserer Geschichte ist nun die Frage und die Beantwortung derselben: „Wer kam aus der Thür? Der Tiger oder das Weib?“

Je mehr wir über diese Frage nachdenken, desto schwerer wird die Antwort. Sie erfordert ein Studium des menschlichen Herzens, das uns in die verzweigtesten Labyrinthe

der Leidenschaft führt, aus welchen der Ausweg schwer fällt. Bedenke es einmal, lieber Leser, und zwar nicht so, als ob die Entscheidung der Frage von dir abhinge, sondern von der heißblütigen, halb barbarischen Prinzessin, in deren Seele die Glut der Verzweiflung mit dem Feuer der Eifersucht verschmolzen war. Sie hatte ihn verloren, aber wer sollte ihn haben?

Wie oft war sie in wachen Stunden und im Traum vor wildem Entsetzen aufgefahren und hatte um Atem gerungen bei dem Gedanken, daß ihr Geliebter die Thür öffnen würde, hinter welcher die schrecklichen Klauen des Tigers auf ihn warteten.

Aber viel öfter noch hatte sie ihn an der anderen Thür gesehen! Wie hatte sie in ihren schweren Träumen mit den Zähnen geknirscht und sich das Haar zerrauft, wenn sie ihn vor Freude und Entzücken zusammenschrecken sah, als er die Thür des Weibes öffnete. Wie hatte ihre Seele gebrannt vor verzehrendem Schmerz, wenn sie sah, wie er diesem Weibe entgegenflog, dessen Wange glühte und dessen Auge funkelte vor Triumph; wenn er sie herausführte, strahlend vor Glück über sein neugeschenktes Leben; wenn sie das Freudengeschrei der Menge hörte und die frohlockenden Klänge der Festglocken; wenn sie den Priester sah mit dem fröhlichen Hochzeitsgeleite, wie er sich dem Paar näherte und sie vor ihren Augen als Mann und Frau vereinigte, und wenn dann die beiden den

Blumenweg dahinwandelten, unter den donnernden Jubelrufen der entzückten Menge, während ihr Verzweiflungsschrei ungehört verhallte!

Wäre es da nicht besser, wenn er gleich stürbe und auf sie wartete in den seligen Gefilden der halb barbarischen Zukunftswelt?

Und doch, der entsetzliche Tiger, das Todesgeschrei, das Blut!

Sie hatte ihre Entscheidung, welche sie in einem Nu kundgegeben, erst nach Tagen und Nächten qualvoller Ungewißheit getroffen. Wohl wissend, daß sie gefragt würde, hatte sie ihre Antwort beschlossen und ohne einen Augenblick zu zögern, die Hand nach rechts bewegt.

Die Frage, welches ihre Entscheidung war, läßt sich nicht flüchtig behandeln und ich bin nicht so anmaßend, zu denken, daß ich der einzige wäre, der sie beantworten könnte; deshalb stelle ich sie an euch alle:

Wer kam aus der geöffneten Thür heraus — das Weib oder der Tiger? Beantwortet mir gefälligst diese Frage, Ihr lieben Leser!

Anmerkung des Herausgebers!

Der Verfasser hat, nachdem die vorstehende Geschichte seit ihrem ersten Erscheinen vor einigen Jahren die Neugierde der zahlreichen Leser und Leserinnen auf's höchste rege gemacht hat, kürzlich eine Fortsetzung derselben geschrieben. Die Aufnahme derselben in diese Sammlung hat leider nicht mehr stattfinden können. Sie wird in einem der nächsten, in Vorbereitung befindlichen Bände der „Sternbanner-Serie", welcher die gesammelten Stockton'schen kleinen Erzählungen bieten wird, enthalten sein.

Ein neues „Tischlein-deck'-dich".

Von O'Brien.

„Haben wir keine Kohlen mehr, Agnes?" —

„Nein." —

„Was Teufel machen wir dann, um weiter zu feuern?" —

„Ich habe nicht die geringste Vorstellung, Dick. Du bist ja so gescheit. Warum erfindest du nicht ein Mittel, wie man sich wärmen kann, ohne Feuer dazu nötig zu haben?" —

„Wärst du ein Mann, so könnte ich mit dir boxen," sagte Dick, seine Frau nachdenklich betrachtend, als wollte er sich überzeugen, ob sie einen oder zwei Gänge aushalten könnte.

„Boxen macht einem herrlich warm, — aber wir haben ja doch keine Handschuhe dazu."

„Nein," versetzte Agnes unter Lachen, „und gar bald werden wir auch keine Schuhe mehr haben" — dabei

streckte sie ihr kleines Füßchen vor, das in einem gänzlich zerrissenen Pantoffel stak.

„Wie spaßig ist es doch, wenn man kein Geld hat, Agnes!“ sagte Dick, ziemlich gedankenvoll in das sehr bescheidene Feuer, das auf dem Rost glimmte, blickend. „Weißt du, daß ich mir die Armut eher gefallen ließe, wenn es nicht so verwünscht kalt wäre. Zur Sommerszeit muß es um die Dürftigkeit etwas ganz Piquantes sein.“

„Wenn ich nur an die Tausende von Dollars denke,“ versetzte Agnes, „die wir an Thorheiten weggeworfen haben, während der zehnte Teil dieser Summe uns jetzt in einen Taumel des Glückes versetzen würde!“

„Fünf Dollars würden sich freilich jetzt für uns so großartig ausnehmen, wie die ganze englische Staatsschuld in Goldstücken.“

„Erinnerst du dich noch an den Ball, auf dem du mir den ersten Antrag machtest, Dick?“

„Ob ich mich daran erinnere!“

„An die großen hohen Zimmer, deren glänzende Vergoldung in sanftem Licht erglühte; an die elastischen weichen Teppiche, in die der Fuß so tief und wohlig einsank, daß er sein weiches Nest gar nicht mehr verlassen mochte und über dem behaglichen Ausruhen das Weiterschreiten vergaß; — an das Gewächshaus im matten Schimmer farbiger Lampen voll tropischer Pflanzen, die

wie in Träume des Orients versunken schwerfällig nickten, durch das der volle Duft der Tuberosen strömte, als schwebten die Seelen verstorbener Blumen ihrem Paradiese zu; — an die Musik, die durch die weiten Thüren der Tanzsäle hereinflutete oder in der Ferne verklang; an das Rauschen reicher Seidengewänder; an das Gewirr der tausendfachen Stimmen; an die Luft voll Licht und Wohlgeruch; an den Glanz, der rings aus den jugendfrohen Gesichtern der Gäste strahlte wie Sonnenschein, in dem sich unzählige schillernde Schmetterlinge fröhlich wiegen. Weißt du noch, Dick?" —

„O ja," entgegnete Dick mit einem recht trüben Lächeln, indem er den Blick durch den ärmlichen Raum gleiten ließ, in welchem die Beiden saßen. Ich weiß wohl, in welch glänzendem Leben du aufgewachsen bist und in was für ein gründlich anderes ich dich versetzt habe. Du hast die Vergangenheit geschildert, — ich will jetzt die Gegenwart schildern: ein Zimmer im vierten Stock eines verfallenen Miethauses im schmutzigsten Teil von Mulberry-Street; deutsche Schuster und irische Wäscherinnen über und unter uns. Als ganzes Mobiliar ein Tisch und ein Feldbett. Ein paar alte Flaschengestelle statt der Stühle. Zwei Fuß hoch Schnee draußen und keine Kohlen; jedes von uns beiden mit einem sehr gesunden vielversprechenden Hunger ausgestattet, und kein Geld, um Lebensmittel einzukaufen. All' unser verwert-

barer Besitz längst verkauft oder versetzt. Verstoßen von unseren Verwandten, weil wir uns den lächerlichen Gedanken in den Kopf setzten, einander auf Grund reiner gegenseitiger Neigung zu heiraten. Alle unsere Anstrengungen, um Arbeit zu erhalten, beständig von der Vorsehung oder vom Teufel in höchst eigener Person vereitelt. Dabei besitzen wir gerade noch übel angebrachten Stolz genug, um uns nicht zum Betteln entschließen zu können. Falls du Lust hast dich umzubringen, liebe Agnes, so stehen dir dafür die schönsten Rechtfertigungsgründe zur Seite, die je vor einem Pariser Polizeigericht geltend gemacht worden sind. Was hältst du von einem Kohlenbecken mit einer letzten Umarmung? Oder von einer Dosis Strychnin mit einem herzzerreißenden Brief an unsere Angehörigen? Ich würde dir einen Kugelwechsel aus ein paar Pistolen zu besagtem Zwecke vorschlagen, allein ich müßte ja erst welche kaufen und meine Abrechnung bei der Handelsbank ist eben ziemlich verwickelt und ich möchte nicht gerne einen Betrag von irgend welchem Belang auf dieselbe ziehen, bevor solche wieder geordnet ist.“ Dabei lachte der junge Ehemann so herzlich, als handle es sich bei der ganzen Sache etwa um ein Lustspiel, das er mit großer Selbstzufriedenheit deklamierte.

„Dick,“ sagte seine Frau in sehr ernstem Ton, indem sie zu ihrem Gatten hinging und ihn zärtlich auf die

Stirn küßte — „Dick, du treibst Scherz, nicht wahr? Du hast gewiß keine solchen Gedanken?“ —

„Scherz natürlich, mein liebes kleines Miezchen! Von allen verrückten Streichen, die ein Mensch machen kann ist Selbstmord ungefähr der verrückteste. Einen Nebenmenschen umzubringen ist eine Thorheit, weil zehn gegen eins zu wetten ist, daß der Mörder entdeckt und gehängt wird. In soferne ist der Mord nur ein Selbstmord auf Umwegen und mit der unangenehmen Zugabe, einen Nebenmenschen umgebracht zu haben. Aber für den einzelnen ist ein Selbstmord noch etwas Verkehrteres als ein Mord, denn man beraubt sich damit vollends der letzten Möglichkeit einer Rettung. Wir müssen vielleicht Hungers sterben, mein lieber kleiner Mentor, — wiewohl ich es kaum glaube. Da ist es denn das beste, was wir thun können, alle in unserer Macht liegenden Mittel zu erschöpfen, um dieses unangenehme Vorkommnis abzuwenden, und wenn es doch eintritt, ihm männlich — oder wenn es dir besser gefällt, weiblich — entgegen zu treten. Wenn wir uns vergiften wollten, um nicht zwanzig Stunden später Hungers sterben zu müssen — meinst du nicht, das wäre eine rechte Dummheit? Besonders, falls nach unserm Tod unsere Seelen die Entdeckung machen müßten, daß die Vorsehung uns in zwölfter Stunde einen Schutzengel in Gestalt eines Freundes gesandt haben würde, um uns von all' unserm

Elend zu erlösen. Nein, meine Liebe, wir wollen uns nicht mit Schwefelsäure oder auf französische Art aus der Welt schaffen. Sind wir zu schwach, um auf den Füßen zu stehen, so wollen wir uns miteinander niederlegen; und schwinden vor Entkräftung unsere Lebensgeister, so wollen wir uns die Hände reichen, Gott mit unserm letzten Atemzuge danken, und sterben wie die Kinder im Walde. Vielleicht kommt dann, wenn wir tot sind, die irische Waschfrau, die im fünften Stock wohnt, herein wie das Rotkehlchen im Märchen und deckt uns mit grünen Blättern zu. Freilich hat sie gar keine große Ähnlichkeit mit einem Rotkehlchen," fügte Dick mit spöttischer Miene bei, „denn sie flucht entsetzlich und duftet leider nach Branntwein."

Diese Vorstellung wirkte so komisch auf unser Paar, daß beide gleichzeitig in die Hände klatschten und in ein schallendes Gelächter ausbrachen. Angesichts dieser lauten Lustigkeit hätte man glauben können, dieses junge Paar seien die fröhlichsten sorglosesten Leute auf der Welt.

Ihre Geschichte war ein alltäglicher Roman. Sie waren beide Waisen mit dem einen Unterschied, daß Agnes Grey reiche Verwandte, Richard Burdoon dagegen gar keine Verwandten besaß. Ein Oheim, ein alter in Boston wohnhafter Junggeselle, hatte Agnes an Kindesstatt angenommen — ein selbstsüchtiger alter Mann, der das arme Mädchen, nachdem er einmal von dem-

selben Besitz genommen, ganz als sein persönliches Eigentum betrachtete und jeden Versuch, ihm dasselbe wieder zu entreißen, als einen schnöden im höchsten Grade strafwürdigen Raub ansah. Er verhätschelte sie wie Kaligula sein Lieblingsroß; gleich diesem war sie in Purpur und feinstes Linnen gekleidet und schlief in goldstrahlendem Stall. Agnes Grey durfte nur einen Wunsch äußern, und jeder Luxus, den der Reichtum zu schaffen vermochte, fiel ihr in den Schoß aus den Händen ihres Oheims, des häßlichen alten Kobolds. Sie gab Bälle und Matineen und ritt auf arabischen Pferden. Sie hatte den neuesten herrlichsten Schmuck und ihre Kleider waren von wunderbarem Schnitt. Das reizende junge Mädchen besaß Gesundheit, Schönheit und einen nachsichtigen Wächter, so fehlte ihr nur eines noch — ein Liebhaber. Es ist eine eigene Fügung, daß während manche junge Damen ihr Leben lang auf einen Liebhaber warten, ohne daß dieses ihr Sehnen je gestillt wird, andere kaum den entfernten Wunsch darnach zu empfinden brauchen, und flugs regnet es förmlich Anbeter. So hatte Agnes Grey den neuesten ihrer Wünsche kaum im geheimsten Winkel ihres Herzens herauf beschworen, als die Wand sich aufthat und Herr Richard Burdoon mit einer Liebeserklärung daraus hervortrat. Ich will damit nicht sagen, die Wand habe sich in Wirklichkeit aufgethan, sondern nur bildlich ausdrücken, daß derselbe in einem Nu dastand. Sie trafen sich in Ge=

sellschaft. Richard, der gerade ein Jahr vorher durch den Tod seines einzigen Verwandten einige tausend Dollars geerbt hatte, machte sich nach Europa auf, um dieselben los zu werden. Dies gelang ihm vortrefflich, und zu der Zeit, von der ich spreche, war er eben zurückgekehrt im Besitz einer Masse unnützer Erfahrungen und einer Summe von genau 350 Dollars. Von der sinnreichen Anschauung ausgehend, daß ein solch unermeßliches Kapital jeden dummen Streich rechtfertige, ging er mit Agnes auf und davon, ohne den alten Drachen von Oheim um seine Einwilligung zu fragen. Der eifersüchtige Alte, der an seiner empfindlichsten Stelle verletzt war, tobte wie eine Furie, enterbte seine unglückliche Nichte und that einen feierlichen Schwur, sie eher Hungers sterben zu lassen, als ihr zu Hilfe zu kommen. Anfangs schlugen Agnes und ihr Gatte diesen Drohungen ein Schnippchen. Besaßen sie denn nicht 350 Dollars? Ausgerüstet mit einer solch unberechenbaren Summe, was brauchten sie an Not und Elend zu denken? Sie kamen nach New-York. Ach, wie schnell wechselten die Bilder in dem Panorama! — Erst feine Gemächer im Metropolitan-Hotel; dann Fremdenpension mit plötzlichem Abzug wegen unbezahlter Rechnungen; dann billige Wohnungen und Besuche beim Pfandleiher; dann bittende Briefe an den alten Oheim, welche sämtlich uneröffnet zurückkamen. Schließlich finden wir sie hier in dem

elenden Miethaus in Mulberry-Street ohne einen Heller Geld, wie sie unter Lachen dem Hungertod ins Angesicht schauen.

Wo ist das Wunder, das Jugend und Hoffnung nicht zu verrichten vermöchten? — Die schwärzesten Gespenster ergreifen vor ihrem munteren Lachen die Flucht wie beim ersten Hahnenschrei. Midas, der alles in Gold verwandelte, hätte der Gott der Jugend zu heißen verdient!

Nach einer Pause in der heiteren Unterhaltung des jungen Paares, welche ich mir zu nutze gemacht habe, um dessen Geschichte in Kürze zu erzählen, äußerte Dick plötzlich, als käme er sich jetzt erst zum klaren Bewußtsein: „Weißt du, Agnes, daß ich recht tüchtig Hunger habe?“ —

„Nein! Wirklich?“ erwiderte Agnes mit einem höchst ergötzlichen Ausdruck des Erstaunens, „dann wollen wir sogleich das Essen auftragen lassen.“

„Gewiß,“ erwiderte Dick unwillkürlich auf ihren Scherz eingehend, „diese Köchin braucht heute verzweifelt lange. Ich werde sie fortschicken.“ Dabei that er, als schaue er auf die Uhr.

„Ich will John klingeln und ihm sagen, er solle ihr Füße machen,“ sagte Agnes mit einer Geberde, als zöge sie die Klingel. Nach einer Pause, während deren der mythische John die Treppe heraufgekommen sein konnte, fuhr sie fort:

„John, sage der Köchin, sie solle das Essen augenblicklich heraufschicken; der Herr ist sehr ungehalten, daß es so lange dauert.“

„Sehr wohl, gnä' Frau,“ antwortete eine mürrische Stimme, von der Agnes nicht zu bemerken schien, daß sie aus Dicks tiefster Brust kam. Nun unterhielten sich Agnes und ihr Gatte ein paar Minuten lang von gleichgiltigen Dingen, wie um sich damit die Zeit des peinlichen Wartens auf das Essen zu verkürzen. Nach angemessener Frist meldete Johns mürrische Stimme auf dieselbe geheimnisvolle Art wie vorhin, daß aufgetragen sei. Hierauf reichte Dick in höchst zeremoniöser Weise Agnes den Arm, um sie in großer Toilette in das Speisezimmer zu führen. Dieses festliche Geleite bestand jedoch nur darin, daß er ein paarmal mit ihr in dem öden Zimmer auf und ab ging und sie an den alten tannenen Tisch führte, den man sich als mit allen Delikatessen der Jahreszeit beladen vorstellte. Dick war angenehm überrascht von der Üppigkeit des Mahles.

„Was,“ rief er, indem er sich auf dem alten Flaschengestell niederließ und über den leeren Tisch hinblickte — „welch ein köstliches Mahl! ha! Ich will mir's schmecken lassen! Ich habe einen herrlichen Appetit. John, decke die Suppe auf. Potage à la reine, meine Liebe. Vortrefflich, dem Duft nach zu schließen. Darf ich dir davon bringen lassen?“ —

„Ja, danke, mein Lieber," erwiderte Agnes, indem sie sich von dem mythischen John einen idealen Suppenteller reichen ließ. „Köstlich! Aber oh weh! jetzt habe ich mir wirklich den Mund verbrannt, sie ist so heiß!" — und nun stellte Agnes täuschend alle Qualen dar, die ein Löffel voll zu heißer Suppe verursacht.

„Salm, so wahr ich lebe," rief Dick mit gut gespieltem Erstaunen. „Für diesen Fisch ist es noch früh an der Zeit."

„Er kommt aus Schottland in Eis."

„Ein stolzes Tier!" bemerkte Dick, während er ein eingebildetes Fischmesser mit wunderbarer Fertigkeit handhabte. „Kein herrlicheres Vergnügen als der Salmfang, zumal an den Flüssen Schottlands und Irlands. Die großartige Umgebung; die reißende Strömung; die lange biegsame Angelrute; der zischende Streifen, den die prächtige Fliege bildet, wenn sie hineinfällt in den tiefen Tümpel, in dem die silberschuppigen Schelme stecken. Dann der Ruck, das rasche Schwirren des Rades; die blitzenden Sprünge des gefangenen Fisches; die Verzweiflung, wenn die Schnur nachläßt, weil er stromaufwärts schwimmt; die Freude, wenn er wieder anzieht; die atemlose Spannung, wenn der Haken an seiner Unterseite festsitzt; der tiefe Seufzer der Erleichterung, wenn er in das Boot heraufgezogen wird, um sich schlagend und Blitze sprühend im Todeskampf; das alles ist —"

„Eine höchst lebendige Schilderung,“ wirft hier Agnes ein, „allein dein Salm wird darüber kalt, mein teurer Gatte!“

„Ach freilich,“ ruft Dick plötzlich abbrechend und widmet sich nun mit hingebendem Eifer der Zerlegung eines imaginären Stückes von dem rosigen mit zarten weißen Schichten durchsetzten Fleische. „Welch köstlicher Salm! Wir sind unserm großmütigen Freund in Schottland wirklich zu Dank verpflichtet.“

„Du wirst diesen turban de volaille aux truffes ganz vortrefflich finden,“ sagte Agnes, die vor ihr stehende ideale Platte mit Kennermiene betrachtend. „François ist, wie sein voriger Herr sagt, berühmt dafür.“

„Hm, wir wollen sehen,“ murmelte Dick die Lippen kräuselnd und sich mit kritischer Wichtigkeit auf seinem Flaschengestell zurücklehnend, so weit er konnte. „Lieber Himmel, Agnes,“ rief er jedoch plötzlich mit einer Geberde des Abscheus, „wie magst du so etwas loben? Was, der Kerl hat ja nicht einen einzigen Hahnenkamm hinein gethan! Pfui! Hier John, nimm das weg und sage François, wenn er noch einmal ein derartiges Gericht herauf schicke, werde ich ihn zwingen, es selber aufzuessen.“

„Zum Glück sind noch ein paar vorzügliche côtelettes à la financière da, so daß wir das Geflügel entbehren können,“ bemerkte Agnes.

„Diese sind in der That vortrefflich," erwiderte Dick, und that dabei als hätte er ein Stück von den saftigen Koteletten zwischen den Zähnen.

So ging es fort bis zum Schluß des sonderbaren Mahles; ein Leckerbissen nach dem andern wurde angekündigt — die zum Teil Anklang fanden, zum Teil scharf kritisiert und noch öfter mit Entrüstung zurückgewiesen wurden. Der unglückliche François mußte mehrere strenge Verweise über sich ergehen lassen, die ihm der mythische John übermittelte. Das Wildbret wurde für ausgedörrt erklärt und bei einem englischen Fasan — einem Geschenk von einem hochstehenden Freunde — lautete das Urteil dahin, daß derselbe durch die Zubereitung gänzlich verdorben worden sei. Das Dessert dagegen, bestehend aus einem soufflé und köstlichem Konfekt, gâteaux Egyptienne genannt, wurde feierlich als ganz vollendet anerkannt und John erhielt den Auftrag, François als Pflaster auf die Verweise, die er bei den vorherigen Gängen erhalten, einen schmeichelhaften Lobspruch dafür zu überbringen. Zwei Kinder, die „Gesellschaft" halten, hätten dieses eingebildete Mahl nicht mit größerem Ernste durchführen können. Die zugehörigen Weine wurden jedesmal an der richtigen Stelle getrunken und alle die kleinen Zeremonien eines förmlichen Gastmahls gewissenhaft durchgemacht. Ganz zuletzt, nachdem der Kaffee serviert und getrunken und die Tafel abgeräumt war und

John sich ehrerbietig zurückgezogen hatte — begegneten sich die Augen des jungen Paars und beide brachen dabei in ein helles Lachen aus. Die vornehme Steifheit der großen Dame en grande tenue von sich werfend, lief Agnes zu ihrem Gatten hin, faßte ihn um den Hals und ließ an seiner Brust ihrer Heiterkeit vollen Lauf.

„Hör' einmal, meine Liebe," sagte Dick nach einer kleinen Weile, „ob man mich nun für einen Vielfraß, einen Währwolf, einen Vampyr und was noch sonst alles ansieht, oder nicht — ich kann dir das Geständnis nicht ersparen, daß ich eigentlich jetzt noch hungriger bin, als vor Beginn dieses ausgesucht feinen Mahles, das abgesehen von ein paar mißlungenen Gerichten François die höchste Ehre macht."

„Möchtest du es noch einmal durchkosten, Dick?" fragte Agnes ohne eine Miene zu verziehen. „Nichts ist ja leichter als das, wie du weißt."

„Gewiß," entgegnete dieser mit unsicherer Stimme, „nichts leichter; aber — aber leider nimmt mein Geschmack eine etwas ordinäre Richtung. Ich erröte wirklich bei dem bloßen Gedanken; aber es hilft nichts: ich empfinde in diesem Augenblick ein ausgesprochenes Verlangen nach einem Stück Rostbraten."

„Wie sonderbar," erwiderte verwundert Agnes. „Nun, die Natur bestraft manchmal die Schwelger, indem sie rohe Gelüste in ihnen erweckt. Ich bedauere dich, Dick.

Was mich angeht, so vermöchte höchstens vielleicht ein zartes saftiges Rebhuhn — aber wirklich ein Ausbund von duftendem kräftigem Wohlgeschmack — meinen übersättigten Appetit noch zu reizen.“

„Ich sage dir, Agnes,“ rief Dick, „ich habe jetzt nun einmal die Neigungen eines armen Teufels, der keinen Heller in der Tasche hat. Ja, zucke nur mit den Schultern, — aber ich fühle wirklich den Wunsch, mich meines Glanzes zu entkleiden und etwas zu thun, was zu der Üppigkeit, die uns umgiebt, gar nicht paßt.

„Und das wäre?“ —

„Du kennst die prächtige Ausgabe des Erasmus, die ich von meinem alten Freund Harry Waters bei meiner Abreise zum Geschenk erhielt. Nun, ich hänge zärtlich an dem Buch um seinet- und um der liebevollen Widmung willen, die er auf die erste Seite geschrieben. Wenn es einem recht armen Mann gehörte, der sonst nichts zu verwerten hat, so würde der es verkaufen, denn es ist mit Silber beschlagen und wertvoll. Nun möchte ich, bloß um eine Grille zu befriedigen und um praktisch zu erfahren, wie es einem armen Mann zu Mut ist, hingehen und dieses Buch verkaufen — rein nur dieser Grille zu lieb, auf Ehrenwort!“

„Du hattest von je her sonderbare Ideen, mein Lieber,“ versetzte Agnes mit einer Unbefangenheit, als hätte sie über Millionen zu verfügen; doch bemerkte man deutlich,

wie durch diese sorglose Heiterkeit für einen Augenblick ein plötzlicher Hoffnungsstrahl blitzte. Man sah wohl, wie sie aus diesem Buch — an das sie sicherlich inzwischen gar nicht mehr gedacht hatte, — noch einmal die Hoffnung auf eine kurze Henkersfrist schöpfte; und der Mut, mit dem sie lachend dem Hungertod ins Auge geschaut hatte, erschien in diesem Augenblick in um so hellerem Lichte.

„Jetzt will ich noch den letzten Millionärsstreich ausführen, ehe ich die Rolle eines Bettlers übernehme," sagte Dick, indem er sich munter von seinem Flaschengestell erhob. „Sardanapal verbrannte seine ganze Habe, warum soll ich nicht meine Stühle verbrennen? Das Feuer geht in höchst unverantwortlicher Weise aus; nun wollen wir einmal sehen, wie dieser ‚Fauteuil' brennt!"

Damit schlug er das Gestell in Stücke und warf diese auf den beinahe leer gebrannten Rost. Mit hoher heller Flamme loderte das Holz auf; ein roter Schein erfüllte den kalten nackten Raum, als wäre von dem purpurnen Burgunder Wein, der einst zwischen den Brettern geruht, eine Spur daran zurückgeblieben.

„Diese Flamme ist wirklich wohlthuend," sagte Agnes, indem sie sich die Hände wärmte, während ein schwacher Schimmer von Freude über ihre Züge lief. „Weißt du, daß mir ein Holzfeuer lieber ist, als irgend ein anderes?"

„Es versetzt einen in die Feudalzeiten." Damit be-

gann er das ärmliche Zimmer als die reich mit Wappen und Fahnen geschmückte Halle eines freiherrlichen Schlosses auszumalen, worin er und Agnes sich in Federhut und langer Schleppe bewegten. Eben überlegte er, ob Hubert, der Seneschall, enthauptet werden solle oder nicht, und wandte sich an Agnes mit den Worten: „Soll ich seine sofortige Hinrichtung anordnen, oder" —

„Das Buch verkaufen?" unterbrach ihn die letztere, „wie es Euch beliebt."

„Beim Jupiter, das habe ich vergessen!" rief Dick, der nun in einem Augenblick seine ganze feudale Herrlichkeit vergaß. „Agnes, in fünf Minuten bin ich zurück. Sage John, daß er den Thee richtet, wir werden das Sèvresservice nehmen." — Damit stürmte er in ein paar Sprüngen die gebrechliche Treppe hinab.

Mit sorgenvollem Lächeln beugte sich Agnes über das schnell verflackernde Feuer. Kaum waren die Schritte ihres jungen Gatten in der Ferne verklungen, als das Bewußtsein ihrer Lage ihr mit ganzer Schwere auf's Herz fiel — es war ihr, als schließe sich eine dunkle Mauer immer enger um sie, die sie zu ersticken drohe; eben wollte der letzte Streifen blauen Himmels verschwinden — da erklangen rasche Schritte auf der Treppe und Dick stürmte ins Zimmer, jubelnd und tanzend und ein Papier hoch empor haltend.

„Zwei Dollars," rief er unter tollen Sprüngen, „zwei

Dollars für dieses herrliche, prächtige, köstliche, saftige Buch mit Silbertressen wie ein Milizoffizier, zwei Dollars! Wer bietet mehr? — Niemand! Also fort für zwei Dollars!"

„Du willst doch nicht sagen," — versetzte Agnes, sich heftig erhebend.

„Ja wohl. Genau zwei Dollars habe ich für das Buch bekommen. Es war fünfzehn wert, aber wir dürfen es uns nicht zu sehr zu Herzen nehmen. Ist das nicht großartig?" Damit schwang er den Zweidollarschein wie ein junger Fähnrich seine Fahne in der Schlacht. „Ich habe das Geld heimgebracht, liebe Agnes, weil ich denke, du weißt es am besten zu verwenden. Hätte ich selbst versucht, Eßwaren einzukaufen, so würden mich diese Schufte von Händlern sicher betrogen haben. Was wollen wir nehmen?"

„Was hältst du von Würstchen?" wagte Agnes ziemlich schüchtern vorzuschlagen. „Sie sind billig und" —

„Köstlich!" rief Dick mit einem neuen Freudensprung. „Entzückend! Ich schwärme für Würstchen! Würstchen mit zartem Weißbrot und Butter — und ein paar Äpfel — und wir werden herrlich und in Freuden leben!"

„Die Cigarre für Dick nicht zu vergessen," flüsterte Agnes, liebevoll zu ihm aufblickend. „Ich weiß, du sehnst dich nach einer Cigarre."

„Engel!" rief Dick, schloß sie in die Arme und tanzte

mit ihr im Zimmer umher. „Unergründlich ist des Weibes Liebe!“

„Ich gehe fort auf den Markt, mein Guter,“ sagte Agnes und gab ihm einen Kuß zum Abschied. Im selben Augenblick klopfte es an der Thür. Das Herz schlug beiden. Wer konnte es sein? Ein neues Mißgeschick? Es war Dick vorgekommen, als ob der Buchhändler, bei dem er das Buch verkaufte, einen solchen Besitz bei ihm verdächtig finde. Ein Stoßgebet sandte das junge Paar zum Himmel, daß doch kein Unheil drohen möge.

„Wohnt Herr Burdoon hier?“ fragte draußen eine tiefe rauhe Stimme.

„Jawohl,“ erwiderte Richard unerschrocken. „Nur herein.“

Ein kleiner untersetzter Mann in einem Überzieher trat ein und blieb an der Thür stehen. Ein düsteres Zwielicht herrschte im Zimmer. Die letzten Zuckungen des assyrischen Freudenfeuers waren soeben erstorben, und vergebens bemühte sich Dick, das Aussehen des Fremden zu erkennen.

„Sind Sie Herr Burdoon?“ fragte derselbe. „Der bin ich,“ lautete die Antwort. „Was wünschen Sie? Ich würde Ihnen einen Sitz anbieten, allein leider ist mein ganzes Mobiliar eingepackt.“

„Macht nichts!“ antwortete der Mann mit rauher

Stimme. „Sie haben vorhin im Marbellschen Buchladen ein Buch verkauft, nicht wahr?“

„Ich sehe wirklich nicht ein,“ versetzte Dick in hochmütigem Tone, „daß das jemand anders angeht, als mich selber.“

„Sachte, sachte, Freund; Sie brauchen sich nicht zu erhitzen. Wie kam das Buch in Ihren Besitz?“

„Sind Sie ein Polizeibeamter?“

„Einerlei; beantworten Sie erst meine Frage.“

„Gut; aber nachher werfe ich Sie die Treppen hinunter, Freund.“

„Darauf lasse ich es ankommen,“ meinte der Fremde mit einem kurzen Auflachen.

„Nun denn: ich hatte es von einem Freund bekommen,“ erwiderte Dick und trat dabei in unheilverkündender Weise auf den lästigen Frager zu.

„Warten Sie nur noch einen Augenblick, ehe Sie mich hinauswerfen. Warum gaben Sie das Buch her?“

„Zum Henker, das geht Sie nichts an!“ schrie Dick wütend. „Wenn Ihnen ihre Knochen lieb sind, so machen Sie jetzt, daß Sie fort kommen!“

„An meinen Knochen liegt mir nichts, deshalb gehe ich nicht, bis Sie mir geantwortet haben,“ versetzte der Fremde ganz ruhig. Bei dieser Kühnheit vermochte Dick ein Lächeln nicht zu unterdrücken.

„Für jede Frage, die ich beantworte, bekommen Sie

einen Puff weiter. Sie wissen jetzt die Bedingungen. — Fragen Sie also immer zu.“

„Warum gaben Sie das Buch her?“

„Weil ich am Verhungern war und mit ansehen mußte, wie meine Frau mit einem tapfern Lächeln auf den Lippen vor Kälte und Hunger umkam. Weil ich vergebens nach Arbeit gesucht habe, und wir nichts zu essen, kein Feuer und keine Möbeln hatten in dieser elenden Höhle. Aus diesen Gründen habe ich das Buch verkauft, das der gute alte Harry Waters mir gegeben; etwas anderes hätte mich nie soweit gebracht, sein Geschenk zu veräußern. Nun habe ich Ihnen meine elende Lage eröffnet und Sie sollen mir teuer dafür bezahlen, seien Sie, wer Sie wollen. Ich schlage Ihnen alle Knochen im Leibe entzwei. Damit stürzte er wie ein Tiger auf den kleinen untersetzten im Dämmerlicht vor ihm stehenden Mann los. Plötzlich fühlte er sich an der Schulter gepackt und wie von einer riesenstarken Schraube auf der Stelle festgehalten.

„Dick Burdoon,“ sagte der Fremde, — und jetzt klang seine Stimme zart und sanft, — „du wirst mich nicht hinauswerfen; hast du doch in mancher sternhellen Nacht auf der schweigenden Flur in meinem Arm und an meiner Brust geruht, während wir von den herrlichen Dingen zusammen sprachen, die wir einst im Leben Hand in Hand mit einander ausführen wollten.“

Dick zitterte wie Espenlaub und war keines Wortes mächtig.

„Du wirst mich nicht hinauswerfen, Dick Burdoon," fuhr der Fremde fort, indem er Dicks Schulter losließ und ihn an sich zog, „denn als an einem heißen Tage einst ein kleiner schwacher Knabe an klarem Flusse Kühlung suchte, geriet er in eine tiefe Stelle und sank. Da stürzte sich sein Freund, der älter und stärker war, als er, ins Wasser, entschlossen, ihn zu retten oder mit ihm zu sterben. Zweimal tauchte er in das tiefe Wasser und das zweitemal fand er ihn an Wasserpflanzen festhängend und einem sichern Tode geweiht. Er rang sich mit ihm bis ans Land, und als er das Ufer erreicht hatte, war der Retter kaum weniger erschöpft als der Verunglückte. Als sie aber Kraft und Sprache wieder gefunden, schwor der Jüngere seinem Retter ewige Dankbarkeit und sie gelobten sich Freundschaft für alle Zeiten."

„Ich weiß, ich weiß!" rief Dick schluchzend.

„Seither," fuhr der Fremde fort, „sind ihre Lebenswege auseinander gegangen, aber ich weiß, daß in beider Herzen noch die alte Freundschaft lebt, und daß, wenn es dem einen übel erginge in der Welt, der andere seinen letzten Atemzug daran setzen würde, um es ihm wieder gut zu machen. Darum glaube ich, daß du mich nicht hinauswerfen wirst, Dick Burdoon."

„Harry! Harry Waters — mein lieber, guter, alter

Junge!“ rief Dick unter seinen Thränen und warf sich in die Arme des Fremden.

„Gott sei gelobt, Harry, daß du gekommen bist; es war höchste Zeit!“ —

„Ich sah dich, mein Junge,“ sagte Harry, ihn mit mütterlicher Zärtlichkeit in die Arme schließend, „gerade in den Laden eintreten. Du weißt, ich war stets dafür bekannt, gerne in alten Buchläden herumzustöbern, und ich bin jetzt recht froh über diese meine Liebhaberei. Ich sah, wie du den alten Erasmus verkauftest und wußte also, daß etwas bei dir nicht in Ordnung sein mußte. Ich ging dir hieher nach — und jetzt sind wir drei beisammen, Gott sei Dank, für eine lange Zukunft.“ Damit ergriff der gute Mensch die arme zagende Agnes bei der Hand und zog auch sie heran zu der Gruppe liebevoller Freundschaft, die nun alle drei vereinte.

Ich brauche wohl kaum erst zu sagen, wie Harry Waters, der reiche Junggeselle, Agnes und Dick noch denselben Abend zu sich ins Haus nahm und ihnen hohe Ehre anthat; wie sie bei ihm wohnten, bis Dick Beschäftigung fand, durch die er sich Schritt für Schritt zu einem bedeutenden Kaufmann aufschwang; wie Dicks Erstgeborner feierlich auf die Namen Harry Waters Burdoon getauft wurde. Nein, der teilnehmende Leser, der ja sicher schon lange unserem jungen Paar ein ordentliches Mahl gewünscht hat, vermag sich diese glücklichen Tage selbst

genügend auszumalen. Nur eines muß ich noch erzählen von jenem Abend, an dem der Erasmus zum Buchhändler wanderte. Nachdem das Schluchzen und die Umarmungen ihr Ende gefunden hatten, fragte Harry, um überhaupt etwas zu sagen, Dick: „A.propos, habt ihr schon gegessen?“ —

Dick wandte sich zu seiner Frau, über deren Züge ein Lächeln glitt, und gab zur Antwort: „O ja, vor einer Stunde haben wir üppig gespeist.“

„Ah! wirklich?“ — versetzte Harry, sichtlich erstaunt.

„Ja! am ‚Tischlein-deck'-dich‘ unsrer Phantasie haben wir geschwelgt!“ — —

Ein Kampf ums Leben.

Von Thomas Bailey Aldrich.

Als ich eines Tages durch Boston Common ging, das zwischen meiner Wohnung und meinem Bureau liegt, sah ich einen Herrn, welcher die Mall entlang schlenderte. Ich bin in der Regel auf meinen Geschäftsgängen in mich gekehrt und kann oft durch belebte Straßen wandeln, ohne daß ich irgend jemand besonders beachten würde. Aber dieses Mannes Antlitz drängte sich mir auf — es war ein eigentümliches Antlitz. Die Augen waren glanzlos und das Haar, welches er lang trug, war grau gesprenkelt. Haare und Augen waren, wenn ich so sagen darf, sechzig Jahre alt und das Übrige an ihm noch nicht dreißig. Die Jugendlichkeit seiner Gestalt, die Elastizität seines Ganges und das ehrwürdige Aussehen seines Kopfes waren Widersprüche, welche viele neugierige Blicke auf sich zogen. Er erweckte den peinlichen Verdacht in mir, er müsse in den Besitz des Kopfes oder des Körpers von jemandem Anders gelangt sein. Er war anscheinend

Amerikaner, wenigstens was seinen oberen Teil anbetraf — der Gesichtsschnitt der Bewohner Neu-Englands ist unverkennbar — augenscheinlich ein Mann, welcher etwas von der Welt gesehen hatte, aber merkwürdig jung und alt.

Ehe ich das Thor der Parkstraße erreichte, hatte ich den Gedankengang wieder aufgenommen, in welchem er mich unwissentlich gestört hatte; aber im Verlauf dieses Tages trat dieser alte, junge Mann mit der ungefurchten Stirn und den silberdurchzogenen Haaren, immer wieder gleich einem Phantom, zwischen mich und meine Pflichten.

Am nächsten Morgen begegnete ich ihm wieder in der Nähe der Mall. Er lehnte nachlässig an dem grünen Gitter und schaute auf zwei hilflose Schiffchen, welche ein paar Gassenjungen den Gefahren des Weihers ausgesetzt hatten. Die Fahrzeuge lagen friedlich inmitten des Ozeans, mit einer, im Vergleich zu der fieberhaften Unruhe ihrer am Ufer wartenden Besitzer empörenden Passivität. Als der fremde Herr ihre Not wahrnahm, verklärte ein Strahl seine matten Augen, dann verlosch er und sie wurden trauriger als zuvor. Ich dachte unwillkürlich, ob auch er früher einmal Schiffe ausgesandt hatte, welche segelten und weiter segelten und niemals in den Hafen gelangten und ob dieses harmlose Spiel ihm ein Bild seiner eigenen Enttäuschungen war.

„Dieser Mann hat eine Geschichte und ich möchte sie gern wissen,“ sagte ich halblaut zu mir, indem ich auf einem der gewundenen Pfade stehen blieb, welche von dem stillen Rand des Weihers ausgehend in dem Lärm und Tumult der Tremontstraße endigen.

„Möchten Sie?“ frug es plötzlich neben mir. Ich wandte mich um und stand Aug in Auge mit Herrn H., einem meiner Nachbarn, welcher sich lächelnd wunderte, mich im Selbstgespräch zu finden.

„Nun,“ fügte er nachdenklich hinzu, „ich kann Ihnen die Lebensgeschichte dieses Mannes erzählen, und wenn Sie meiner Erzählung irgend eine ebenso merkwürdige zur Seite stellen können, so soll es mich freuen, sie zu hören.“

„Sie kennen ihn also?“

„Ja und nein, das heißt, ich kenne ihn nicht persönlich, aber es ist mir eine seltsame Episode aus seinem Leben bekannt. Ich hielt mich grade in Paris auf, als er begraben wurde.“

„Begraben?“

„Nun, um genau zu sein, nicht gerade begraben, aber etwas, was dem sehr ähnlich ist. Wenn Sie eine freie halbe Stunde haben,“ fuhr mein Freund H. fort, „so wollen wir uns auf diese Bank setzen und ich will Ihnen eine Geschichte erzählen, die vor einigen Jahren großes Aufsehen in Paris machte. Unser Herr dort drüben wird

die Illustration zu der Geschichte abgeben — ein richtiges Titelbild!“

Die folgenden Zeilen enthalten die Geschichte, die mir Herr H. erzählte. Während er sprach, erhob sich ein leiser Wind; die kleinen Schaluppen wurden sanft auf dem Ozean umhergetrieben; ihre besorgten Besitzer flogen bald da bald dorthin, je nachdem die trügerische Briese ihre Spielzeuge nach dem einen oder anderen Ufer treiben wollte. Zwischen hinein zwitscherten die Rotkehlchen auf den frischbelaubten Ulmen, während der alte junge Mann am Gitter im Sonnenschein lehnte, und sich wohl nicht träumen ließ, daß einige Schritte von ihm entfernt zwei Plauderer sich von ihm unterhielten.

Mein freundlicher Nachbar erzählte also: „In einem Salon, aus dessen höherem Fenster man den Place Vendôme überschauen konnte, saßen drei Personen. Herr Dorine, welcher den andern beiden Insassen des Gemaches halb den Rücken zugewandt hatte, las in einer Nische das „Journal des Débats und pausierte von Zeit zu Zeit, um seine Brille zu putzen. Dabei vermied er ängstlich, zu seiner Rechten zu blicken, wo auf einer Causeuse Mademoiselle Dorine und ein junger Amerikaner saßen, dessen strahlendes Gesicht schon seine Beziehung zur Familie zu verraten schien. In ganz Paris war wohl an diesem Nachmittag kein Glücklicherer, als Philipp Wentworth. Das Leben hatte sich so herrlich für

ihn gestaltet, daß er fast davor bebte, über das Heute hinauszuschauen. Was konnte die Zukunft seinem befriedigten Herzen noch bieten? was aber konnte sie ihm nicht rauben? Das höchste Glück weckt immer etwas Melancholisches, eine Vorahnung, eine flüchtige Wehmut, ein Gefühl ohne Namen. Wentworth war sich dieses leichten Schattens bewußt, als er an jenem Abend von seinem Platz aufstand und beim Abschied Juliens Hand gedankenvoll an seine Lippen führte. Ein scharfer Beobachter würde ihn nicht für das, was er war, den glücklichsten Mann in Paris gehalten haben.

Herr Dorine legte seine Zeitung weg und trat auf ihn zu. „Wenn das Haus," sagte er, „so ist, wie es Herr Cherbonneau schildert, so rate ich Ihnen, sofort mit ihm abzuschließen. Ich würde Sie begleiten, Philipp, aber offen gesagt, es fällt mir zu schwer, dieses Vögelchen zu verlieren, als daß ich Ihnen noch helfen möchte, seinen Käfig zu wählen. Vergessen Sie nicht, der letzte Zug nach Paris geht um 5 Uhr ab und verfehlen Sie ihn ja nicht, denn wir haben zu morgen Abend Plätze für Sardous neuestes Stück. Bis morgen Abend," fügte er scherzend hinzu, „ist unsere kleine Julie hier um zehn Jahre älter geworden — es ist solch' eine Ewigkeit zwischen heut und morgen."

Am nächsten Morgen brachte der Bahnzug Philipp in eine der schönsten Ortschaften im Umkreis von Paris.

Ein Spaziergang von einem Stündchen durch grüne Fußpfade führte ihn zu Herrn Cherbonneaus Besitztum. In träumerischer Versunkenheit wandelte der Jüngling von einem Punkt zum andern; er besichtigte das Gewächshaus, die Ställe, die Wiesen und das kleine Gehölz, in welchem ein Bach lustig murmelte. Nachdem er mit Herrn Cherbonneau gespeist hatte, schloß er den Kauf ab und begab sich zur Station, grade noch rechtzeitig, um den Expreßzug zu erreichen. —

Als Paris wieder vor ihm lag mit seinen Lichtern, die in der Dämmerung blinkten, mit seinen Kuppeln und Domen, die in die Abendluft strebten, kam es Philipp vor, als seien Jahre verstrichen, seit er die Stadt verlassen hatte. In Paris angekommen, fuhr er in sein Hôtel, wo auf seinem Tisch mehrere Briefe lagen. Er nahm sich nicht einmal die Mühe, einen Blick auf die Adressen zu werfen, sondern vertauschte schnell seinen Reise-Überrock mit einem geeigneteren Anzug.

Wenn es ihm in seiner Hast, zu Fräulein Dorine zurückzukehren, vorher geschienen hatte, als ob der Eisenbahnzug Schritt führe, so schien es ihm jetzt, als ob der Fiacre schliche. Endlich bog er in den Place Vendôme ein und hielt vor Herrn Dorines Haus. Die Thür sprang auf, als Philipps Fuß die erste Stufe berührte. Der Diener nahm ihm Mantel und Hut ab, stumm und wie

es Philipp schien, mit ganz besonderer Ehrerbietung, aber war er nicht auch jetzt ein Mitglied der Familie?

„Herr Dorine," sagte der Diener langsam, „ist nicht im Stande, Monsieur augenblicklich zu sprechen. Er wünscht, daß Monsieur in den Salon gewiesen werde."

„Ist Mademoiselle —?"

„Ja, Monsieur."

„Allein?"

„Allein, Monsieur," erwiderte der Mann und warf einen erstaunten Blick auf Philipp, welcher kaum einen Ausruf der Freude unterdrücken konnte.

Es war das erste Mal, daß ihm ein solches Vorrecht gestattet wurde. Seine Zusammenkünfte mit Julie hatten bisher stets in Herrn Dorines Gegenwart, oder der eines anderen Mitglieds des Hauses stattgefunden. Eine wohlerzogene junge Pariserin pflegt nur einen förmlichen Verkehr mit ihrem Bräutigam.

Philipp zögerte nicht auf der Treppe; mit leichtem Herzen sprang er die Stufen hinauf und nahm immer zwei zu gleicher Zeit. Dann eilte er durch die schwach erleuchtete Halle, wo ihn der zarte Duft ihrer Lieblingsblumen empfing und öffnete unhörbar die Thüre des Salons. —

Das Zimmer war verdunkelt. Zu Füßen des Kandelabers stand ein länglicher schwarzer Kasten auf einem Gestell. Daneben auf einem Tisch befand sich eine

brennende Kerze, ein Kruzifix und einige weiße Blumen. Julie Dorine war tot. —

Als Herr Dorine in der Bibliothek den plötzlichen Schrei hörte, der durch das stille Trauerhaus drang, stürzte er herzu und fand Philipp totenblaß in der Mitte des Zimmers stehen.

Bald darauf sollte Wentworth die näheren Umstände des schrecklichen Unglücks erfahren, das ihn betroffen hatte. Am vergangenen Abend hatte sich Dorine anscheinend im besten Wohlbefinden auf ihr Schlafzimmer begeben und ihr Kammermädchen mit der Weisung entlassen, sie am andern Morgen zeitig zu wecken. Zur bezeichneten Stunde trat das Mädchen ins Zimmer. Fräulein Dorine saß in einem Armstuhl, scheinbar schlafend. Das Licht in dem Armleuchter war heruntergebrannt und zu ihren Füßen lag ein halb geöffnetes Buch auf dem Teppich. Das Mädchen stutzte als sie sah, daß das Bett unberührt war und ihre Herrin noch in voller Toilette. Sie eilte auf dieselbe zu. Es war nicht Schlummer — es war der Tod. —

Zwei Botschaften wurden schleunigst an Philipp abgeschickt, eine auf die Station in G., die andere nach seinem Hôtel. Die eine verfehlte ihn auf dem Wege, die andere hatte er versäumt zu öffnen. Bei seiner Ankunft in Herrn Dorines Haus wurde ihm durch den Diener, der voraussetzte, daß Wentworth von dem Tode seiner Braut

unterrichtet sei, die Kunde mit plumpester Grausamkeit zu Teil, indem er direkt in den Salon geführt wurde. —

Fräulein Dorines Reichtum, ihre Schönheit, ihr plötzlicher Tod und das Romantische, das ihre Liebe zu dem jungen Amerikaner für viele hatte, zog eine ungeheure Menschenmenge zu den Trauerfeierlichkeiten in der Kirche der Rue d'Aguesseau herbei. Die Leiche sollte in Herrn Dorines Erbbegräbnis auf dem Kirchhof Montmartre beigesetzt werden.

Diese Gruft muß in wenigen Worten beschrieben werden: Sie war von einem Gitter von Eisendraht umgeben durch welches man in einen kleinen Vorplatz oder Halle, sah. Am Ende dieses Raumes befand sich eine schwere eichene Thüre, aus der man auf einigen Stufen hinunter in die Gruft gelangte. Das Gewölbe maß fünfzehn bis zwanzig Fuß im Quadrat, wurde sinnreich von der Decke aus ventiliert, und war dunkel. Es standen zwei Sarkophage darin, der eine enthielt die sterbliche Hülle der Frau Dorine, die schon lange tot war — der andere war neu und trug auf der einen Seite das von Lilien umschlungene Monogram J. D.

Der Trauerzug hielt an der Pforte des kleinen Vorgärtchens, das den Begräbnisplatz umgab, und nur die nächsten Verwandten folgten den Trägern in das Grabgewölbe. Wie es katholischer Brauch ist, brannte zu Füßen des unbedeckten Sarkophages, eine dünne Wachs-

kerze, welche einen schwachen Schein im Innern des Raumes verbreitete, und die schwarzen Schatten, die in den Ecken zusammenzuhuschen schienen, noch dunkler machte. Bei diesem Flackerlicht wurde der Sarg in seine granitene Hülle eingelassen und die schwere Marmorplatte feierlich darauf gelegt. Die Eichenthür fiel in ihre rostigen Angeln und schloß den flüchtigen Sonnenstrahl aus, der sich neugierig in die Finsternis gewagt hatte.

Herr Dorine hüllte sich in seinen Mantel und warf sich auf den Rücksitz seines Landauers, viel zu vertieft in seinen Kummer, um zu bemerken, daß er der Einzige im Wagen war. Noch für einige Augenblicke das Knirschen der Wagenräder auf der kiesbestreuten Avenue und dann war alles still wie zuvor im Kirchhof von Montmartre. Am Haupteingang fuhren die Wagen zusammen ab und bogen in die verschiedenen Straßen ein, in einem Tempo, welches einem Gefühl der Erleichterung Ausdruck zu geben schien.

Das Rollen der Räder war verhallt, als Philipp die Augen aufschlug, bestürzt, wie jemand, der plötzlich vom Schlafe aufschreckt. Indem er sich, auf seinen Arm gestützt, halb erhob, starrte er in die Finsternis um sich. Wo war er? Binnen einer Sekunde wurde ihm alles klar in der Gruft. Während er am unteren Ende des Steinsarges kniete, muß er ohnmächtig geworden sein, und als die Zeremonien zu Ende waren, hatte man seine Abwesen=

heit nicht bemerkt. Im ersten Augenblick erfaßte ihn ein jäher Schrecken, aber er schwand ebenso schnell wieder. Das Leben hatte ja seinen Wert für ihn verloren und sollte es sein Schicksal sein, an Juliens Seite zu sterben, war das nicht, was er sich heute Morgen tausend Mal gewünscht hatte?

Ob ein paar Jahre früher oder später, — was lag daran? Einmal mußte er die Bürde des Lebens ablegen, warum nicht jetzt? —

Bei diesem Gedanken ging ihm ein Stich durchs Herz. Durfte er die Liebe, die seine Wiege bewacht, so ganz vergessen? Das geheiligte Wort „Mutter“ kam unwillkürlich auf seine Lippen. War es nicht feige, ohne Kampf das Leben aufzugeben, welches er um ihretwillen sich erhalten mußte. War er es nicht den Lebenden und den Toten schuldig, den Schrecknissen seiner Lage kühn ins Auge zu blicken und, soweit es in seiner Macht stand, Herr über sie zu werden?

Mit einer fast weiblich zarten Naturanlage verband er einen Geist, der für gewöhnlich die bequeme Ruhe liebte, aber dann plötzlich sich aufraffte, wenn es den Kampf mit den Widerwärtigkeiten des Lebens galt. Das unbestimmte Grauen vor Übernatürlichem, welches die Meisten in seiner Lage ergriffen haben würde, fand keinen Raum in seinem Herzen. Er sagte sich einfach, daß er in einem Gemach eingeschlossen sei, aus welchem er sich

innerhalb einer gewissen Zeit befreien müße. Daß dieser Raum den Körper des geliebtesten Weibes enthielt, konnte das Schreckliche seiner Lage nicht vermehren, es war vielmehr ein Umstand, aus welchem er Trost schöpfte. Sie war nun eine schöne weiße Statue. Ihre Seele war entflohen und wenn ihr verklärter Geist hätte zurückkehren können, so würde ihre Liebe ihn beschützt haben. Solche Gedanken mußten unwillkürlich an einem solchen Platz entstehen. Indes war er zu besonnen und praktisch veranlagt, als daß er sich lange solchen Phantasien hingeben konnte. —

Da Philipp Raucher war, führte er Streichhölzer bei sich. Nach mehreren erfolglosen Versuchen gelang es ihm, eines an der feuchten Wand zu entzünden und bei seinem kurzen Schein bemerkte er, daß eine Kerze in der Gruft gelassen worden war. Mit ihrer Hilfe konnte er den Verschluß des Gewölbes prüfen. Wenn es ihm gelang, die innere Thüre zu erbrechen und an das Gitter zu gelangen, von dem er eine unbestimmte Erinnerung hatte, so konnte er hoffen, sich durch Rufen bemerklich zu machen. Aber die Eichenthüre war unbeweglich und eben so solide gebaut wie die Wände, in die sie aufs genaueste paßte. Selbst wenn er das nötige Handwerkszeug gehabt hätte, wäre nichts zu machen gewesen, da die Angeln von außen angebracht waren. Als Philipp sich hiervon überzeugt hatte, stellte er das Licht auf den

Steinflur und lehnte sich an die Mauer, indem er nachdenklich das bläuliche Flämmchen des flackernden Lichtes betrachtete.

„Wenigstens ist Luft in dem Raum," sagte er zu sich. Plötzlich sprang er auf das Licht zu und verlöschte es. Seine Existenz hing von diesem Licht ab!

Er hatte irgendwo in der Beschreibung eines Schiffbruches gelesen, daß die Überlebenden tagelang von wenigen Lichtern gelebt hatten, welche einer der Passagiere gedankenlos in das Rettungsboot geworfen hatte. Und jetzt war er im Begriff, mit dem Licht sein eigenes Leben aufzubrennen. Bei dem ungewissen Schein eines Wachshölzchens sah er nach der Uhr. Sie war um elf Uhr stehen geblieben; — aber war es um elf Uhr heute morgen gewesen oder um elf Uhr in der gestrigen Nacht?

Er entsann sich, daß der Trauerzug die Kirche um zehn Uhr verlassen hatte. Wieviel Stunden waren seitdem verflossen. Wie lange war er ohnmächtig gewesen? Ach! nun war es ihm nicht mehr möglich, die Stunden zu zählen, die Stunden, die über den Unglücklichen dahinschleichen wie Schnecken und für den Glücklichen dahinfliegen wie Schwalben.

Er hob das Licht wieder auf und setzte sich auf die Steinstufen. Er war eine sanguinische Natur, aber als er die geringen Aussichten auf Entkommen erwog, sank ihm der Mut. Sein Verschwinden mußte unter den ob-

waltenden Umständen sicher seine Freunde beunruhigen; sie stellten gewiß Nachforschungen nach ihm an; aber wie sollten sie darauf kommen, einen Lebenden auf dem Kirchhof Montmartre zu suchen? Der Polizeipräfekt setzt gewiß alle Hebel in Bewegung, um ihn zu finden; die Seine wird durchsucht, die Unglücklichen in der Morgue werden einer Besichtigung unterzogen werden; jeder Detektiv wird eine ausführliche Beschreibung seiner Persönlichkeit bei sich führen; und er — in Herrn Dorines Familiengruft!

Aber war er nicht hier zuletzt gesehen worden? Mußte ein geschickter Detektiv nicht von diesem Punkt ausgehen? Sollte der Leichenbestatter nicht umkehren, um sein Licht zu holen, das er jedenfalls nicht absichtlich dagelassen hatte? Endlich, war nicht zu erwarten, Herr Dorine werde frische Blumenkränze schicken, an Stelle derjenigen die augenblicklich den Raum mit einem betäubenden Aroma erfüllten? Ach wie unzuverlässig waren diese Hoffnungen! Wenn aber nicht schleunigst einer dieser Glückszufälle eintraf — dann besser nie. Denn wie lange konnte er sein Leben noch fristen?

Wentworth schnitt mit seinem Taschenmesser das halbheruntergebrannte Licht in vier gleiche Teile. „Heut Abend,“ sagte er sich, „werde ich das erste Stück essen, morgen das zweite, morgen Abend das dritte, übermorgen das vierte und dann — das weitere will ich abwarten!“

Er hatte heute morgen außer einer Tasse Kaffee noch nichts genossen und bis jetzt nur geringen Hunger verspürt. Da überfiel ihn plötzlich ein wahrer Heißhunger. Dennoch schob er das Mahl so lange als möglich hinaus. Es mußte nach seiner Berechnung nahe an Mitternacht sein, als er sich entschloß, die erste seiner vier Mahlzeiten zu sich zu nehmen. Das Stückchen Weißwachs war sehr unschmackhaft, erfüllte aber seinen Zweck. Als sein Appetit für's Erste gestillt war, empfand er ein neues Mißbehagen. Die Feuchtigkeit der Mauern und der Zug, welcher durch den unsichtbaren Ventilator strich, drang ihm frostig durch Mark und Bein. Er suchte sich durch Auf- und Abgehen zu helfen. Zuweilen überkam ihn Schläfrigkeit und es bedurfte all seiner Willenskraft, um sich nicht übermannen zu lassen. Er fühlte, daß Schlafen Tod für ihn bedeute; und doch war er gewillt, zu leben.

Die wunderbarsten Gedanken durchkreuzten sein Gehirn, als er auf dem Steinflur seines Kerkers auf und ab ging, immer den Wänden entlang tappend, um den Särgen auszuweichen. Längst verklungene Stimmen sprachen längst vergessene Worte mit ihm; Gesichter, aus der Kindheit Tagen, standen wie lebendig vor seiner Seele. Sein ganzes Leben mit jeder Einzelnheit zog wie ein Panorama an ihm vorüber; die Wechselfälle eines Jahres mit seiner Fülle von Liebe und Leid, von

Lust und Schmerz drängten sich zusammen in eine einzige Sekunde. Die Schläfrigkeit hatte ihn verlassen, aber der heftige Hunger wurde jetzt wieder fühlbar.

„Es muß bald Morgen sein," dachte er, „vielleicht vergoldet jetzt die Sonne die Türme von Notre Dame, vielleicht auch plätschert der Regen eintönig auf meine Gruft und hüllt Paris in ein trübseliges Grau. Paris! es erscheint mir wie ein Traum! Wie oft bin ich auf seinen fröhlichen Boulevards beglückt dahingewandelt? O du Wonne, du Pein, du Lust und Leidenschaft dieses köstlichen menschlichen Lebens!"

Philipp fühlte, daß die Düsterkeit, die Grabesstille und die Kälte ihn nachegrade übermannten. Der fieberischen Thätigkeit seines Gehirns folgte die Erschlaffung. Er verfiel in vollständige Lethargie; er sank auf die Stufen nieder und dachte an nichts mehr. Seine Hand fiel herab und berührte zufällig eines der Kerzenstücke, er erfaßte es und verschlang es mechanisch. Dies belebte ihn. „Wie seltsam," dachte er, „daß ich nicht durstig bin?" Ob wohl die von den Mauern ausströmende Feuchtigkeit den Mangel an Wasser ersetzt? Seit zwei Tagen ist kein Tropfen über meine Lippen gekommen und doch empfinde ich keinen Durst. Die Schläfrigkeit hat mich gottlob verlassen; es kommt mir vor, als sei ich nie so völlig wach gewesen, als jetzt. Es müßte schon ein Schlafmittel wie Gift sein, das meine Augenlider jetzt

zufallen ließe. Gewiß trug die Angst vor dem Einschlafen viel dazu bei."

Die Minuten wurden zu Stunden. Bald durchschritt er die Gruft so schnell als es anging, bald ruhte er sich an die Thür gelehnt aus. Mehr als einmal war er nahe daran, sich auf den steinernen Sarg zu werfen, der Julie umschloß, und den Kampf um sein Leben aufzugeben.

Nur noch ein Kerzenstückchen war geblieben. Er hatte die dritte Portion gegessen, weniger aus Hunger, als aus Vorsicht wegen der schwindenden Kräfte. Der Zeitpunkt, wo selbst dieser schwache Ersatz für die Nahrung verbraucht war, näherte sich mit Riesenschritten. Er schob ihn möglichst hinaus. Das Kerzenstümpchen, das er in seiner Hand hielt, war ein Heiligtum für ihn. Es war seine letzte Waffe gegen den Tod.

Endlich, mit einer Mutlosigkeit, wie er sie noch nicht zuvor empfunden, erhebt er es an seine Lippen. Aber er hält plötzlich inne, — schleudert das Lichtstümpchen weg, — die Eichenthür fliegt auf und Philipp erblickt mit geblendeten Augen Herrn Dorine's Gestalt, die sich scharf abzeichnet gegen den blauen Himmel.

Als sie ihn halberblindet hinausführten in das flutende Tageslicht, bemerkte Herr Dorine, daß Philipps-Haar, das vor kurzem noch rabenschwarz glänzte, stellen-

weise grau geworden war. Seine Augen blickten matt: die Finsternis hatte ihren Glanz getrübt.

„Wie lange hatte er sich eigentlich in der Gruft befunden?“ frug ich als Mr. H.— seine Erzählung beendet hatte.

„Genau eine Stunde und zwanzig Minuten,“ erwiderte Mr. H. leise lächelnd.

Während seiner letzten Worte waren die kleinen Lilliputanerboote mit aufgeblasenen Segeln munter in den Hafen eingelaufen und Philipp Wentworth schlenderte, nicht weit von uns, im heiteren Aprilsonnenschein müde an uns vorüber.

Mr. H.'s Erzählung verfolgte mich. Sie betraf einen Mann, der eine seltsame Probe bestanden hatte, einen Mann, dessen Leiden einzig dastanden, dessen Erlebnisse keine alltäglichen waren. Achtzig Minuten waren ihm zu zwei Tagen geworden. Wäre er wirklich zwei Tage eingemauert gewesen, so würde nach meiner Ansicht die Geschichte ihren tragischen Wert verloren haben.

Nach dem Vorgefallenen war es natürlich, daß ich Mr. Wentworth mit erhöhtem Interesse betrachtete. Ich wunderte mich nun, daß ich nicht seine wahre oder eine ähnliche traurige Lebensgeschichte in seinem blassen, nachdenklichen Gesicht gelesen hatte. Als ich ihm täglich, stets

mit demselben in sich gekehrten Ausdruck auf dem Spaziergang begegnete, ergriff mich ein tiefes Mitleid für den einsamen Mann. Ich faßte den Entschluß, ihn, wenn auch ohne eigentlichen Zweck, anzureden. Eines Tages traten wir uns an der Kreuzung zweier Wege zufällig gerade gegenüber. Er blieb höflich stehen, um mir den Vortritt zu lassen.

„Mr. Wentworth,“ begann ich, „ich —“

Er unterbrach mich.

„Mein Name, Sir,“ sagte er kurz, „ist Jones.“

„Jo— Jo— Jones!“ stotterte ich.

„Nein, nicht Joseph Jones,“*) erwiderte er mit frostiger Miene — „Frederick.“

Jetzt dämmerte schwaches Licht in mir auf, bei dem mein Freund sich deutlich als loser Schelm entpuppte. Wahrscheinlich wird es Mr. Frederick Jones stets ein ungelöstes Rätsel bleiben, warum ihn eines Tages auf dem Spaziergang ein fremder Herr als Mr. Wentworth anredete, der dann schleunigst seinen Rückzug auf dem nächsten Fußweg nahm, und in der Menge verschwand.

Thatsache ist, daß mich Mr. H.— zum Besten gehalten hatte. Er ist ein Mann von einigem schriftstellerischem Talent und steht, wie man sich zuflüstert, in dem

*) Jo ist die Abkürzung für Joseph. D. Übers.

Rufe, über der „Großen Amerikanischen Novelle“ zu brüten, die noch ausschlüpfen soll.

Es scheint fast, als habe er die Wirkung eines seiner Kapitel an mir erproben wollen.

Mein Held ist, wie ich nachträglich erfuhr, eine ganz alltägliche Persönlichkeit und steht in irgend welcher Beziehung zu dem Bau der zierlichen Granitbrücke, die sich über dem silberngekräuselten See in den öffentlichen Anlagen wölbt.

Wenn ich an die Geschicklichkeit denke, mit der Mr. H. sein Luftgebäude auf meine Leichtgläubigkeit baute, hätte ich Lust zu lachen, wenn es mich nicht so tief kränkte, widerstandslos seiner Schwarzkunst zum Opfer gefallen zu sein.

Die Schlacht bei Bunkerloo.

Von W. H. Bishop.

Die Schlacht bei Bunkerloo wurde vor einigen Jahren an einem schönen Sonnabend Nachmittag im April geschlagen.

Sie wurde am Sonnabend geschlagen, weil an dem Tage keine Schule war, und nachmittags statt morgens, weil die Schwester des einen Höchstkommandierenden am Morgen Klavierstunde hatte. Die bereits am Morgen begonnenen Feindseligkeiten hatten wieder eingestellt werden müssen, weil der entrüstete Klavierlehrer bei jedem Schuß wenigstens um sechs Zoll von seinem Stuhl in die Höhe geschnellt war und auf Abschließung eines Waffenstillstands bestanden hatte.

Außerdem waren die Vorbereitungen zu dem mit der Schlacht verbundenen Seegefecht noch nicht vollendet, so daß ein Aufschub nichts schaden konnte. Es mußte erst noch eine große flache Waschwanne in gleicher Höhe mit dem Boden des Gartens, auf welchem die Flotten der

beiden Streitmächte in Schlachtordnung auffahren und sich zum Angriff rüsten sollten, eingegraben werden.

Das Terrain eignete sich vortrefflich für die militärische Operation. Es lag in einer ungefähr sechs Fußlangen und zwölf Fuß breiten Ebene. Die eine Seite war durch dichtes Gebüsch begrenzt: eine Buchsbaumeinfassung, die sie von dem Gartenweg trennte; rechts führte eine Treppe hinauf zu einer offenen Veranda, auf die man aus den Wohnstubenfenstern sah, links gelangte man auf einigen Steinstufen zu dem Vorplatz vor dem Kücheneingang hinab. Die vierte Seite bildete der tiefer gelegene Gang vor den Küchenfenstern, von welchem aus die Bewegungen mit großer Leichtigkeit gelenkt werden konnten, und ohne daß man sich zu bücken brauchte, während der Küchenherd dicht bei der Hand war, um die Feuerhaken glühend zu machen, welche den Kanonieren zum Losbrennen ihrer Geschütze dienten. Die Waschwanne war bald eingesenkt, da die Gartenerde eben erst vom Gärtner zur Anlage der Frühjahrsbeete umgegraben worden war.

Die Schlacht bildete kein vereinzeltes Ereignis, sondern den entscheidenden Schlag nach einer Reihe größerer Gefechte, welche schon seit Weihnachten im Gange waren. Sowohl Generalissimus Bell, als Feldmarschall Jones hatten als Christgeschenk jeder eine Schachtel Zinnsoldaten nebst einer Kanone zum Erbsenschießen erhalten. Die

beiden Befehlshaber wohnten in derselben Straße und der Krieg wurde bald im Hause des einen, bald in dem des andern geführt. Auf die Dauer war aber zu wenig Abwechslung dabei, denn die Soldaten fielen nur um, und waren, wenn man sie wieder aufstellte, eben so heil wie zuvor.

Da kam der junge Bell auf den großen Gedanken, eine entscheidende Schlacht im Freien zu liefern, mit wirklichem Pulver und Blei. Um die Sache noch spannender zu machen, sollten auch Fahrzeuge verschiedener Größe in die Aktion eingreifen. Die Flotte von Jones war die bedeutendere, was Anzahl, Tonnengehalt und Metallgewicht betraf. Er besaß ein ganz aufgetakeltes Schiff, das sein Vater bei einer Kirchenlotterie gewonnen hatte, eine Fregatte, mehrere Kanonenboote und verschiedene von ihm selbst geschnitzte Kreuzer.

Der junge Bell hatte nur einen einzigen Schoner, der aber, je nach dem Spiel seiner Phantasie, bald von Kapitän Kidd und bald von Lord Nelson befehligt wurde. Das einemal war das Schiff die „Viktoria“, ein andermal der „Téméraire“ oder eines jener schnellen, langen, niedrigen Fahrzeuge, auf denen die Freibeuter das Meer unsicher machen. Lord Nelson oder Kapitän Kidd, je nachdem, war eine aus Holz geschnitzte Figur mit Seemannsmütze, Teleskop und einem riesigen Säbel.

Dagegen war aber Bells Landheer dem seines Geg-

ners weit überlegen. Er konnte anderthalb Schachteln mit Zinnsoldaten zu Fuß ins Feld stellen, eine halbe Schachtel Kavallerie, ein starkes Detachement hölzerner Grenadiere, die Vierfüßler aus einer ziemlich vollzähligen Arche Noah, und ein Heer von leeren Zwirn- und Seiden-Rollen, die in seiner Einbildung sich als Freischärler bei einer großen nationalen Erhebung eingestellt hatten.

Jones' reguläre Truppen bestanden außer einer einzigen neuen Division nur aus zusammengewürfelten Veteranen, Engländern, Franzosen, Türken und Russen, die früher einmal zum Krimkrieg gehört hatten. Um eine gleichmäßigere Verteilung zu bewirken, erhielt Jones noch eine Anzahl von Bells Freischärlern, von welchen man annahm, daß sie desertiert wären.

Fünf Fuß von einander entfernt wurden zwei kunstlose viereckige Festungswerke von Erde aufgeworfen, die Kanonen daselbst aufgestellt, und die Leute dahinter postiert, worauf sich ein ziemlich ungeregelter Kampf entspann.

General Bells Artillerie bestand aus einer messingnen und einer eisernen Kanone von grobem Kaliber, eine andere eiserne schleuderte Nägel und kleine Steine und ein selbstfabriziertes Zinngeschütz, das viel Lärm machte und selten traf, drohte bei jedesmaligem Losfeuern zu zerspringen. In Reserve hatte er noch ein altes Flintenrohr, das von der Mündung an bis zur Hälfte abgesägt war und mit dem man ein Steinkügelchen durch ein zoll-

dickes Brett schießen konnte. Dies wurde jedoch vorerst ausrangiert als gegen das Kriegsrecht; und hätte Bells Vater um dieses schreckliche Werkzeug der Zerstörung gewußt, so würde er sicherlich seine Auslieferung verlangt haben. Feldmarschall Jone's Ausrüstung war der vorigen mit Ausnahme des Flintenlaufes sehr ähnlich; anstatt des letzteren besaß er einen auf einem Gestell ruhenden alten Pistolenlauf, den er kürzlich mit großem Profit von einem Schulkameraden erhandelt hatte.

Der nun folgende Schlachtbericht ist streng wahrheitsgemäß in allen Einzelheiten. Er beruht auf den Angaben von Augenzeugen und der beiden Befehlshaber selbst, sowie einer Inspektion des Schlachtfeldes kurz nach beendigtem Kampfe. —

Oben im Besuchszimmer befanden sich zur gleichen Zeit zwei — wenn man so sagen darf — neutrale Mächte, welche, ehe die Schlacht vorüber war, ebenfalls in lebhafte Aktion gerieten.

Eine derselben war Sophie Bell, zwanzig Jahre alt, General Hans Bells älteste Schwester. Die andere war ein Bekannter von ihr, Hauptmann Bradford. Man flüsterte davon, daß der Hauptmann nicht bloß ein einfacher Bekannter, sondern ein Liebhaber und Bewerber um ihre Hand war. Und dem war in der That so, wenn schon die Dame, die er verehrte, steif und fest behauptete, daß sie

ihm nie den geringsten Vorschub dazu gegeben hatte, noch geben wollte.

Fräulein Bell war eine etwas launische junge Dame, die oft selbst nicht wußte, was sie wollte; der Hauptmann aber — das wußte sie — würde ihr entschieden besser gefallen, wenn er ihr bisweilen widerspräche und sich auch sonst in mancher Beziehung anders benähme. Er war ganz und gar verschieden von den anderen Männern ihrer Bekanntschaft. Im Kriege war er zum Obersten der Freiwilligen ernannt worden und später war er die meiste Zeit abkommandiert — wohin, wußte sie nicht. Was er jetzt beim Heere that oder früher gethan, war ihr ebenso unbekannt, anscheinend waren es keine Heldenthaten. Er selber sprach nie darüber. Er war stark und kräftig und sah nicht übel aus; auch besaß er eine Menge Kenntnisse und war aus guter Familie, aber — sein Tanzen! — nein, das ging über alle Beschreibung! Sie ließ ihn das auch gleich anfangs merken und er war bescheiden genug, es aufzugeben.

Von ihren Freundinnen war noch keine verheiratet, — und dann: er war über dreißig — und außerdem — —, nun, an Gründen zu einem Korb fehlte es nicht. Aber doch war Fräulein Sophie Bell nicht sicher, ob, wenn er nun wirklich um sie anhielte, sie ihn ausschlagen würde oder nicht; und das war die Ursache ihrer Unruhe bei des Hauptmanns jetzigem Besuch am Nachmittag.

Eben von einem Spaziergang zurückgekehrt, hatte sie noch geschwind in dem großen Spiegel einen Blick auf ihre neue Toilette werfen wollen, ehe sie hinaufging, um sich umzukleiden, als der Hauptmann sich melden ließ. Sie war überrascht, da er sonst gewöhnlich abends kam; und etwas peinlich berührt, weil ihre Angehörigen bei dem schönen Wetter ausgegangen waren. Sie reichte ihm resigniert die Hand und nahm vorläufig auf dem Klavierstuhl Platz, mit dem sie sich hin und her drehte.

„Sie wollten eben ausgehen," sagte er, „ich will Sie nicht aufhalten."

„Bitte, ich habe keine Eile — das heißt, ich komme eben nach Hause. Nehmen Sie gefälligst Platz."

Der Hauptmann hatte einen dreimonatlichen Urlaub sehr angenehm zu Hause verlebt. Er hatte auf eine Verlängerung gerechnet, sie war ihm aber abgeschlagen worden. Er mußte eilig zu seinem Regiment stoßen, das gegen eine gefährliche räuberische Indianerbande abkommandiert worden war. Er war nun gekommen, um Abschied zu nehmen, und wenn, — ja wenn sich eine günstige Gelegenheit zeigen sollte, ihr seine leidenschaftliche Liebe zu gestehen. Wenig lag ihm daran, was in dem bevorstehenden Feldzug aus ihm würde, wenn er nicht die Versicherung von ihr erhielt, daß sie an ihn denken wolle und die Hoffnung mitnahm, daß sie einmal die seine würde.

Eine unbestimmte Ahnung dieser Gefühle beunruhigte Fräulein Bell, sie nahm daher ihre Zuflucht zu einer noch absprechenderen Manier als gewöhnlich, während er ihre kleinen Launen mit der größten Geduld ertrug. Im Stillen hatte er das Gefühl, daß er ein viel zu verwitterter, langweiliger, alter Knabe sei, um einem so zierlichen, flüchtigen, entzückenden jungen Wesen den Hof zu machen; sie war so ganz das Gegenteil von ihm, und außerdem zehn Jahre jünger als er. Sie drehte sich auf dem Klavierstuhl hin und her und spielte mit ihrem Sonnenschirm; er saß steif daneben, Hut und Stock in der Hand.

„Wie müde dies Wetter macht,“ sagte sie, „mir ist gerade, als hätte ich ein schleichendes Fieber; ich habe doch nur einen kleinen Spaziergang gemacht und bin halbtot davon.“

„Es steht Ihnen sehr gut, halbtot zu sein.“

„Wie oft habe ich Ihnen schon gesagt, daß ich die Schmeicheleien nicht liebe.“

„Ich weiß, — aber die Versuchung war im Augenblick zu groß.“

Um nun auf seine eigenen Wünsche zu kommen, begann der Hauptmann:

„Sie werden wahrscheinlich einen Bericht von der schlimmen Geschichte auf der Prairie gelesen haben — dem Canby-Blutbad in den Lava-Höhlen?“

„Nein, — ich gebe mich nicht mit solchen Dingen ab. Ich lese fast nie die Zeitung, und von Ihrer Prairie weiß ich gar nichts."

„Es ist ein großes Gebiet," versetzte er freundlich. „Denken Sie sich, was daraus wird, wenn erst überall Ansiedlungen sind?" —

„O nein, ich denke überhaupt nicht gern."

„Was thun Sie denn aber gern?"

„Alles mögliche; ich plaudere lieber."

„Das ist mir gerade recht, thun Sie das nach Herzenslust — ich höre am liebsten zu."

„O, jetzt ist mir nicht danach zu Mute; aber, sprechen Sie nicht gern? warum denn nicht — wie komisch!"

„Meinen Sie? — Ich denke: was ich zu sagen weiß, ist mir bekannt, was andere sagen, ist mir meistens neu, und kann belehrend sein. Genügt Ihnen das? Übrigens ist es gut, daß nicht alle meine Ansicht teilen, sonst würde es recht langweilig in der Welt zugehen."

„Wer war denn der zweite Brautführer gestern bei Battledores Hochzeit, — der hübsche schwarze?" fragte Fräulein Bell, um auf ein anderes Thema überzuspringen. „Er sah gar zu süß aus."

„Ein weitläufiger Vetter von mir — er hat sich kürzlich hier niedergelassen in einem Geschäft, das ebenso süß ist wie er — er ist Zucker-Makler."

„Sie werden doch nicht erwarten, daß mich solche Witze amüsieren," versetzte sie trocken.

„O!" erwiderte der Hauptmann ruhig, „vielleicht fällt Ihnen etwas Besseres ein."

Eine verlegene Pause entstand.

„Ich muß fort," begann der Hauptmann in niedergeschlagenem Tone, „ich kam, um Ihnen das zu sagen..."

„Fort? Wohin?" fragte sie.

„Nach der Prairie. Unsere Kompagnie ist gegen die Modoc-Indianer kommandiert. Aber, entschuldigen Sie! — Sie wollten ja nichts von der Prairie hören."

„Wenn Sie wirklich dahin gehen, wollen wir davon sprechen. Sie fürchten doch nicht, skalpiert zu werden?"

„Würde Ihnen das etwas ausmachen?"

„Natürlich; ich dachte daran, wie Sie aussehen würden! Hat der Krieg wirklich angefangen?"

In diesem Augenblick hörte man zwei scharfe Schüsse vom Hofe her, denen ein dritter folgte.

Sophie fuhr in die Höhe.

„Ja," sagte der Hauptmann, „es scheint, daß der Krieg schon angefangen hat."

„Die schrecklichen Jungen!" meinte Sophie, „es war so hübsch ruhig im Hause; nun ist es mit unserem Frieden vorbei."

„Ducke dich in den Thorweg, Jones, wenn ich schieße,

sonst treffe ich dich," tönte von unten General Bells kriegerische Sopranstimme.

„So müssen Sie's auch machen, wenn Sie bei den Modocs sind," sagte sie, — „sich hinter etwas ducken, damit Sie nicht getroffen werden."

„Hinter was, zum Beispiel?"

„Einen Heuhaufen oder so etwas."

„Ich werde mir's merken. Es ist ganz meine Idee. — Aber, im Ernst, Fräulein Sophie, ich fühle, daß wenig — sehr wenig darauf ankommt, was da draußen aus mir wird, wenn — wenn es Ihnen einerlei ist."

Das Mädchen errötete leicht, und um dies zu verbergen, drehte sie sich auf dem Klavierstuhl halb herum und fuhr mit der Hand über die Tasten.

Er faßte zärtlich ihre andere Hand mit dem Sonnenschirm.

„Ich kam hierher, um Abschied zu nehmen," fuhr er fort, „aber ich wünschte noch etwas anderes zu sagen, liebes Fräulein Sophie." —

(„Jetzt kommt es," dachte sie, „was soll ich thun?")

Wieder ertönte ein lauter Knall. Sie schrak auf und zog die Hand zurück, als ob sie ihn gar nicht gehört hätte.

„Die schrecklichen Jungen!" rief sie, „ich muß wirklich nachsehen, was für Unheil sie anrichten."

Mit leichtem Schritt eilte sie zu der Glasthüre, die

sie öffnete, um von den Stufen der Veranda aus das Operationsfeld zu überblicken. Der Hauptmann folgte ihr enttäuscht.

„Geschlagen!“ rief der eine Befehlshaber, „du mußt dich zurückziehen! Nein, nein, du darfst die Soldaten nicht aufheben, wenn sie einmal umgeworfen sind.“

„In der Liebe und im Krieg ist alles erlaubt!“ rief der andere zurück; „und ich habe sie mit meinen eigenen Kanonen umgeworfen.“

„Ein gutes Motto, das man beherzigen muß!“ murmelte der Hauptmann.

Es fiel ihm gerade keine besondere Kriegslist ein, aber er faßte wieder Mut und wenn das Glück ihm günstig war, wollte er einen zweiten Versuch machen.

„Sehen Sie doch unserer Schlacht zu, Herr Hauptmann,“ rief der junge Bell, als das Paar heraustrat, „zeigen Sie uns, wie wir es machen sollen!“

„Wie darfst du deine Spielsachen so verderben, Hans!“ rief Fräulein Sophie streng.

„Das schadet ihnen nichts,“ erwiderte Hans, der sich auf ihre Unkenntnis in der Anwendung von Pulver und Blei verließ. „Bitte, hören Sie nicht darauf, kommen Sie, Herr Hauptmann! Sie verdirbt uns immer den Spaß.“

„Ich habe eine gewisse Schwäche für das Kriegsspiel, selbst in diesem Maßstab,“ bemerkte der Hauptmann

gegen Sophie. „Wollen wir nicht einen Augenblick die Festungen ansehen?“

Um nicht auf sich sitzen zu lassen, daß sie eine Spielverderberin sei, willigte sie freundlich ein.

„Ich will nur erst meinen Hut aufsetzen, wenn Sie mich einen Augenblick entschuldigen wollen,“ sagte sie.

„Bitte sehr!“ versetzte der Hauptmann.

Seufzend sah er der reizenden schlanken Gestalt nach, die durch die Glasthüre verschwand.

„Was für Nationen sind das?“ fragte der Hauptmann gutmütig, indem er sich zu den Knaben gesellte.

„Rebellen und Unionstruppen!“ rief der rotbackige Befehlshaber der einen Partei, dessen Taschen so voll Zündschnur steckten, als wäre er ein Pulververschwörer im Kleinen. „Meine sind Unionstruppen, und seine Rebellen.“

„Wie heißt denn diese Schlacht?“ erkundigte sich der Hauptmann weiter.“

„Schlacht bei Bunker Hill,“ sagte Jones.

„Nein, bei Waterloo,“ meinte Bell.

„Machen wir Bunkerloo daraus,“ schlug der Hauptmann vor, „das ist ein Mitteldi ng.“

„Meinetwegen, aber es soll eine wirkliche Schlacht sein,“ versetzte Bell, „daß man auch weiß, welche Partei gewonnen hat. Die Schüsse werfen die Feinde nicht genug um, sie wühlen nur die Erde auf.“

„Macht die Schanzwerke leichter, und wenn ihr eine Weile bombardiert habt, laßt eine Partei einen Ausfall machen und die Stellung der andern angreifen."

„Aber wie macht man das, die Soldaten können ja nicht marschieren!"

„Ihr laßt sie eben jedesmal eine bestimmte Strecke weiter vorrücken. Nehmen wir an, die Entfernung zwischen ihnen wäre eine Meile, wie es zwischen uns und unserm Feinde bei Gettysburg war. In zwanzig Minuten käme man also über das Schlachtfeld und in jeder Minute könnt ihr die Kanonen einmal laden und abfeuern. Ihr teilt nun den Raum in zwanzig Teile und nach jeder Salve rückt die angreifende Kolonne vor. Sie muß ihre Artillerie mitnehmen und während des Marsches auf die Stellung der Gegner feuern. Sobald die Angreifer nun dezimiert sind, macht der Feind seinerseits einen Ausfall und geht zum Angriff auf die feindliche Schanze über, wo natürlich eine Reserve zurückgeblieben ist. Hat eine ziemliche Anzahl die Festung des Feindes erreicht, so muß diese sich ergeben."

Der Hauptmann nahm ein Gartenmesser und begann ihnen mit eigener Hand zu zeigen, wie sie die Schanzen zu bauen hätten."

„So war es im Feuer bei Gettysburg," erzählte er; „hier war die große ‚runde Schanze' an der äußersten Linken unserer Stellung und hier war die kleine ‚runde

Schanze'. Die Konföderierten hätten da fast die Oberhand bekommen. Dazwischen war der Boden niedrig — wie hier. Sickles wurde nach der Straße geworfen, wo das Terrain steigt, aber das war ein Mißgriff. Longstreet war in unserer Flanke, so — wollen wir sagen. Das Gefecht tobte zumeist in einer Pfirsich-Pflanzung und einem Kornfeld. Wie viele Tote glaubt Ihr wohl, daß es in dieser Pfirsich-Pflanzung gab?"

„Hunderttausend," sagte Bell kühn.

„Nicht ganz so viele," meinte der Hauptmann lächelnd, „aber wenigstens fünftausend, alles in allem."

„Von den Pfirsichen möchte ich keine essen," bemerkte Jones.

Unterdessen stand Fräulein Sophie oben vor ihrem Toilettenspiegel und hielt beide Arme in die Höhe, um die Flechten ihres glänzend braunen Haares zu ordnen.

„Soll ich, oder soll ich nicht?" dachte sie und sah ihre Hand an, die der Hauptmann in der seinen gehalten hatte. „Nach der Prairie? — wahrscheinlich müßte ich mit ihm dorthin gehen und unter offenem Himmel kampieren, wie Zigeuner oder Landstreicher. Nein, wirklich es geht doch nicht!"

— — — — — — — — — — — —

„Aber das Schlimmste," sagte der Hauptmann, eifrig an den Schanzwerken arbeitend, „war der große Angriff auf unser Zentrum am letzten Tage des Kampfes. Ich

kann etwas davon erzählen, denn ich war mitten darin."

Unter welchem General denn?"

„Unter Webb. Picketts Division, Truppen aus Virginien und Nord-Karolina, kam den Hügel herauf zum Angriff. Obgleich sie unsere Feinde waren, mußte ich sie doch bewundern: ich war stolz auf den Todesmut dieser Amerikaner. Es war ein Getöse als sollte die Welt untergehen. Auf unserer Seite feuerten achtzig Kanonen und hundertfünfundvierzig auf der ihrigen, zwei Stunden lang. Auf einmal schwieg das Feuer drüben. Nun wußten wir, was kommen sollte. Eine Kolonne von fünfzehntausend Mann marschierte gegen eine Stellung, wo wir ihnen kaum sechstausend entgegenwerfen konnten." —

„Aber warum kamen ihre übrigen Streitkräfte nicht von beiden Seiten und schlossen sie ein?" —

„Du bist ein Stratege, mein Junge, aber siehst du, zu gleicher Zeit machte der Feind einen Angriff auf der ganzen Linie, um die Aufmerksamkeit abzulenken, damit wir nach dem bedrohten Punkte keine Verstärkungen sandten. Niemand wußte, ob nicht in demselben Augenblick seine eigene Stellung angegriffen würde. Das ist immer der Vorteil, den die Angreifer haben."

„Konnte man ihre Gesichter sehen?" fragte der kleine Bell und machte Augen so groß wie Tassenköpfe.

„Ja, einige, trotz des Rauches, sie kamen ziemlich nahe heran. Sie sahen sich alle ähnlich mit ihrem

starren schrecklichen Ausdruck, als ob sie zu einer Familie gehörten. Sie kamen heran, unter unserem schärfsten Feuer bis auf zwei oder dreihundert Meter. Zuerst hielten die Truppen aus Nord-Carolina unserem Feuer nicht länger stand, sie gerieten in Unordnung und flohen. Zweitausend Gefangene fielen in unsere Hände und fünfzehn Fahnen. Aber Picketts Virginier waren ältere Soldaten und von härterem Stoff. Sie marschierten bis dicht an uns heran. Ihre Gesichter sahen wir deutlich.

„Wo standen Sie denn, Herr Hauptmann?“

„Hinter einer Mauer, die uns bis zur Brust deckte, oben auf dem Hügel. Sie stürmten hinauf und manche sprangen hinüber. Aber unsere Jungen waren eben so tapfer wie sie, und wir hatten Reserven. Unser Feuer war ganz entsetzlich; es war nicht möglich, es auszuhalten. Auf einmal stürzten die Vordersten auf die Knie oder erhoben die Hände zum Zeichen, daß sie sich ergeben wollten. Das war das Ende der Geschichte und der Höhepunkt der Rebellion. In derselben Nacht trat Lee den vollen Rückzug an.“

„O, es war herrlich!“ rief der Knabe mit glänzenden Augen. „Ich will auch Soldat werden. O, ich hoffe es giebt wieder Krieg, wenn ich groß bin! Meinen Sie nicht, Herr Hauptmann?“

„Ich hoffe das Gegenteil, mein Junge! Es ist ein trauriges Geschäft, wenn rechtschaffene Leute einander die

Pistole auf die Brust setzen. Dein offener kleiner Kopf wird schon bessere Arbeit zu thun finden."

Währenddem hatte Sophie, oben auf der Veranda stehend, mit angehaltenem Atem der Erzählung gelauscht, und als sie zu Ende war, glänzten ihre Augen nicht weniger als die der Knaben. Erstaunt hatte sie beim Herabkommen die ungewohnte Lebhaftigkeit in Hauptmann Bradfords Stimme, seine kriegerische Haltung und geröteten Wangen bemerkt, und sah nun, wie er sich mit dem Gartenmesser in der Hand eifrig an den neu erbauten Schanzen zu schaffen machte. Und diesen Mann hatte sie für so zahm und uninteressant gehalten, diesen tapfern und bescheidenen Soldaten, nur weil er nicht von seinem Mut gesprochen und nie mit Heldenthaten geprahlt hatte, an denen auch er thätigen Anteil genommen.

Wer unter allen ihren geschniegelten Ballbekanntschaften würde solcher Todesgefahr getrotzt haben? Man konnte sich vertrauensvoll auf solchen starken Arm lehnen und an das gütige Herz, das in dieser Brust schlug. Wie sichern Schutz mußte man dort finden bei jedem rauhen Schlag des Schicksals! Sie hätte gleich mit ihm nach der Prairie gehen mögen, in die Berge, bis an das Ende der Welt, wohin er wollte.

So hatte die Kanonade von Gettysburg lange nachher ganz unerwartet eine andere Festung geschwächt und zur Übergabe bestimmt. Der tapfere Hauptmann war mitten

in die Citadelle dieses zärtlichen und liebenswerten Herzens gestürmt, ohne es zu ahnen.

Aber ein Weib darf sich anscheinend nicht zu leicht gewinnen lassen, das verstand auch Sophie. Als der Hauptmann zufällig in die Höhe blickte, that sie, als gelte der Blick ihrer feurigen Bewunderung, den er auffing, nur dem augenblicklichen Interesse. Er schien etwas verlegen über den Enthusiasmus, den er bei dieser geringfügigen Veranlassung an den Tag gelegt, und überließ nunmehr den regulären Befehlshabern die weitere Kriegführung, um sich zu ihr hinauf zu begeben.

Das Schlachtfeld von Bunkerloo bot jetzt in der That einen kriegerischen Anblick. Soldaten und Geschütz reihten sich in stolzer Schlachtordnung auf der kleinen Ebene, während die Flotten der beiden Mächte kühn auf dem improvisierten Ozean schwammen und jede das eigene Heer mit ihren Kanonen deckte. Die Truppen des Feldmarschall Jones waren innerhalb der Festungswerke, doch bivouakierte wohlweislich eine Reserve unter zinnernen Zelten in einiger Entfernung.

Generalissimus Bells Streitkräfte ihrerseits standen zum Angriff bereit. Seine Schlachtordnung war wie folgt: Eine doppelte Reihe von Seidenrollen zog sich über die Ebene. Hinter diesen kam rechts eine Division zinnernes Fußvolk, in der Mitte die hölzernen Grenadiere; links Zinn- und Holzsoldaten von verschiedener Größe und

Art. Die Kavallerie hielt zur Verstärkung hinter beiden Flügeln. Ein großer Trupp Zwirnrollen stand außerdem als Reserve mehr in der Nähe der Festung längs des hölzernen Geländers vor den Küchenfenstern. General Bell ritt zuerst in Gedanken an der ganzen Linie entlang, um den Mut seiner Leute mit einigen kräftigen Worten zu entflammen, dann gab er das Zeichen zum Vormarsch. Er richtete zuerst den Angriff auf die ganze Front des Feindes, um seine besonderen Zwecke einstweilen noch nicht zu enthüllen.

So lange die Truppen auf beiden Seiten noch zahlreich waren, gings Schlag auf Schlag. Die ersten Salven der Artillerie hatten eine besonders verhängnisvolle Wirkung. Bells schöner Paradeaufmarsch wurde reihenweise niedergemäht. Eine Steinkugel aus Jones altem Pistolenlauf warf mit einem Krach Bells halbe Reserve um. Doch gelang es diesem, seinerseits in die dichten Reihen die sich in Jones Festung drängten, mitten hinein zu feuern und die Leute schaarenweise niederzustrecken.

Aber als die Reihen gelichtet waren, mußten die Geschütze sorgfältiger zielen. Um jeden fußbreit Erde wogte der Kampf. Schon in der Mitte der Ebene befand sich die vorrückende Armee in schrecklich deciniertem Zustande.

Zwar formierten sich die Reihen aufs neue: aber schon im nächsten Augenblick streckte ein Schuß aus dem alten Pistolenlauf eine halbe Brigade darnieder. Nun

aber richtete Bell sein ganzes Feuer gegen dieses Zerstörungswerkzeug, bis es von seinem Gestell herabgestürzt und nach Kriegssitte außer Gebrauch gesetzt war. So entstand eine Bresche, die General Bells schnellem Auge nicht entging. Er warf die leichten Reiter hinein. die feindlichen Geschosse sausten über sie weg, während sie ihr eigenes Geschütz hinter sich her zogen. Sie brachen mitten in die Festungswerke des Gegners ein und bald war sowohl sein Lager, wie seine Reserven, in ihrer Gewalt. Generalissimus Bell vernahm im Geiste das wilde Siegesgeschrei, das die Luft erschütterte.

Alles schien in der That für den heldenmütigen Jones verloren, aber noch gab dieser tapfere Befehlshaber die Hoffnung nicht auf. Er faßte einen jener verzweifelten Entschlüsse, deren bloße Erzählung in der Geschichte noch die spätesten Geschlechter mit Grausen und Entsetzen erfüllt: er steckte eine Pulvermine in Brand. Ohne Wissen seines Gegners hatte er dieselbe von der Küche aus gelegt, die ganze Festung wurde in die Luft gesprengt und die eindringenden Truppen mit ihr. Das Schlachtfeld war überall mit Todten und Verwundeten bedeckt.

Und nun begann das Seegefecht! Großadmiral Bell, nach Rache dürstend, feuerte seine ganze Batterie auf das Flaggenschiff des Gegners ab; alle Segel wurden durchlöchert und eine ganze Abteilung zinnerner Seesoldaten auf Nimmerwiederkehr auf den Grund des Meeres ge-

worfen. Die Salve, die Commodor Jones zurücksandte, spaltete Admiral Bells Bugspriet und riß eine Anzahl Segel fort, so daß der Mittelmast Neigung zeigte, nach der Seite zu kippen.

Beide feindlichen Mächte schifften jetzt ihre Landartillerie ein, die sich bald als wirksam erwies. In kürzester Frist hing alles in Lappen und Fetzen und jeder bewegliche Gegenstand war fortgeschossen. Lord Nelson allein, der an das Deck festgeleimt war, stand unerschrocken an seinem Platz. Aber Commodor Jones fuhr dicht an Nelsons Schiff, warf Enterhaken in sein Takelwerk und war nahe daran, den Sieg zu gewinnen.

Bell jedoch wollte Wiedervergeltung für die in die Luft gesprengte Festung üben, und jetzt nahte die schreckliche Katastrophe! Er hatte alles übrige Pulver in den Kielraum seines Schoners geschafft, die Luken geschlossen und dann das Ganze mittelst einer Zündschnur in Brand gesteckt. Was aus Jones' Leuten wurde?

„Das fragt den Wind, der nah und fern
Mit Trümmern deckt das Meer!"

Die Explosion hatte das Deck des dem Verderben bereits geweihten Schiffes zertrümmert, die enternden Feinde verstümmelt und ertränkt, mit ihnen Nelson, alle bis auf den letzten Mann. Durch die starke, von der Explosion verursachte Flut wurde die feindliche Flotte auf

die Seite geschleudert und litt Schiffbruch am nahen Strande.

*   *   *

Als der Hauptmann zu Sophie Bell auf die Veranda zurückkehrte, zerzupfte sie zerstreut die Traubenblüten, die sich eben im Frühlingssonnenschein öffneten.

„Warum haben Sie mir nie etwas von diesen Dingen erzählt?“ fragte sie mit scheinbarer Gleichgültigkeit, ohne ihn anzusehen.

„Sie haben mich nie darnach gefragt,“ versetzte er voll Erstaunen.

Zufällig berührte er ihre Hand, die auf dem Geländer ruhte, und es durchzuckte ihn wie ein elektrischer Schlag.

„Theure Sophie, ich liebe Sie so sehr. Wollen Sie die Meine sein? Ich will jeden Augenblick, jeden Atemzug meines Lebens Ihrem Glücke weihen! Ich muß fort! Ich — —

„Sie müssen nicht so mit mir sprechen,“ unterbrach sie ihn, und entzog ihm ihre schöne Hand mit scheinbarer Entrüstung. „Noch dazu, wo alle uns hören können, was für eine Idee!“

„Sie wollten mich ja nicht anhören, als ich vorhin, wo uns niemand störte, meine Bitte vorbrachte.“

Da sie so beleidigt that, konnte der ehrliche Haupt-

mann nicht begreifen, warum sie nicht fortging und ihn allein ließ. So begann er denn von neuem:

„Es kann ja nichts schaden, wenn ich Ihnen sage, wie schön ich Sie finde und wie lieb Sie mir sind! Ihr Vater und Ihre Mutter sind auf meiner Seite,“ platzte er endlich heraus, wie eine explodierende Bombe.

„Abscheulich!“ rief sie und sprang auf, „Sie haben also mit ihnen gesprochen —.“

Der Liebhaber war in Verzweiflung; er fürchtete eine unverzeihliche Unklugheit begangen zu haben und stammelte Entschuldigungen —

Das war der Augenblick der oben beschriebenen Schiffsexplosion, deren Urheber keine Ahnung von den Wirkungen hatten, die sie ausübte. Durch die Erschütterung wurde von dem Deckenbewurf der Veranda ein Meter großes viereckiges Stück heruntergerissen. Es mag schon vorher locker gesessen haben, nun aber stürzte es mit dumpfem Getöse gerade auf unser Pärchen, und hüllte es in eine dichte Wolke von weißem Staub.

Hauptmann Bradford sah wie Sophie totenbleich gegen die Mauer lehnte und hörte sie leise stöhnen: „Mein Kopf, mein Kopf!“ Ihr schönes Haar war verwirrt, ihr Anzug in Unordnung, wie betäubt hielt sie die Hand an die Stirne. Er eilte auf sie zu, stieß einige Trümmer bei Seite, faßte sie rasch in die Arme und führte sie ins Zimmer.“

„Wie ist Ihnen, süßes, liebes einziges Mädchen? Sie sind doch nicht verletzt?“ rief er ganz außer sich, während er ihr zärtlich Gesicht und Hände mit kaltem Wasser netzte.

„Ich glaubte schon, wir wären beide tot,“ sagte sie mit schwachem Lächeln. „Es war als ob mir ein Zentner auf den Kopf gefallen wäre, aber meine Haarflechten haben mich geschützt. Ich bin nicht verletzt, nur ein wenig betäubt.“

Er nahm ihre beiden Hände in die seinigen, sie ließ es sich ruhig gefallen; vielleicht merkte sie nichts davon.

„Oh, wenn ich Sie verlieren müßte, „fuhr er fort „was sollte aus mir werden!“

Es that der halb Ohnmächtigen wohl, diese Worte zu hören.

„Ich glaube, ich verstehe die Frauen nicht. — Es heißt, daß sie nein sagen, wenn sie ja meinen. Sie wollen sich nicht zu leicht erobern lassen. Aber bei Ihnen ist das anders. Sie würden mir nicht das Herz brechen, um eines kleinlichen Bedenkens, einer jämmerlichen gesellschaftlichen Laune willen, — das weiß ich!“

Sie sah ihn mit verständnisinnigem Blick an, schloß aber die Augen wieder, ehe er es bemerkte.

„Wie kommen Sie zu so seltsamen Ideen über die Frauen!“ sagte sie und hob langsam ihre schönbewimperten

Augenlider, welche so lange ihre Augen verschleiert hatten, in denen sich jetzt ein schelmisches Lächeln spiegelte.

Sie schloß sie aber gleich wieder und ehe er etwas sagen konnte, fügte sie hinzu:

„Ich freue mich, daß alles so gekommen ist; ich habe Sie immer gern gehabt!“

Man erzählt, daß während die Schlacht am Thrasimener See tobte, ein heftiger Erdstoß stattfand, den keiner der Feinde bemerkte. So hatten auch unsere Kämpfer von Bunkerloo in der Hitze des Gefechts keine Ahnung von den wichtigen Vorgängen zu ihren Häuptern. Erst als der letzte Mann vom Erdboden vertilgt war — in einer Art Guerillakrieg — und nur noch Trümmer auf dem Wasser schwammen, lief Bell hinauf, um dem Hauptmann das große Resultat mitzuteilen und erfuhr jetzt von dem Einfallen der Decke und der Ursache davon.

„Ich wollte, Sie könnten immer hier bleiben, ich wollte, Sie wären mein älterer Bruder!“ sagte er und nahm eine der starken braunen Hände seines großen Freundes in die seinen.

„Er möchte, ich wäre sein älterer Bruder,“ wiederholte der Hauptmann, lakonisch den Wunsch an Sophie überweisend, die tief errötete.

„Mach', daß du fortkommst Hans,“ rief sie, um ihre Verlegenheit zu verbergen, „wie du aussiehst! Und einen schönen Schaden hast du hier angerichtet!“

Der junge Bell folgte der Weisung, etwas verblüfft über den unerwarteten Ausgang und vielleicht nicht ohne Besorgnis wegen der Zukunft. Indessen wollte er noch einmal auf dem Schlachtfeld nachsehen. Vielleicht gab es noch etwas zu thun.

Auf dem Kampfplatz hatten sich unterdessen furchtbare neutrale Mächte gesammelt, die sich einzumischen begannen. Eine jüngere zehnjährige Schwester, Hannchen, kam aus der Tanzstunde, übersah mit einem Blick den Vorgang, hielt sich die Ohren zu und lief fort mit der Drohung, auf der Stelle alles Mama zu sagen. Auch die Köchin, die den allgemeinen Ausgang an dem schönen Frühlingsnachmittag benutzt hatte, um einer ihrer Kolleginnen in der nächsten Straße einen kurzen Besuch zu machen, kam jetzt in ihre Küche zurück. Sie schlug die Hände zusammen vor Entsetzen über den Zustand, in dem sie ihren Kochherd fand. Da Jones gerade auf einem Streifzug hereinkam, machte sie ihn rasch zum Gefangenen und sie würde ihn wahrscheinlich auf unbestimmte Zeit in die Bastille der Kohlenkammer gesperrt haben, wäre nicht General Bell ihm zu Hilfe geeilt. In verzweifeltem Handgemenge hieb er ihn heraus und befreite ihn.

Nun hatte Jones noch einen Wunsch, nämlich das alte Flintenrohr einmal abzufeuern, das bisher nach Kriegsrecht außer Gebrauch geblieben war. Der Ladestock hatte sich hineingeklemmt und wollte nicht wieder

herausgehen, so mußte er mit abgeschossen werden. Das Geschütz war auf einen Oleanderkübel im Hofe gerichtet. Der Kübel wurde von dem Schuß zerschmettert und die wertvolle Pflanze in die Luft geschleudert. Bei dem Rückschlag entging Jones mit genauer Not dem Geschoß, das so heftig gegen den Thürpfosten prallte, daß ein großes Stück herausgerissen wurde. Bell, der nur an den Schuß dachte, brachte aus Versehen die Hand an das glühende Ende des Feuerhackens, mit dem er abgebrannt worden war. Der Aufschrei und der Zusammenlauf, der infolge davon entstand, bildeten das letzte Moment in der Geschichte der „Schlacht von Bunkerloo“.

Braxtons neue Kunst.

Von W. Bishop.

I.

In der geräumigen Vorhalle eines Gasthauses in Washington, wo die altmodischen Roßhaarmöbel standen, trieben August und Robert, zwei lustige junge Leute ihre Possen. Das alte weinumrankte Haus von rotem Backstein hatte außen wie innen ein behagliches freundliches Aussehen, und seine Insassen waren zumeist wohlhäbige und ansässige Regierungsbeamte, nicht flüchtige Zugvögel, die kommen, nur um wieder zu gehen. Nach den Kanzleistunden derselben waren denn auch alle Gewohnheiten des Hauses geregelt, seine Uhren tickten sozusagen in gleichem Takt mit denen der Regierungsbureaus.

Inmitten dieser Gesellschaft von mehr oder minder gewichtigen offiziellen Personen: Kongreßmitgliedern und Beamten aller Departements hatte sich auch ein bescheidenes junges Mädchen eingenistet. Auch sie war eine Beamtin,

eines der »treasury girls«, das im Schatzamt mit dem Sortieren und Zählen der Münze beschäftigt war.

Außerdem gehörten zum Hause die „Jungens“, die, alle noch unter einundzwanzig, als die Söhne des Hauses galten; und, wie sich das bei der Jugend in Washington von selbst versteht, entweder schon im Dienste der Regierung standen, oder sich noch darauf vorbereiteten. Zwei von ihnen, August und Robert trieben, wie gesagt, eben ihre Possen in der Vorhalle, als sich Alfred und Moritz zu ihnen gesellten.

„Warum ist denn heute nachmittag keiner von euch auf der Promenade gewesen?“ begann letzterer. „Alle hübschen Mädchen der Stadt waren da!“

Seine Kameraden horchten hoch auf.

„Ja,“ fuhr Moritz fort, „und mitten im Gedränge machte sich auch der alte Braxton Bahn und sah sich die Leute an. Den habe ich noch nie auf der Straße gesehen, seit er hier im Hause wohnt.“

„Als ich noch ein Pferd hatte, und über Land ritt,“ meinte Alfred, „bin ich ihm oft begegnet, wie er zwischen Felsen und Bächen herumschwärmte und Blätter und Kräuter sammelte; einmal sah ich ihn am Kreuzweg bei Mount Pleasant an einem Zaun lehnen und nach der Stadt hinüberstarren, als ob er ganz versteinert wäre.“

„Was mag er nur treiben?“ fragte Moritz; „zu den Beamten gehört er nicht, denn er frühstückt nie vor

neun, und wenn ich um drei Uhr nach Hause komme, höre ich ihn in seinem Zimmer rumoren, des Nachts auch manchmal; er denkt überhaupt nicht viel an Essen und Schlaf."

„Er sucht vielleicht nach einer Goldmine," meinte einer.

„Oder, er erfindet ein Universalheilmittel," sagte ein anderer.

„Das sollte mich gar nicht wundern," warf August ein, „guckt ihm doch immer allerlei wunderliches Gerät, Retorten und Flaschen mit großen Henkeln, aus der Tasche!"

„Mir kam es vor, als habe er eine Apotheke," bemerkte Moritz; „denn als ich einmal an seiner Wohnung vorüberging, kamen Gerüche aus der offenen Thürspalte, die mich beinahe umgeworfen hätten!"

„Wißt ihr was?" schlug Alfred vor — „wir fragen Fräulein Marie Dobel; die muß es herausbekommen, was er treibt, denn sie ist die einzige, mit der er hier ein Wort wechselt; neulich hat er ihr sogar eine besondere Pflanze gezeigt."

„Wenn er ein Universalheilmittel macht, und Haufen Geld damit verdient, so soll sich Fräulein Marie Dobel nur an ihn machen!" versetzte Robert, „die Arbeit im Schatzamt ist ohnehin zu schwer für sie."

— „Wer spricht denn da von mir?" ertönte in diesem Augenblick die wohlklingende Stimme Marie Dobels,

welche in Begleitung der freundlichen Frau Hauptmann Glenham, ihrer mütterlichen Beschützerin, soeben die Treppe herunterkam.

Fräulein Dobel war eine höchst angenehme Erscheinung, ungefähr 23 Jahre alt, mit lachenden braunen Augen. Sie war in bescheidenes Schwarz gekleidet und trug einen Teller mit Bisquits und einer Orange in der Hand.

August bemächtigte sich der letzteren und warf sie Alfred zu, ohne auf des Fräuleins Einwendungen zu achten — es herrschte offenbar zwischen ihr und den „Jungens“ das beste Einvernehmen. Vergebens verlangte das Fräulein die Frucht zurück, die ihr Frau Glenham eben geschenkt hatte, — die „Jungens“ setzten unbekümmert ihr Ballspiel fort, als sich plötzlich die Thür öffnete und der vielbesprochene Braxton eintrat.

An ihn wendete sich Marie um Hilfe gegen die gewaltthätigen Räuber, und wider alles Erwarten ging Braxton auf die Sache ein, fing den begehrten Gegenstand auf, der gerade über ihm vorbeiflog, und überreichte ihn mit einer verlegenen Verbeugung der rechtmäßigen Besitzerin.

„O danke sehr,“ rief das junge Mädchen, „was für ein trefflicher Ritter Sie sind! Ich werde mich immer an Sie wenden, wenn mir Unrecht geschieht.“

„Ich stehe Ihnen stets zu Diensten,“ gab Herr Braxton zur Antwort, ohne eine Miene zu verziehen. Die Ver=

beugung, die er dabei machte, sollte wohl höflich und verbindlich sein, kam aber sehr steif und gezwungen heraus.

Marie Dobel stammte aus einer gebildeten Familie in Pennsylvanien und war infolge von Schicksalsfügungen, die wir hier nicht näher berühren wollen, darauf angewiesen, selbst für ihr Fortkommen zu sorgen. Sie hatte eine Stelle im Schatzamt dem Beruf einer Schullehrerin vorgezogen. Eine elastische Natur, nahm sie alles von der besten Seite; heiteren und fröhlichen Gemüts, offenherzig, gewissenhaft und in hundert kleinen weiblichen Künsten geschickt, war sie ein Sonnenstrahl im Hause. Schnell hatte sie sich neue Freunde erworben, Frau Hauptmann Glenham war ihr sehr gewogen, und die Wirtin, Frau Stein, schätzte sie hoch und verkehrte aufs vertraulichste mit ihr. Sie galt, ähnlich wie die „Jungens", als Kind vom Hause und würde mehr vermißt worden sein, als viele der wichtigeren Bewohner.

Der oben erwähnte Vorfall diente dazu, sie in nähere Beziehung mit dem „alten Braxton" zu bringen.

Als dieser die Treppe hinaufgehen wollte, forderten ihn die „Jungens" höflich auf, erst eine Cigarre mit ihnen zu rauchen.

Braxton lehnte ab, besann sich dann aber eines bessern und nahm an einem Ende des Sofas Platz. Er war

scheu und unsicher in all' seinem Thun, nicht etwa als habe er etwas ehrenrühriges vor seinen Mitmenschen zu verbergen, sondern als läge ein steter Druck, eine tiefe Schwermut auf ihm, die er nicht abzuschütteln vermöchte. Er mochte ungefähr dreißig Jahre zählen, aber sein trauriger Gesichtsausdruck, sein schwerfälliger etwas gebückter Gang, der unmodische, wenn auch vollkommen saubere Anzug, sowie seine Gleichgültigkeit gegen die kleinen Angelegenheiten des Lebens, ließen ihn weit älter erscheinen.

Die „Jungens", die sich nicht leicht zurückschrecken ließen, hatten sich in den Kopf gesetzt, die Bekanntschaft des „alten Braxton", wie sie ihn nannten, zu machen, und herauszufinden, was für eine Sorte Mensch er sei.

„Heute nachmittag habe ich Sie auf der Promenade gesehen," sagte Moritz und bot ihm Feuer an.

„Ich ging nach Radfields Bilderladen, wegen der ausgestellten Landschaften" — gab Braxton zur Antwort — „man hat hier so selten Gelegenheit, gute Bilder zu sehen!"

„Wenn ich doch malen könnte, wie Sie," meinte Robert listig. „Es muß ein großes Vergnügen sein!"

„Wer kein Talent ersten Ranges hat," versetzte der Angeredete, „für den ist es heutzutage schwer etwas zu erreichen. An tüchtigen Künstlern fehlt es bei uns nicht, und nun erst in Europa!" Er seufzte. — „Ich will

Sie aber nicht etwa abschrecken," fügte er freundlich hinzu.

Oberst Brand, der sich der Gruppe angeschlossen hatte, ließ aus seiner Sofaecke die Bemerkung hören, daß die Zukunft der amerikanischen Kunst zu großen Hoffnungen berechtige.

„Die einzige Hoffnung — für gewisse Leute," erwiderte Braxton, „beruht auf einer neuen, bisher ungeahnten Erfindung, irgend einer großen Entdeckung, durch die ein vollkommner Umschwung bewirkt würde. Wie, wenn z. B. Einer, — irgend einer unserer Landsleute," fuhr er fort und rückte unruhig auf seinem Sitz hin und her, „eine ganz neue Farbentheorie in Anwendung brächte?"

Aus dem Wohnzimmer klangen in diesem Augenblick die klagenden Töne eines Herbstliedes, das Fräulein Dobel am Klavier sang:

„Wenn sich gelb die Blätter färben,
„Und der Sommer zog vorbei,
„Wenn die welken Rosen sterben —

Vielleicht erinnerte der Gesang Braxton an etwas, das er vergessen hatte, oder war er zu weit gegangen in seinen Mitteilungen? Kurz, er brach mitten in seiner Rede ab, wurde rot und meinte, er müsse nun hinauf gehen und für sein Feuer sorgen.

Sein Feuer! — es war doch Anfang Juni! — Die

„Jungens“ warfen einander verständnisvolle Blicke zu und und pfiffen leise vor sich hin.

II.

Als der „alte Braxton“ sein Zimmer erreichte, steckte er den Schlüssel in das künstliche Schloß, das er hatte anbringen lassen, trat ein, sank auf den altväterischen Stuhl mit dem Kattunüberzug und betrachtete sein sorgenvolles Gesicht in dem Spiegel, der neben dem breiten Giebelfenster hing.

„Ans Werk!“ rief er, „ans Werk! Wie viel kostbare Zeit habe ich heute mit unnützem Geschwätz vergeudet.“

Aber sein mutloses Gesicht im Spiegel hielt ihn gebannt.

„Es muß mir ja gelingen!“ murmelte er; „wenn es noch eine Gerechtigkeit im Himmel giebt, muß ich es durchsetzen! Soll all' mein Streben nach Ruhm, nach Liebe, nach Glück, immer und immer wieder vergeblich sein! —“

Selbst an diesem heißen Sommertag brannte ein Feuer in dem kleinen Ofen des Zimmers und Braxton beugte sich jetzt über den kupfernen Topf, in dem ein sonderbares Gemisch brodelte.

Das helle geräumige Zimmer oben im Dachstock, dessen Inneres Braxton den Blicken der Mitbewohner ängstlich entzogen hielt, sah zwar phantastisch genug aus, machte

jedoch keinen ungemütlichen Eindruck. Der geblümte Möbelbezug, die schwere Tischdecke und die Vorhänge des Himmelbetts wirkten wohlthuend durch die Zusammenstellung der Farben; eine geschnitzte eichene Kommode, große blaue Vasen, ein alter Brustharnisch, eine Gliederpuppe nebst Staffelei, standen umher. In einer Ecke klebten die verschiedensten Farbenskizzen, Kohle- und Kreidezeichnungen an der Wand, in der andern war eine Luftpumpe, ein Mikroskop, elektrische Batterien, Schmelztiegel, Spirituslampen, Lötrohre und der kleine Ofen. In jener Ecke hätte er sicherlich für einen Künstler gegolten, in dieser würde man ihn für einen Chemiker oder Alchimisten gehalten haben.

Braxton zog jetzt unter einer Menge Papiere ein altes Taschenbuch hervor und blätterte darin herum, bis er das Gesuchte fand. Hören wir einmal, was er auf der geöffneten Seite halblaut vor sich hin las:
Notiz: Landschaften mit veränderlichen Farben.

„Aus welchem Grund verändert sich bei der „Pflanzenwelt in der Natur das blasse zarte Frühlingsgrün in sattes dunkles Grün im Sommer, „und in rot, gelb, purpurn und braunrot im „Herbst?

„Ist dies die Wirkung der Atmosphäre auf den „zarten Farbstoff, der im Saft enthalten ist?

„Ließe sich dieser Farbstoff nicht gewinnen, ohne
„daß er dabei in seiner Beschaffenheit zerstört würde?
„Sollte es nicht möglich sein, ihn mit einem so
„sensitiven Bindungsmittel oder Firnis zu vermischen,
„daß man Landschaften malen könnte, die für die
„Einwirkung der Atmosphäre empfindlich genug
„blieben, um sich mit den Jahreszeiten zu verändern,
„wie es die wirklichen Landschaften in der Natur
thun?" —

„Ja, das ist es!" rief Braxton aus. „Damals in der Studentenzeit, als ich diese Notiz eintrug, hätte ich schwerlich gedacht, daß ich einmal wirklich würde ausführen wollen, was mir als Phantasie im Kopfe herumging! Was würden jetzt meine Kameraden von mir denken! Bah, jeder von ihnen verfolgt heute Ruhm und Glück nach eigener Methode; um mich kümmert sich keiner! — Jetzt aber an die Arbeit!" Und er nahm seine Beschäftigung wieder auf. —

Dies also war Braxtons Apotheke, dies die Goldmine, das Universalheilmittel, das er mit aller Anstrengung suchte!

Seine Universitätsjahre lagen weit hinter ihm; damals schon hieß es, er habe einen Sparren. Erst hatte er sich als Kaufmann versucht, dann als Gelehrter, später war er auf Reisen gegangen und hatte auf diese Weise einen guten Teil seines ererbten Vermögens verzehrt. Immer

hoffte er, endlich das Rechte zu finden. Seine größte Freude waren von jeher schöne Farben und Formen gewesen; der Sinn für die Kunst behielt endlich die Oberhand. Er beschloß Maler zu werden und glaubte nun seinen eigentlichen Beruf gefunden zu haben.

Aber der langsame Fortschritt in den geebneten Bahnen sagte ihm nicht zu. Durch eine glänzende originelle That wollte er auf einmal aus der Dunkelheit hervortreten und sich hoch über das Gewöhnliche erheben.

So machte er sich denn zum Schöpfer einer neuen amerikanischen Kunst, deren Gegenstand der moderne Fortschritt der Industrie war und durch welche die Maschine personifiziert und verherrlicht werden sollte. Lokomotiven, Schmiedehämmer, Dampfpflüge und Dreschmaschinen füllten seine Bilder, blasse Mädchen inmitten von Haspeln und Spinnmaschinen, rußige Arbeiter in düstern Kesselräumen bildeten die Staffage. Es fehlte den Gemälden nicht an manchem guten Lichteffekt, mancher gelungenen Figur, — aber sie wurden nur selten bei Ausstellungen zugelassen, das Publikum fand keinen Gefallen daran. —

Der enttäuschte Künstler zog sich in die Einsamkeit zurück und finsterer Gram zehrte ihm am Herzen. — Endlich verfiel er auf einen neuen Gedanken: der alte wunderliche Einfall, den er als Student in sein Notizbuch eingetragen, sollte zur Wahrheit werden. — Um ihn verwirklichen zu können, löste er alle früheren Be-

ziehungen, verließ seine Heimat, wurde Chemiker und Botaniker und arbeitete Monate lang mit unermüdlichem Eifer.

Haufen von Notizen hatte er angesammelt, zahllose Papierstreifen beschrieben, die er selbst kaum mehr entziffern konnte, Bände auf Bände gelehrter Bücher über die Zusammensetzung der Farben aufgeschichtet. Alles das lag in wildem Durcheinander umher.

„Wüßte ich nur jemand, der mir helfen könnte, Ordnung in dieses Chaos zu bringen," seufzt Braxton schwermütig; „das junge Mädchen vom Schatzamt sieht klug und freundlich aus," setzte er halblaut hinzu, „und wenn man das Geld zu Rate hält, reicht es vielleicht für zwei!"

Dann fuhr er wieder fort zu brauen, zu destillieren, Essenzen auszupressen und in Gärung zu bringen. Sein Rohmaterial waren bald frische Pflanzen, bald getrocknete Kräuter oder sonstige vegetabilische Stoffe. Nachdem er bis tief in die Nacht hinein gearbeitet, warf er sich erschöpft auf sein Lager, um von chemischen Prozessen zu träumen.

III.

Am nächsten Tage fanden die „Jungens" Braxton so verschlossen, als je zuvor, doch gelang es ihren Bemühungen, ihn allmählich etwas weniger menschenscheu zu machen. Die unausgesetzte geistige Anstrengung hatte ihn empfänglich für kleine Zerstreuungen gemacht und die

sorglose Leichtlebigkeit der „Jungens“ wirkte als wohlthuender Gegensatz auf ihn. So rauchte er denn zuweilen mit ihnen und erzählte auch wohl komische Geschichten, wie vor langer langer Zeit. Es machte den „Jungens“ Spaß, mit dem Sonderling spazieren zu gehen, und ihn über die alltäglichsten Dinge in Washington aufzuklären, wo er bisher in einem traumartigen Zustand gelebt zu haben schien. Auch mit Marie kam er hierdurch in häufigere Berührung, und die „Jungens“ machten sich ein Vergnügen daraus, die beiden recht viel zusammen zu bringen.

Da sie aber über Braxtons Lebensunterhalt noch immer nichts wußten, fragten sie einmal das Fräulein danach.

„Was weiß ich?“ erwiderte sie errötend, „ihr müßt nicht so neugierig sein! Er beschäftigt sich mit gelehrten Dingen und seine Gesundheit ist nicht sehr stark. Ihr thätet gut, euch mehr um eure eigenen Angelegenheiten zu kümmern!“

Wußte sie es? Vielleicht! — Wenigstens war sie in seinem Zimmer gewesen, das hatte man von der Wirtin erfahren.

Frau Stein war einmal von Marie begleitet, zum Dachstuhl hinaufgestiegen um die Arbeiter zu beaufsichtigen, welche das Dach ausbesserten. Gerade als Marie an Braxtons Thüre vorübergehen wollte, war

dieselbe aufgesprungen — wahrscheinlich infolge der Erschütterung durch die Arbeit auf dem Dach. Braxton hatte bemerkt, mit welchem Interesse sie in das geöffnete Gemach hereinschaute und lud sie ein, näher zu treten. In Begleitung der Frau Stein folgte das Fräulein der Einladung und ihre Blicke schweiften nun mit Muße über alle die Skizzen, merkwürdigen Geräte und Besitztümer des Mannes, der dieses seltsame Gemach bewohnte. Braxton erklärte ihr das und jenes und zeigte ihr seltene Pflanzen, bei deren Betrachtung sie einige botanische Kenntnisse verriet; kurz, die beiden schieden als gute Freunde.

Nun ergriff Braxton, der sich in seiner Einsamkeit schon längst nach Ansprache und Mitgefühl gesehnt haben mochte, die nächste Gelegenheit, um Marie in seine Projekte einzuweihen. Von dem Tage an hatten sie ein gemeinsames Geheimnis und man sah nun das Fräulein oft mit dem Erfinder abends im Wohnzimmer zusammen; von der übrigen Gesellschaft zurückgezogen, sprachen sie leise, oder lasen einander vor; einmal zeichnete er sogar ein wohlgetroffenes Porträt von ihr.

Es war keine leichte Aufgabe für Braxton, Marie von der Ausführbarkeit seiner Pläne zu überzeugen. Sie brachte zuerst mancherlei Einwendungen vor.

„Würden aber nicht solche Gemälde,“ fragte sie kühn,

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

„bloße Kunststücke und Spielereien sein — selbst wenn es gelänge?“

Das berührte ihn fast wie eine Beleidigung. In glühenden Worten beschrieb er ihr die reizenden Bilder, die durch seine Erfindung entstehen würden.

„Bei ihrer geheimnisvollen Veränderung,“ sprach er, „werden sie uns wie mit einem Hauch der lebendigen Natur berühren! Statt der unveränderlichen Scenerie, nach der wir bald kaum mehr hinblicken, so sehr sie uns auch anfangs fesselte, würden uns die neuen Gemälde täglich einen andern Anblick gewähren und frischen Reiz behalten.“

„Es müßten natürlich Landschaften sein,“ warf Marie ein, „Figuren und Gebäude wären ausgeschlossen.“

„Versteht sich, Landschaften!“

„Der Frühling hätte sein zartes Grün, der Sommer seine dunkle Färbung, der Herbst sein Rotbraun — was aber soll im Winter geschehen? Die Blätter könnten doch nicht abfallen, und die Schneedecke sich über den Boden breiten!“ —

„Ich habe wohl daran gedacht; — im Winter würde eben ein Stillstand eintreten. Die Bilder blieben gewöhnliche Landschaften im Herbstschmuck, bis die ersten warmen Tage sie wieder zum Frühlingsleben erweckten.“

„Aber wie oft würden sie eine neue Runde beginnen? Sie können doch den Kreislauf nicht ewig fortsetzen?“

„Wenn ich das Medium oder Bindemittel sensitiv genug machen kann, würden sie von langer Dauer sein. Einmal muß alles vergehen!“

So fand er eine Erwiderung auf alle ihre Zweifel, und kein Hindernis schien ihn abzuschrecken.

„Ich muß bekannt werden und etwas ungewöhnliches vollbringen,“ gestand er ihr. „Ich begreife nicht, wie die Menschen zufrieden sein können, wenn sie stets im Geleise des alltäglichen gehen!“

Braxton war der erste sanguinische Erfinder, mit dem Marie in Berührung gekommen war, und allmählig wußte er sie durch seine wissenschaftlichen Gespräche und Experimente zu überzeugen. Wenn ein sonst verständiger und ehrenwerter Mann sein Geld und all' seinen Eifer an die Ausführung eines Plans setzte — da mußte doch etwas daran sein! Bald teilte sie seine Hoffnung und sein Vertrauen. —

Zusammen gingen sie jetzt näher auf die Sache ein. Braxton bewies ihr, daß das Chlorophyll, die kleinen grünen Kügelchen im Zellengewebe der Pflanze, die Basis von allem ist. Er gewann es aus den Blättern, löste es in Äther oder Alkohol auf, wobei sich als Rückstand teils Wachs, teils ein fremdartiger Farbstoff absetzte.

„Dieser,“ sagte er, „kommt mit Dextrin, Gummi und Zucker in der Urzelle der Pflanze vor. Selbst in kleiner Menge ist er das Agens, welches die Kohlensäure zer=

setzt und die verschiedenen Gase in organische Substanzen verwandelt, die das Leben der Pflanze fördern. Von seiner Kraft hoffe ich viel für meine Zwecke."

Unter dem Mikroskop zeigte er ihr, wie das dunklere Grün dadurch entsteht, daß sich die Chlorophyllkügelchen dichter zusammendrängen; sie verfolgten die Bewegung des Saftes, der von unten in die Höhe steigt, und bemerkten die zahlreichen Poren des Blattes. Er machte sie auf die Gesetze des Wachstums aufmerksam und wie verschieden dieses bei jeder Pflanze durch Luft und Licht gedeiht. Diese Beschäftigung machte beiden Freude.

Öfter schon hatte Braxton nach den Geschäftsstunden auf Marie gewartet, um mit ihr nach Hause zu gehen. Eines Nachmittags erschien er besonders erregt; in der Hand trug er ein Stück junges Ahornholz und zeigte ihr die Jahresringe am Durchschnitt.

„Der Baum wächst von innen nach außen," sagte er, „allmählich hört dann das innerste Mark auf zu wachsen, und stirbt ab; außen treibt das frische Holz oft noch Blätter und Zweige, wenn das Herz des Baumes schon durch und durch hohl ist. So kann es auch einem Menschen ergehen, der sich ausschließlich mit den Dingen der Außenwelt beschäftigt."

Dies war die Vorrede zu einem feurigen Heiratsantrag, bei dem jedoch der Bewerber in erster Linie wieder an sein Werk dachte. Er brauchte eine Stütze bei seiner

Arbeit, und mit einer lieben Frau in der eigenen Behausung war ein baldiger Erfolg seines Strebens viel wahrscheinlicher. Sein Vermögen ging auf die Neige, aber stand nicht der glänzende Erfolg seiner Erfindung in naher Aussicht? —

Das junge Mädchen, das den Antrag erhielt, war am selben Morgen einmal wieder von ihrem Bureauchef angefahren worden, wie das öfter geschah. Ihr mühseliges einförmiges Leben bot wenig Reiz. Braxton war ihr lieb, er war ihr ein freundlicher Kamerad gewesen, sie achtete seine Ausdauer und seinen Fleiß, selbst sein in sich versunkenes Wesen war ihr nicht unangenehm. Der Heiratsantrag überraschte sie zwar — aber, mit lieblichem Erröten nahm sie ihn an. — Wenige Wochen später fand in der benachbarten Kirche die feierliche Hochzeit statt, und die „Jungens“ ließen es sich nicht nehmen, derselben im fröhlichen Zuge beizuwohnen.

IV.

Von der Hochzeitsreise, auf welcher die Neuvermählten verschiedene Verwandte besucht hatten, zurückgekehrt, mieteten sie sich in der hübschen Vorstadt Mount Pleasant ein.

Die junge Frau, voll natürlicher Munterkeit, sah reizend aus in dem einfachen aber kleidsamen Anzug, und auf den jungen Ehemann schien die neue Umgebung höchst

wohlthätig zu wirken. Er pflegte den kleinen Garten, der das Häuschen umgab, mit eigener Hand und zog darin auch Pflanzen und Kräuter, die er zu seiner Arbeit brauchte. Bei der geschmackvollen Einrichtung des Hauses zeigte er Interesse und machte seiner Frau zuliebe sogar Bekanntschaft mit den Nachbarn.

Lange jedoch hielt es Braxton nicht aus, wie ein gewöhnlicher Mensch zu leben. Zuerst legte er sich eine besondere Art Atelier an, bereitete dann verschiedene Firnisse und saftgrüne Farben, läuterte sein Medium immer wieder von neuem, und war endlich anfangs Oktober so weit, daß er beginnen konnte, das Bild zu malen, an dem er der Welt zum erstenmal seine Erfindung vorführen wollte.

Das Atelier wurde so luftdicht wie möglich hergestellt und mit einem trefflichen Heizapparat versehen, denn das Gemälde sollte hier während seines Entstehens einer milden Frühlingstemperatur ausgesetzt werden. Nach seiner Vollendung sollte es dann vor einer aus Freunden und Kritikern bestehenden Gesellschaft gezeigt werden und zwar bei fast winterlicher Atmosphäre, damit sich der Vorgang in möglichst vollkommener Schönheit und rasch entwickeln könne.

Dies war der Plan für die erste Landschaft; die späteren sollten sich langsamer entfalten.

Noch war die Erfindung nicht in allen Einzelheiten

vollendet, wie Braxton seiner Frau gestand, aber er wollte nicht länger warten, sondern sie jetzt, wo sie in der Hauptsache feststand, vor die Öffentlichkeit bringen, um später, während ihm Glück und Ruhm lachten, die weiteren Einzelheiten in Muße auszuarbeiten.

Ohne Enttäuschungen und Schwierigkeiten ging jedoch der Verlauf nicht vor sich. Die Herstellung der gleichmäßigen Temperatur wollte nicht immer gelingen, und der Künstler mußte seine merkwürdigen neuen Farben hie und da durch weniger ätherische Chemikalien und Pigmente ergänzen. Chromium z. B. gibt ein schönes leuchtendes Grün, muß aber sehr sorgfältig behandelt werden, da es leicht entzündbar ist.

Als die Arbeit einen gewissen Punkt erreicht hatte, zog er auch seine Frau nicht mehr ins Vertrauen, und sie mußte das Atelier meiden.

„Ich will dich doch auch überraschen," meinte er scherzend.

Niemand war Zeuge des furchtbaren Kampfes, den er nun allein durchzuringen hatte, der unerhörten geistigen und physischen Anstrengung, welche er auf sich nahm, um sein seltsames, noch nie dagewesenes Projekt durchzuführen. In kindlichem Flehen wandte er sich oft an das Schicksal, an die Vorsehung, um Hilfe.

„Verlaß mich nicht, gütiger Himmel," rief er, wie außer sich, „nur jetzt steh' mir bei!"

Mit Angst und Sorgen beobachtete ihn die junge Frau. „Wird es dir auch glücken?“ wagte sie einmal schüchtern zu fragen.

„Es muß gelingen,“ erwiderte er; „unser Geld reicht nur noch bis zur Entscheidung, hernach kommt das Verderben!“

Im nächsten Augenblick versuchte er zwar, ihre Befürchtungen wegzuscherzen, aber es kamen Tage schrecklicher Spannung und Aufregung. Ein tragisches Schicksal schien ihr zu drohen, denn ihr Gatte verschmähte jede Rücksicht auf seine Gesundheit und die Erhaltung seiner Kräfte.

„Mein Herzblut würde ich vergießen, um das Gelingen zu sichern,“ gab er ihr wild zur Antwort als sie ihn anflehte, sich zu schonen.

Endlich wurde er ruhiger, und eines Tages kündigte er ihr an: Alles ist fertig, es ist vollendet.

— — — — — — — — — — — —

Am zehnten Dezember herrschte eine ungewöhnliche Bewegung in Mount Pleasant. An diesem Tage sollte Braxtons wunderbare Erfindung enthüllt werden. Man hatte zwar schon lange zuvor davon gesprochen, aber erst am Vorabend den Tag bestimmt, da das Wetter klar und kalt genug zu werden versprach.

Die festgesetzte Stunde war 2 Uhr, aber schon um eins versammelten sich die eingeladenen Gäste bei einem

Gabelfrühstück. Die Gesellschaft war zahlreich; außer den Freunden und Nachbarn hatten sich mehrere Regierungsbeamte eingefunden, ja sogar ein Congreßmitglied, und die „Jungens“ bildeten eine fröhliche Gruppe. Sie hatten den „alten Braxton“ gekannt, als sein Projekt noch in der Kindheit war, und betrachteten sich gewissermaßen als Miterfinder. Die wichtigsten Anwesenden waren jedoch die Kritiker: ein Professor vom Museum, ein anderer Gelehrter, die Kunstkritiker der bedeutendsten Zeitungen und sogar der Korrespondent eines großen New-Yorker Tageblatts, der den Erfolg in alle Himmelsrichtungen telegraphieren und den Ruhm des Unternehmens weit und breit ausposaunen konnte. —

Nach dem Frühstück begaben sich die Gäste, wohl verwahrt gegen die Kälte, in das Atelier. Alle nahmen die ihnen bestimmten Plätze ein und das Zeichen zum Anfang erfolgte.

Zuerst wurden Fenster und Thüren geöffnet und die frische Dezemberluft strömte in das Gemach, in welchem die Temperatur mit großer Geschwindigkeit sank. — Nun verschwand der Vorhang von dem wunderbaren Bild — ein Schrei der Überraschung entfuhr der jungen Frau, wofür ihr der Gatte jedoch einen strafenden Blick zuwarf.

Die ersten Augenblicke vergingen, ohne daß etwas besonderes geschah; aber, was war das? — ja wirklich — auf der linken Seite des Gemäldes begannen einige

blaßgrüne Bäume im Vordergrund sich glänzender und dunkler zu färben, jetzt spiegelten sie sich in einem Wasserstreifen, die Bewegung teilte sich dem übrigen Laubwerk mit: erst war es April gewesen, jetzt kam der Sommer!

Die staunenden Zuschauer wagten kaum zu atmen und Braxtons Herz klopfte laut vor Entzücken.

Allmählich huschten rote und gelbe Schattierungen über die Landschaft, das Herbstlaub nahm seine verschiedenen Färbungen an, Ahorn und Eiche kleideten sich in feuriges und dunkles Rot, Birke und Kastanie erschienen blaßgelb und goldig. Aber auch die Wolken, die unverändert hätten bleiben sollen, gerieten in seltsame Bewegung und zeigten ganz unerwartete Lichteffekte. Bald wogte und flackerte das ganze Bild hin und her, es sah aus, als ob es in Flammen stünde! Und das war wirklich der Fall. Es hatte sich selbst entzündet und verzehrte sich im Brande.

In wilder Verzweiflung stürzte der Erfinder ins Freie hinaus!

Seine Frau warf nur einen traurigen Abschiedsblick auf das arme Gemälde, das ein Raub der Flammen wurde und auf immer verloren war — dann eilte sie ihm nach und schritt lange neben ihm her, bis sie es wagte, ihre Hand in die seinige zu legen. Er stieß sie erst zurück, dann ließ er es geschehen. Sie gingen schweigend weiter und schlugen einsame Pfade ein, wo

sie weit aus dem Bereich ihrer bestürzten oder spottenden Gäste waren. Dann wagte die junge Frau von Zeit zu Zeit ein Wort des Trostes zu sagen.

„Du mußt auf eine zeitlang verreisen,“ meinte sie.

„Wozu?“ versetzte er trübe, „ich habe keine neuen Pläne und das Geld ist zu Ende!“

„Dein Bild war reizend, ganz abgesehen von der merkwürdigen Erfindung! Hörtest du nicht meinen Ausruf der Bewunderung? ich konnte ihn nicht unterdrücken — ein so schönes Bild war mir noch nicht vorgekommen. Es thut mir in der Seele weh, daß es zerstört ist!“

„Ach so, dein Ausruf galt also dem Bilde selbst, nicht dem Farbenwechsel; wahrhaftig neben diesem war mir das Bild ganz zur Nebensache geworden!“

„Du solltest noch andere malen, die ebenso gut und prächtig sind. Sieh, da liegt unsere Zukunft! Laß die Kunststücke — sie haben mir nie recht gefallen, wenn ich es dir auch nicht sagen mochte. Wende dich einfachen natürlicheren Dingen zu und es wird dir glücken. — Unterdessen bekomme ich vielleicht meine Stelle im Schatzamt wieder!“

Der unglückliche Maler fühlte, wie es ihm warm zum Herzen strömte, er beugte sich nieder und küßte seine Frau, die wohl noch nie für ein menschliches Wesen ein so zärtliches Gefühl gehegt hatte, als jetzt für ihn, mitten in Kummer und Schmerz.

Erst spät, als der rote Dämmerschein bereits längst hinter dem winterlichen Gehölz verschwunden war, kehrten sie in ihre Behausung zurück.

Das Ereignis erregte großes Aufsehen, sowohl in Mount Pleasant, als auswärts. Einige Zeitungen unterließen es nicht, humoristische Äußerungen über die ungewöhnliche „Wärme“ der neuen Farben zu machen, und der New-Yorker Korrespondent stellte das ganze als die fixe Idee eines Erfinders dar, bei dem es im Kopfe nicht ganz richtig sei.

Inzwischen hatten auch andere, außer der jungen Frau die große Schönheit des Gemäldes an sich bemerkt, und seinen eigenartigen Reiz, seine packende Wirkung empfunden. Der Maler schien ein geborner Künstler und die Landschaft sein eigentliches Berufsfeld.

Der liebevollen Sorge, die unablässig über ihm wachte, gelang es, ihn vor einer drohenden Gehirnentzündung zu retten. Ein großer Umschwung ging mit ihm vor, er stand vor einem neuen Abschnitt seines Lebens.

So eifrig wie einst der Erforschung chemischer Geheimnisse, ging er jetzt den einfachen Formen und Farben der Natur nach. Er ist heute jünger und lebensfroher als damals und verkauft seine Bilder zu Preisen, die nur ein angehender Krösus erschwingen kann.

„Einsamkeit, Enttäuschung und das Brüten über ungesunden Problemen, hatten mich zum Sonderling gemacht,“

so sagt Braxton oft zu seiner lieben freundlichen Lebensgefährtin. „Du hast mich einem einfachen, natürlicheren Menschendasein zurückgegeben und mir meinen Lebensberuf gezeigt! Du bist meine Chlorophyllessenz, das Ergebnis all' meiner geheimnisvollen Arbeit, meine wundersame, unvergleichliche Entdeckung!

Hatties Liebesgeschichte.

Von P. Deming.

Hatties Liebesgeschichte nahm ihren Anfang in dem kleinen Backsteinhaus bei den Weiden am Flußufer, im Süden der Stadt Albany, wo man von den Fenstern im obern Stock eine weite Aussicht über den Hudson und das ferne Catskillgebirge hat.

Hattie hatte nach einer ganz oberflächlichen Bekanntschaft ihr Herz an einen jungen Mann, mit dem sie kaum ein paar Worte gewechselt, verloren. Das trug sich so zu.

Sie und ihre verwitwete Mutter hatten des Nebenerwerbes wegen einige Herren in Kost und Logis genommen. Das Geschäft ist nicht ohne Gefahren für das weibliche Geschlecht, zumal in einer großen und leichtsinnigen Stadt. Das zeigte sich alsbald bei der hübschen Hattie, die sich gleich in den zweiten Herrn, der bei ihnen Wohnung nahm, vergaffte. Es war ein schöner Herr von 23 Jahren, Franzose, mit dunkeln Locken, blauen

Augen und rosigen Wangen. Hattie zählte 16, war eine eifrige Leserin des Newyorker Wochenblatts und schmachtete nach einem „Helden“. Monsieur Leclerc, unser Franzose, war kaum drei Tage eingezogen, als er schon an dem Mädchen eine heimliche Verehrerin gefunden hatte. Bei Nacht träumte sie von ihm, bei Tage kam er ihr nicht aus den Gedanken, und ihre hübschen nußbraunen Augen ruhten auf ihm, wenn er kam und ging, als wäre er der einzige Mann in der ganzen Welt.

Die Sache ließ sich also ziemlich ernsthaft an. Ohne die mindeste reale Basis fuhr Hattie fort, die Wünsche ihres Herzens — Hoffnungen wäre zuviel gesagt — zu nähren. Sie war zurückhaltend und in sich gekehrt. Sie wurde mit der Zeit mit ihrem Helden um kein bißchen vertrauter und er schenkte ihr nicht mehr als die gewöhnlichste Aufmerksamkeit. Infolge ihrer Schwärmerei wurde ihr Wesen noch scheuer und empfindlicher, so daß die von ihr ersehnte Bekanntschaft dadurch erst recht verhindert wurde. In ihrer jugendlichen Unerfahrenheit sah sie nirgends einen Ausweg. Bisweilen war ihr der unbesonnene und verzweifelte Gedanke gekommen, ihrem Abgott einen Brief zu schreiben, in dem sie ihn bitten wollte, ihr seine Aufmerksamkeit und sein Mitleid zu schenken, oder, wenn das unmöglich sei, — das Haus zu verlassen. Ja, sie hatte wirklich einmal um Mitternacht, als sie längst hätte schlafen sollen, eine solche Epistel verfaßt; — sie mag recht

schwach ausgefallen sein. Ihr weibliches Gefühl hatte sie jedoch im letzten Augenblick noch bewogen, den Brief zu verbrennen, statt ihn dem jungen Mann ins Zimmer zu legen, wie ihre Absicht gewesen war.

Hattie besuchte eine Sonntagsschule und versäumte selten den Gottesdienst in der kleinen steinernen Kirche um die Ecke. Sie war zu gut erzogen, und die Stimme ihres Gewissens sprach zu laut, als daß sie im Ernst hätte daran denken können, sich im Hudson zu ertränken; aber sie gerieth doch zuletzt in einen Seelenzustand, bei welchem der Wunsch, bald ein Engel im Himmel zu werden, für sie kein bloß poetisches Sonntagsgefühl mehr war, sondern ein nur allzu aufrichtiges Verlangen. Auch läßt sich nicht leugnen, daß an einem gewissen Sonntag Nachmittag, an welchem man Monsieur Leclerc mit einer Dame spazieren gehen sah, Hattie lange am Rande des Flusses stand und unverwandt in das tiefe Wasser hinabschaute. Dies sowie ihr ganzes ängstliches Wesen war auch anderen aufgefallen. Ihre Mutter hatte keine Ahnung von der Ursache, — das Geheimnis war nur Hattie bekannt.

Unterdessen ging Monsieur täglich nach seinem Geschäft in der Stadt, erschien regelmäßig bei den Mahlzeiten und erfreute sich des besten Appetits. Wußte er denn gar nichts von dem mächtigen Zauber, den er ausübte? —

Jetzt verändert sich der Schauplatz. —

Bald nachdem die Angelegenheit so weit, wie eben geschildert, gediehen war, befand sich Hattie eines Morgens im Gerichtssaal des Rathauses. Sie saß unter den Zeugen, ganz betäubt und verwirrt von all' den neuen Eindrücken, welche auf sie einstürmten.

Es war eine Schwurgerichtssitzung. Den Gerichtshof bildete der Bezirksrichter nebst zwei Beisitzern. Am Ende des hohen langen Saales drängte und schob sich eine unruhige Menge. Die Gerichtsdiener, sowie ein starkes Gitter hielten das Volk von dem weiten offenen Platz vor der Zeugenbank zurück. Dieser Raum war für die Anwälte, die Geschworenen und die Zeugen bestimmt. Hattie erblickte in diesem Raum nur Männer.

Als öffentlicher Ankläger fungierte der Anwalt des Bezirks.

Es war 10 Uhr vormittags. Auf unsere Heldin machte es den Eindruck, als ob Richter und Anwälte sich gegenseitig recht grob und schroff behandelten.

„Herr Bezirksanwalt," sagte der Richter, „Sie sollten den Fall vorbereitet haben und den Gerichtshof nicht warten lassen. Es ist schon der dritte Morgen, daß wir nichts zu thun vorfinden."

„Ich brauche mir von dem Gerichtshof," antwortete der Anwalt hitzig, „keine Vorschriften machen zu lassen. Ich erlaube mir, zu bemerken, daß ich kein Angestellter

des Gerichtshofes bin. Ich bin vom Volke des Bezirks gewählt und nur diesem dafür verantwortlich, wie ich mein Amt versehe."

„Schon gut, nur ruhig," sagte mit lakonischer Kürze und herausfordernder Gleichgiltigkeit der Richter, indem er seinen langen weißen Schnurrbart strich.

Jetzt trat ein Polizeidiener in den Saal, ging auf den Bezirksanwalt zu und flüsterte diesem etwas ins Ohr. Der letztere nickte geheimnisvoll.

„Ich wünsche dem hohen Gerichtshof anzuzeigen, daß in Sachen des Einbruchs in der Flußstraße zur Verhandlung geschritten werden kann."

„Stellen Sie einen Antrag in der Sache?" fragte der Richter.

„Ja, ich klage im Namen der Bestohlenen gegen Herrn Adolphe Leclerc," versetzte der Distriktsanwalt in lautem, geschäftsmäßigem Ton.

„Ist der Angeklagte zugegen?" fragte der Richter.

„Er wird sofort erscheinen, der Gerichtsdiener holt ihn eben ab," bemerkte der Scheriff, der dabei stand.

Das Gefängniß war in nächster Nähe, und so währte es nur kurze Zeit, bis der Gerichtsdiener mit dem hübschen, schlanken, wohlgekleideten, zierlich auftretenden, rotwangigen Adolphe Leclerc zurückkam.

„Wer führt die Verteidigung?" fragte der Richter.

„Der Gerichtshof hat mich beauftragt,“ sagte ein schüchterner Anwalt von jugendlichem Alter.

Die Geschwornen wurden nun ausgelost und das Verhör begann.

Die Anklage ging dahin: Monsieur Leclerc, ein Fremder in der Stadt, habe drei Monate in der Flußstraße bei Hattie's Mutter gewohnt. Am ersten Weihnachtsfeiertage — gerade zwei Wochen vor dem Verhör — sei in dem Nachbarhaus ein Einbruch verübt und verschiedene Haushaltungsgegenstände gestohlen worden. Das Verbrechen geschah am hellen Tage, zwischen ein und zwei Uhr. Um ein Uhr war die Familie ausgegangen und um zwei Uhr hatten sich die geraubten Gegenstände bereits in dem Trödlerladen zwei Straßen davon vorgefunden. Dadurch war die Zeit des Diebstahls genau festgestellt. Daß der Verdacht auf Monsieur Leclerc fiel, lag nahe, da er als unbekannter Ausländer im Nebenhause wohnte. Was aber den Ausschlag gab, war, daß der Trödler, in dessen Laden die gestohlenen Sachen gefunden wurden, Monsieur als den nämlichen jungen Mann wiedererkannte, der sie ihm gebracht hatte.

Während die Anklageakte verlesen wurde, flüsterte Monsieur seinem jugendlichen Anwalt sehr lebhaft zu: „Ich können beweisen, daß ich war nicht da.“

„Ruhe im Gerichtssaal!“ herrschte der Richter mit einem Blick auf den Gefangenen und seinen Verteidiger.

„Stille!“ sprach der Ausrufer, von seinem Sitz der Gerichtsbank gegenüber, als Echo des Gerichtshofes nach. Der junge Franzose mußte seine Lebhaftigkeit bezähmen.

Gegen elf Uhr waren alle Belastungszeugen verhört; dann trat der Verteidiger auf. Er eröffnete, daß er ein Alibi beweisen könne. Zu jener Zeit war im Staate Newyork nach dem Gesetz dem Gefangenen noch keine eigene Verteidigung gestattet, daher durfte Monsieur nicht für sich selber sprechen. Die kleine Hattie war seine Hauptzeugin. Sie sagte aus, daß Monsieur während der fraglichen Stunde zwischen eins und zwei am Weihnachtstage Schlittschuh lief. Sie sah ihn aus den Fenstern des oberen Stocks wenige Minuten vor eins mit seinen Schlittschuhen nach der Inselbucht gehen. Dies sei ein abgelegener Ort, fügte sie zur Erklärung bei, den er aufgesucht habe, um seine ersten Übungen zu machen, da er als Anfänger im Schlittschuhlaufen weder gesehen noch ausgelacht sein wollte. Sie hatte ihn von dem oberen Fenster aus beobachtet, so lange er auf dem Eise war, und ihn genau um zwei Uhr in das Haus zurückkehren sehen, wo die ganze Familie zum Feiertagsschmaus versammelt war.

Während Hattie diesen Hergang einfach und natürlich erzählte, wagte sie nicht, auch nur einen Blick auf Monsieur zu werfen. Das geübte Auge des Anwalts hatte ihr Geheimnis alsbald durchschaut, und als es zum Kreuz-

verhör kam, stellte er die direkte Frage an sie, ob sie den Gefangenen liebe. Hattie sah ihn erschrocken an und schwieg.

Der jugendliche Verteidiger erhob Einspruch gegen die Frage. Der Ankläger bestand jedoch darauf, — er war der festen Überzeugung, daß hier an dieser Stelle schon mehr als eine Zeugin die Schuld des Meineids auf sich geladen hatte, um ihren Geliebten vor der Strafe des Gesetzes zu retten. Es sei seine Pflicht als öffentlicher Ankläger, Hattie in Bezug auf diese Bewandtnis zu befragen.

Es folgte eine kurze Debatte. Endlich erklärte der Gerichtshof, daß die Geschworenen beanspruchen müßten, von einem Gefühl oder einer Voreingenommenheit der Zeugin für oder gegen den Gefangenen in Kenntnis gesetzt zu werden.

Und so sah sich denn Hattie der Forderung gegenüber, ein Bekenntnis von ihrer Liebe für Monsieur abzulegen. Sie hatte es schon an und für sich als schwere Prüfung empfunden, vor Gericht erscheinen zu müssen; der Gedanke daran hatte ihr viele Tage und Nächte lang die Ruhe geraubt. Es war keine Kleinigkeit, allein und öffentlich zu Gunsten eines Mannes aufzutreten, der ins Gefängnis geworfen worden war und von jedermann als Verbrecher gehalten wurde. Ihre Mutter hatte sich jedoch ein Herz gefaßt und gemeint, es sei ihre Pflicht, für

ihren fremd und alleinstehenden Mieter einzutreten, wenn ihnen Thatsachen bekannt seien, durch welche seine Unschuld ans Licht gebracht werden könne.

Unter diesen Umständen war also Hattie zwar beklommen, aber doch freudig vor Gericht erschienen, voll stiller Fürbitte und Hoffnung, daß sie das Werkzeug zu Monsieur Leclercs Befreiung sein möchte. Daß sie dabei aus Unvorsicht ihr Geheimnis verraten könne, daran hatte sie nicht ohne Angst gedacht; darauf aber, daß man die Offenbarung desselben von ihr verlangen werde — darauf war sie nicht gefaßt.

Im ersten Schreck der Überraschung erschien es ihr als ein Ding der Unmöglichkeit, aber während sie die Anwälte darüber verhandeln hörte, wurde sie mit dem Gedanken vertrauter und in der Drangsal erwachte ihr weiblicher Heldenmut.

„Konnte das nicht der Wendepunkt sein," dachte sie bei sich, „die heiß ersehnte Gelegenheit, um Monsieur zu retten?" —

Als der Richter die oben erwähnte Entscheidung gesprochen hatte, war sie mit sich im Reinen, und auf seine freundliche Frage: „Sagen Sie uns, wie es sich verhält, fürchten Sie nichts: sind Sie ihm zugethan?" antwortete sie, zwar errötend, doch frei und offen: „Ja, Herr Richter!"

Als nun der Anwalt darauf mit Kreuz- und Quer-

fragen sie zu verwirren trachtete, fühlte sie, daß sie im Kampfe für den Mann begriffen sei, den sie liebte, und schreckte vor keinem Opfer zurück. Sie gab nicht nur stillschweigend zu, sondern bekannte mit klaren und deutlichen Worten, daß sie Monsieur Leclerc von ganzer Seele liebe, ohne daß er je etwas davon gewußt habe.

In der ganzen Versammlung trat lautlose Stille ein. Die Leute beugten sich vor, um besser zu hören. Äußerungen von Haß und Rachedurst hatte man an diesem Platze nur zu oft vernommen, aber die Enthüllung der verschwiegenen Liebe, der reinen, unschuldigen Hingabe eines jungen Gemüts, das war etwas Unerhörtes, noch nicht Dagewesenes. Als Hattie die an sie gerichteten Fragen mutig beantwortete und bescheiden aber furchtlos gestand, wie tief und aufrichtig sie Monsieur Leclerc liebe, wie fest sie von seiner Ehrenhaftigkeit und Redlichkeit überzeugt sei — da blieb im ganzen Gerichtssaal niemand unbewegt. — Es war keine bedeutende Arena, wo man stand; auch war sie keine Charakterfigur; aber, was die Welt an ihren Helden und Heldinnen verehrt, der Mut, leuchtete aus ihrem ganzen Wesen und verlieh ihrer Jugend das Feuer der Kühnheit und Unerschrockenheit.

Selbst den Anwalt brachte die begeisterte Glut ihres unerschrockenen Geständnisses etwas aus dem Texte, denn die Waffe, durch die er die Zeugin hatte besiegen wollen, hatte sich gegen ihn selbst gewendet. Als die reizende

kleine Hattie, durch eine kränkende Frage verletzt, unter Thränen tapfer und entschlossen versicherte, sie wisse, daß Monsieur unschuldig sei und würde ihn lieben und ihm beistehen, wenn auch alle andern ihn schmäheten und verließen, ward das Herz der Zuhörer gerührt und ein Murmeln des Beifalls durchlief den Gerichtssaal.

Auf so seltsame Weise kam also Hatties Geheimnis, um das sie geweint und gebetet hatte, — dies süße und doch so qualvolle Geheimnis, das sie für ihr Leben nicht hatte verraten wollen, ans Licht. Bei ihrer Aussage verschwieg sie nicht, wie sie auf Monsieur Leclercs Kommen und Gehen, Thun und Lassen acht gegeben, wie ihr ein niederer Schemel am Dachfenster zur Warte diente, von welcher aus sie ihren Helden täglich zu Mittag nach Hause kommen sah. Sie wußte noch, an welchem Tage er früher oder später zurückgekehrt war, und erinnerte sich an alle Einzelheiten seiner äußern Erscheinung mit einer Genauigkeit, als wenn sie ein Astronom und er ein Komet oder Planet gewesen wäre. Ihre ganze Erzählung war so schlicht und offenherzig; man hätte ebenso gern die ersten Frühlingsblumen niedergetreten, als daran zu zweifeln oder die kleine Hattie noch ferner mit kleinlichen Fragen zu quälen.

So mißlich es für den Ruf und Erfolg des Distriktsanwalts sein mochte, so hatten doch alle Anwesenden das deutliche Gefühl, daß die kleine Liebesgeschichte und der

Heldenmut einer reinen Mädchenseele den Sieg über alle Schlauheit und Gelehrsamkeit des Juristen davon getragen hatte.

Hattie war sehr erregt, als ihre Zeugenaussage beendet war und sie auf ihren früheren Sitz unter den wartenden Zeugen in der Nähe der Thüre zurückkehrte. Einige Augenblicke lang hörte sie noch, was im Gerichtssaal vorging, dann wurde es ihr plötzlich dunkel vor den Augen. Ein Angestellter, der sie beobachtet hatte, trat auf sie zu und meinte, ob sie nicht lieber zu der Apfelfrau draußen in der Halle sitzen wolle, um frische Luft zu schöpfen. Hattie folgte ihm und erhielt einen Stuhl neben der Apfelfrau. Von Zeit zu Zeit kamen Leute heraus, kauften sich Äpfel und Nüsse und erzählten der Apfelfrau, wie wacker sich Hattie benommen und was Monsieur für ein ehrliches Gesicht habe und wie hübsch er sei.

Hattie freute sich über die Lobsprüche, aber nach und nach erfüllte sie ein noch weit süßeres Gefühl. Sie atmete freier und leichter, alle Angst war verschwunden! Das Glück war ihr ja günstig gewesen, sie hatte ihre Aussage gemacht, ihre Geschichte erzählt, und o Seligkeit! Monsieur, — der große, der unvergleichliche — hatte sie vernommen! Ihr Gebet war also erhört worden, und zwar in einer Weise, wie sie sichs niemals hatte träumen lassen. Ihr Herz floß über.

Es ergab sich als ziemlich sicher, daß Hatties Auffassung recht hatte. Der Richter beglückwünschte sie in seiner Ansprache an die Geschworenen und die letzteren sprachen Monsieur frei, indem sie annahmen, daß der Pfandleiher in Bezug auf die angebliche Identität sich geirrt habe.

Bald nach dem Verhör stellte es sich heraus, daß noch jemand außer Hattie Monsieur am Weichnachtstage auf dem Eis gesehen hatte, und dadurch fand Hatties Zeugnis seine volle Bestätigung.

Als es wieder Weihnachten wurde, hatten Hattie und ihre Mutter nur noch einen Kostgänger in dem kleinen Haus bei den Weiden und das war Monsieur Leclerc, der in hoher Achtung und Ehre stand, und nicht mehr zur Miete wohnte. —

Eine Geschichte in Dokumenten.

Von B. Matthews und H. C. Bunner.

Erster Teil.

Dokument Nro. 1.

Eine Nummer der »Illustrated News« vom 4. Januar 1870, woselbst in der Totenschau berühmter Personen des vorhergegangenen Jahres u. A. folgendes zu lesen ist:

Baron William Beauvoir.

Am 28. Dezember starb zu Brighton Baron William Beauvoir, das Haupt der jüngeren Linie der alten angesehenen Familie Beauvoir, einziger Sohn des verstorbenen Generals Baron William Beauvoir und seiner Gemahlin Anna, Tochter des Obersten Doyle von Chelsworth-Cottage in Suffolk.

Im Jahre 1805 geboren, hatte er seine Erziehung in Eton und in der Trinity Hall zu Cambridge genossen und war von 1837 bis 1847 Parlamentsmitglied für

Lancashire, sowie von 1843 an Kammerherr der Königin. 1826 heiratete er Henriette Georgina, vierte Tochter des Viscount Adolph Liddell, von welcher er zwei Söhne hatte, William Beauvoir und Oliver Liddell Beauvoir. Letzterer war am Sterbebette seines Vaters zugegen, von ersterem fehlen alle Nachrichten seit er vor fast dreißig Jahren England plötzlich verließ, um sich nach Amerika zu begeben, vermutlich nach Californien, kurz nach Entdeckung der Goldminen. Viele längst vergessene Gerüchte werden nun wohl wieder aufleben, da das Dunkel, welches über dem Schicksal von Baron Williams ältestem Sohne schwebt, jetzt natürlich aufgeklärt werden muß. Das Testament des verstorbenen Barons ist am 2. ds. Mts. eröffnet, und das bewegliche Vermögen auf 70000 £ geschätzt worden. Zu Testamentsvollstreckern sind beide Söhne ernannt; der älteste Sohn erbt das Familiengut in Lancashire, und den übrigen Besitz sollen beide Brüder zu gleichen Teilen erhalten.

Die alte Familie der Beauvoirs ist von normannischer Abkunft und die jüngere Linie stammt aus dem vorigen Jahrhundert von Baron William Beauvoir, dem Lord-Oberrichter in Canada. Als solchem wurde ihm das Wappen und das Motto verliehen, das seine Nachkommen noch führen: ein schwarzer steigender Biber im roten Feld mit der Umschrift: „Damno".

Zweiter Teil.

Dokument Nro. 2.

Von William Beauvoir jun. wurden im Laufe des Jahres 1848 folgende Schuldscheine ausgestellt:

Schuldschein
über £ 105. 0. 0.
William Beauvoir, jun.
Den 10. April 1848.

Dokument Nro. 3.

Schuldschein
über £ 250. 0. 0.
William Beauvoir, jun.
Den 22. April 1848.

Dokument Nro. 4.

Schuldschein
über £ 600. 0. 0.
William Beauvoir, jun.
Den 10. Mai 1848.

Dokument Nro. 5.

Auszug aus dem „Satirischen Sonntagsblatt für höhere Stände“, London den 13. Mai 1848.

Sind nicht unsere erblichen Gesetzgeber und die Mitglieder unserer alten Adelsgeschlechter zu Hütern der Ehre

des Reiches berufen? Leider sehen wir jedoch manche von ihnen unaufhaltsam ins Verderben rennen! Der H—g von D—m, der G—f von B—n und L—d Y—g dienen ihrer Nation wahrhaftig nicht zum Ruhme und haben kein anderes Verdienst aufzuweisen als das ihrer Geburt. Auch unter dem Landadel finden sie eifrige Nachahmer! Der junge U—m B —r, Sohn des alten Barons W—m B—r, früheren M. P.*), ist z. B. ein wahrer Musterjüngling! — Er stammt aus einer guten alten Familie der Grafschaft, seine Mutter war eine Tochter des Viscount A—ph L—l und er selbst ist alt genug, um zur Vernunft gekommen zu sein. Statt dessen begeht er täglich neue Streiche: bei Tage macht er Wetten und bei Nacht sitzt er am Spieltisch, untergräbt seine Gesundheit und leert seinen Beutel. Die Zahl seiner Gläubiger ist groß, alle Juden der Stadt haben Schuldscheine von ihm in Händen. Nicht zufrieden mit einem anständigen Spiel Whist oder Ecarté, findet er sein Hauptvergnügen in dem gefährlichen Farao, das bei uns schon fast vergessen war. Das Glück ist ihm aber weder an der Spielbank noch auf dem Rennplatz besonders günstig, und bei dem letzten Rennen soll er arg gerupft worden sein; man schätzt seine verlorenen Wetten auf volle 6000 £. Er

*) M. P. = Member of Parliament (Parlamentsmitglied).

denkt sich beim nächsten Derby-Rennen wieder dadurch aufzuhelfen, daß er fast 9000 £ auf „Shylock" setzt. Wenn nun ein solcher Mensch in jedem Augenblick durch Familienprotektion dazu berufen werden kann, in die Gesetzgebung des Landes zu treten, was läßt sich da für die darbenden Millionen hoffen, die in Großbritannien um ihr tägliches Brot arbeiten und ringen.

Dokument Nro. 6.

Ausschnitt aus der Sportzeitung „Bell's Life"
vom 19. Mai 1848.

Der Derby Tag.

Mittwoch. Der heutige, zweite Tag, war ebenfalls vom herrlichsten Wetter begünstigt, und wie wir schon mitgeteilt haben, drängte sich eine zahllose Menschenmenge Kopf an Kopf in den Alleen, welche auf den Rennplatz, den Zielpunkt des allgemeinen Interesses führen.

— — — — — — — — — — — —

Das Rennen.

50 £ Einsatz; ganz Reugeld. Für dreijährige. Gewicht 20 Pfund über der Scala. Distanz anderthalb Meilen der neuen Derby-Bahn. Dem Zweiten 100 £, das Dritte rettet seinen Einsatz, der Sieger zahlt 100 £ für Bahnunkosten.

Lord Clifdens br. Vollblut Surplice, geritten v. Touchstone I
H. Bowes br. Vt. Springy Jack, ger. v. Hetman II
H. B. Greens rbr. Vt. Shylock, ger. v. Simoon III
H. Paynes br. Vt. Glendower, ger. v. Slane . 0
H. J. P. Days rbr. Vt. Nil Desperandum ger. v. Venison 0

Dokument Nro. 7.

Ausschnitt aus den Schiffsnachrichten des „Liverpool Kurier" vom 21. Juni 1848.

Die große Barke Euterpe, Kapitän Riding, von der transatlantischen Postschiffahrtslinie, Eigentümer Judkins & Cooke, verließ gestern Nachmittag den Mersey, um ihre Fahrt nach New-York anzutreten.

Die Plätze im Zwischendeck waren besetzt wie gewöhnlich und an Bord befinden sich als Passagiere der ersten Kajüte Professor Titus Peebles, Mitglied der chemischen und geologischen Gesellschaft und Dozent der Metallurgie an der Universität zu Edinburg, sowie Herr William Beauvoir. — Herr Professor Peebles soll auf einer wissenschaftlichen Forschungsreise in die Vereinigten Staaten begriffen sein, und wird schwerlich vor Ablauf von sechs Monaten von seiner wichtigen Mission zurückkehren.

Dokument Nro. 8.

Ausschnitt aus dem „New-York Herald" vom
9. September 1848.

Der gebildeten Bürgerschaft unserer Hauptstadt, die auf einem so hohen moralischen Standpunkt steht, können Berichte über Laster und Ausschweifungen nur einen betrübenden Eindruck machen, das wissen wir wohl! Wer sich aber mit dem Studium der menschlichen Thorheiten und Schwächen abgiebt, der sollte an einem Vorfall, der sich in der letzten Zeit mitten unter uns zutrug, nicht vorübergehen, ohne ihn zu einem „warnenden Beispiel" zu benützen.

Nicht ohne Besorgnis für die moralische Wohlfahrt unserer Jugend sahen wir nämlich einen jungen aristokratischen Taugenichts, der kürzlich in unserer Stadt angekommen ist, sein wüstes und ausschweifendes Leben unter uns fortsetzen. Es ist dies Lord William F. Beauvoir, alias Beaver, unter welchem Namen er hier bei uns auftrat, der Sprößling einer reichen und angesehenen Familie Englands, der seit seiner Ankunft hier Tag und Nacht in den Spielhöllen von Thomasstreet und College-Place zubrachte, wo er fabelhafte Summen verschleudert hat, deren Betrag sich nach einigen Angaben bis auf 78000 £ belaufen soll. Endlich hat ihn jedoch die Strafe erreicht,

seine ungeheuren Einkünfte sind bis auf den letzten Heller erschöpft und er hat die Stadt verlassen müssen, wahrscheinlich mit Hinterlassung einer großen unbezahlten Hotelrechnung. Doch läßt sich dies nicht mit Bestimmtheit behaupten, da sein letzter Wirt, vielleicht aus blinder Verehrung für die britische Aristokratie, jegliche Auskunft über diese Angelegenheit verweigert.

Dokument Nro. 9.

Depot- oder Pfandschein, ausgestellt von einem gewissen Simpson für William Beauvoir den 2. Dezember 1848.

John Simpson,

Pfandleiher,

36 Bowery,

New York.

Den 2. Dezember 1848.

	Dolls.	*Cents.*
Eine goldene Uhr mit Springdeckel nebst Kette	*150*	
William Beauvoir.		

Ohne Garantie gegen Feuer, Motten, Raub, Einbruch oder sonstigen Schaden.

25 % jährlich. Gültig auf ein Jahr.

Dokument Nro. 10.

Unter John Squibobs nachgelassenen Papieren wurde folgender Brief des verstorbenen John Phönix gefunden und alsbald in dem „San Diego Herald“ veröffentlicht.

Auf offener See bei Florida,
Den 3. Januar 1849.

Mein lieber Squib!

Spare deine pathetischen oder vielmehr hypothetischen Fragen nach meinem Verbleiben! Hier kann ich Deine süße Stimme nicht vernehmen. Ich liege herum auf dem Deck des „Mercy“, des famosesten aller Schiffe aus Nantuket, welches Kapitän Clearstarch, der beste aller Kapitäne, nach Kalifornien fährt, wo es Gold giebt, Gold wie Heu, mein Junge!

Zu Anfang der Reise war ich in einer verteufelt schwermütigen Stimmung und nur die Aussicht auf die bald einzusackenden Goldklumpen hielt mich einigermaßen aufrecht, sonst wäre ich umgefallen! Ich war bereits wie eine tote Fliege, als ich zum Glück zwei Engländer an Bord entdeckte, und nun bin ich wieder ganz auf dem Damm! Wir drei haben einen kleinen Mäßigkeitsverein gegründet, um zu sehen, ob wir nicht durch fleißiges Probieren und angestrengtes Studium herausbringen können, welche von des Kapitäns Spirituosen am gefährlichsten sind, um dann das Gelübde abzulegen, diese Getränke nie wieder

zu berühren. Einer meiner neuen Freunde ist Chemiker, Metallurg oder dergleichen, der andere ist von Adel.

Der Chemiker, Metallurg oder dgl. ist Professor Titus Peebles, der auf der Suche nach Gold ist und glaubt, daß er mit seiner wissenschaftlichen Bildung leicht die Spur der Goldadern im Innern des Gesteins auffinden wird. Er ist ein Schlaukopf und hat das berühmte Backpulver erfunden, das immer geht. Als zeitweiliger Präsident unseres Mäßigkeitsvereins macht er sehr gelungene Analysen des „Stoffes“ mit einer solchen Wissenschaftlichkeit, daß es ihm manchmal selbst dabei drehend im Kopfe zu werden scheint.

Der Herr von Adel gefällt mir besser, als der Chemiker, Metallurg oder dergl. Er heißt Beaver, kann aber nicht einmal seinen eigenen Namen richtig schreiben, denn er macht immer „Beauvoir“ daraus; da sieht man recht, wie es in England noch an guten Volksschulen fehlt, wie die Orthographie dort im Argen liegt, und das ganze Inselvolk herunter kommt. Dieser Beaver ist sonst ein pfiffiger Bursche, mit dem ich sehr gut auskomme, er will sich auch in Kalifornien Gold holen, aber mir scheint, er muß schon früher einen Sackvoll gehabt haben und damit fertig geworden sein. Jetzt geht es ihm ziemlich knapp und ich gebe ihm Unterricht im Skat, unserem Lieblingsspiel. Es ist nicht schwer, ihn ganz und gar zu durchschauen, das würdest Du sogar zu wege bringen;

er hat seine guten Seiten, aber es scheint mit ihm schnell bergunter gegangen zu sein. Wir machen uns nun alle drei zusammen nach Kalifornien auf und ich bin wirklich neugierig, wer von uns den ersten Trumpf ausspielen wird: Beaver, der Chemiker, Metallurg oder dergl. oder

meine Wenigkeit

John Phönix.

P. S. Dir kommt dieser Brief vielleicht albern vor und „ohne Interesse," aber bedenke, in welcher Umgebung ich ihn schreibe, auch haben die „Interessen" ja Zeit sich anzusammeln, bis er in Deine Hände gelangt. Ein alter Witz kostet kein Extra-Porto, darum schicke ich diesen mit, obschon ich nicht weiß, wie er Dich jemals erreichen soll, denn hier giebt es weit und breit kein Postbureau, und auch die Briefbeförderung, der ich auf festem Lande begegnen werde, steht auf sehr wackeligen Füßen.

J. P.

Dokument Nro. 11.

Ausschnitt aus dem „Bone Gulch Palladium" vom 3. Juni 1850.

Unsere Niederlassung in Bone Gulch geht einer großen Zukunft entgegen; davon sind wir fest überzeugt und haben es auch unsern Lesern gegenüber schon öfters ausgesprochen! In ihr sehen wir den natürlichen Mittelpunkt und die aufstrebende Hauptstadt der ganzen Küste des

Stillen Ozeans, — es wird die Zeit kommen, da Kunst und Wissenschaft hier ihren erhabenen Thron aufschlagen, und Bone Gulch den Sammelplatz für die beste Gesellschaft bilden wird — mehr noch als dies jetzt schon der Fall ist. Denn was wir vorausgesehen, ist bereits eingetroffen: der Strom der bedeutenden Fremden aus den großen Städten des Ostens, zieht an der winzigen Station „Deadhorse" mit Verachtung vorüber, um bei uns einzukehren! Ja, es übersteigt selbst unsere Erwartungen, wenn wir Glieder der abgelebten Monarchien des despotischen Europas schon jetzt Bone Gulch, in Anerkennung seiner Vorzüge, zum dauernden Aufenthalt wählen sehen!

Letzte Woche ist hier Lord William Beaver eingetroffen, einer der ersten Männer Großbritanniens und Irlands, ausgezeichnet als Staatsmann, Redner, Soldat und Reisender. Er hat sich in Bone Gulch niedergelassen, dem schönsten Ort, der auf Erden zu finden ist, und der Empfang, den unsere hervorragenden Bürger ihm bereitet haben, hat an Herzlichkeit nichts zu wünschen übrig gelassen. Denn, in Bone Gulch geht es nicht zu wie in Deadhorse: wir erkennen einen Gentleman auf den ersten Blick!

Lord William Beaver ist Edelmann von Geburt und mit der englischen Königsfamilie nahe verwandt; wenn er nicht auf Reisen ist, speist er regelmäßig bei seiner

Cousine, der Königin, im Tower von London und ist, wie wir erfahren, häufig mit dem Prinzen von Wales in seinem Kinderwagen spazieren gefahren.

So haben wir allen Grund, Bone Gulch zu seiner neuesten Errungenschaft Glück zu wünschen, und sind gewiß, daß sich Lord William Beaver bei uns gefallen wird, da er das beste Klima der Welt und die edelste Bevölkerung unter der Sonne beisammen trifft.

Dokument Nro. 12.

Ausschnitt aus dem „Pionier der Civilisation", Deadhorse den 26. August 1850.

Der edle Britte von Bone Gulch!

An den Ufern des Colorado sitzt Bone Gulch in Sack und Asche, und kühlt seine heiße Stirn im frischen Abendwind! Die künftige Hauptstadt des Westens hat ihren britischen Liebling verloren, Beaver Bill, den feinen Herrn, der ein Vetter des Herzogs von Buckingham ist und vornehmer als der Kaiser von Fez und Marocco! — Gestern riß sich der lockige Aristokrat von seinen Verehrern in Bone Gulch los und passierte durch Deadhorse, nachdem er gänzlich Fiasko gemacht hatte. — Der Spaß ist gar nicht schlecht, wenn man bedenkt, wie vorzeitig das „Bone Gulch Palladium" über dies prachtvolle Exemplar eines englischen Maulhelden gekräht hat, als er zuerst an seinem Horizont auftauchte!

Die nächste Nummer des „Palladiums" wird, wie wir hören, mit einem breiten Trauerrand erscheinen, worauf wir die 11 unglücklichen Leser des Blattes schon jetzt aufmerksam machen; vielleicht ist die schwarze Fahne aber auch ein Zeichen des Schmerzes über seine eigene Niederlage, die angesichts der eleganten Ausstattung, in welcher unsere eigene Zeitung vom heutigen Datum an herauskommt, nicht mehr fern sein kann. —

Dokument Nro. 13.

Abschnitt aus den Polizeiberichten der Abendzeitung von „New-Centreville" (vormals Deadhorse) vom 2. Januar 1858.

Eine Hochzeit, bei der es hoch her geht!

William Beaver, der sich vor zehn Jahren unter dem Namen Beaver Bill bei uns bekannt gemacht hat, lebt jetzt als ruhiger Ansiedler nicht weit von hier in guten Umständen. Als einer der ersten Pioniere von 1849 bewahrt er unserer Stadt ein freundliches Andenken und verläßt zuweilen seine ländlichen Geschäfte, um in unserer Mitte zu erscheinen. Auch während der Weihnachtswoche hielt er sich in New-Centreville auf, und zu allgemeiner Überraschung feierte er gestern morgen hier Hochzeit. Seine Freunde wollten es sich nicht nehmen lassen, dies frohe und seltene Fest mit ihm zu begehen. Auf seine Gesundheit und ihm zu Ehren heiterten sie sich beim

Branntweinglase an und gerieten in so erhöhte Stimmung, daß sie dem jungen Paar eine Festmusik auf Kuhhörnern, Kinderfideln und anderen improvisierten musikalischen Instrumenten darbrachten.

Mit Hilfe der Bürgerschaft wurden sechs der Teilnehmer an diesem Hochzeitsständchen, nämlich José Tanco, Hirom Scuttle, John P. Jones, Hermann Baumgardner, Jean Durant und Bernhard Mc. Ginnis (der dicke Barney) von der Polizei ins Schlepptau genommen und die Nacht über im Gewahrsam gehalten, um ihre Begeisterung abzukühlen. Heute früh wurden sie mit einem Verweis entlassen außer dem dicken Barney und José Tanco, die noch im Rausch waren und zehn Tage Gefängnis erhielten, weil sie die Geldstrafe von 10 Dollars nicht zahlen konnten. Die jungen Eheleute verließen die Stadt heute mittag, um sich nach ihrer Ansiedelung zu begeben.

Dokument Nro. 14.

Ausschnitt aus dem „New-York Herald“
vom 23. Juni 1861.

Die Rothäute.

Es kommt zum Krieg!

Die Indianer stehen auf!

Die roten Teufel sind los!

Frauen und Kinder suchen Schutz in den großen Städten.

Ein schreckliches Blutbad in Aussicht!

Das Kriegsbeil bedroht das Haupt des weißen Mannes.

(Spezial-Depesche des New-York Herald.)

Chicago, den 22. Juni 1861.

An der Indianer-Grenze herrscht große Besorgnis, da fast alle regulären Truppen nach dem Süden abberufen worden sind. Die Rothäute werden diese Gelegenheit gewiß nicht unbenützt lassen, sondern bei Eintritt der wärmeren Jahreszeit einen erbitterten Rachekrieg gegen die Weißen beginnen. Schon sind Gerüchte im Umlauf, daß die in fieberhafter Aufregung befindlichen Indianer sich in Masse zum Aufbruch rüsten. Ihre Ponys sind zum Ritt bereit und werden auf der Prairie reichliches Futter finden. Alles deutet auf einen baldigen und schrecklichen Ausbruch der Feindseligkeiten.

(Spezial-Depesche des New-York Herald.)

St. Paul, den 22. Juni 1861.

Die Sioux an unserer Grenze sind in voller Bewegung, und alle Anzeichen deuten darauf hin, daß sie bald den Kriegspfad betreten werden. Dann wird Raub und Blutvergießen an der Grenze die Losung sein! Frauen und Kinder flüchten von allen Seiten aus den gefährdeten Niederlassungen, und obgleich bis jetzt noch keine

Gewaltthat bekannt ist, kann ein Zusammenstoß zwischen den Ansiedlern und Indianern schon in nächster Zeit erfolgen. Da wir von Truppen entblößt und schutzlos sind, wird wohl erst manches Menschenleben zum Opfer fallen müssen, ehe die freiwilligen Regimenter, die sich gebildet haben, ins Feld rücken!

Nachschrift.

Der Krieg hat begonnen!

Das Erste Blut ist geflossen!

Tomahawk und Skalpiermesser in voller Arbeit!

(Spezial-Depesche des „New-York Herald“.)

Black Wing Agentur, den 22. Juni 1861.

Die Indianer richteten plötzlich gestern Abend einen völlig unerwarteten Überfall gegen die Stadt Coyote-Hill, vierzig Meilen von hier, und verursachten großen Schaden, ehe die Ansiedler sich noch von ihrer Bestürzung erholten, sich sammelten und sie in die Flucht schlugen. Die Rothäute erlitten schwere Verluste. Unter den getöteten Weißen befindet sich auch ein Mann namens William Beaver, auch Beaver Bill genannt, nebst seiner Frau. Ihr Kind, ein schönes kleines zweijähriges Mädchen, wurde von den verruchten Räubern mit fortgeschleppt. Eine Abteilung ist auf ihrer Verfolgung begriffen, und da sie ihre Verwundeten mit sich führen, ist die Spur nicht schwer zu finden.

Dokument Nro. 15.

Brief von Frau Edgar Saville in San Francisko an Herrn Edgar Saville in Chicago.

Caleb Jardines,

Monster-Varietäten und Theatervorstellungen.

G. W. McCULLUM, *Kassier.*	*Kontrakte werden nur mit Häusern ersten Ranges abgeschlossen.*
HI. SAMUELS, *Theaterdirektor.*	*Nichtbeantwortung von Bestellungen bitten wir als höfliche Ablehnung zu betrachten.*
JNO. SHANKS, *Reise-Agent.*	

San Francisko, den 29. Jan. 1863.

Mein lieber guter Alter!

Jetzt spielen wir schon die zweite Woche in Francisko, und ich kann Dir zu meiner Freude mitteilen, daß unser Applaus täglich wächst, so daß wir wenigstens noch zwei Wochen sicher hier bleiben können. Ich wollte in meinem letzten Brief nur nichts davon sagen, aber nachdem wir Denver verlassen hatten, standen die Affairen ziemlich schlecht und unsere Kasse war so leer, wie ein hohles Faß. In Bluefart-Springs, einer Bergwerkstadt, wo wir im Eßsaal des Hotels Vorstellungen gaben, wurde die Unzufriedenheit so groß, daß ein Streik unter uns ausbrach, gerade als der Vorhang in die Höhe gehen sollte. Unsere Zuhörerschaft bestand aber meist aus Berg-

leuten in roten Hemden, — die ließen sich nichts gefallen; und da das Geld reichlich einkam, beruhigten sich die Gemüter, und der „Geist“ that seine Pflicht und Schuldigkeit. Jetzt sind also die Aussichten vortrefflich und Du brauchst Dir keine Sorge zu machen, wenn es in Chicago nicht ganz nach Wunsch gehen will. Ich hatte mir dieses Engagement viel unangenehmer vorgestellt, als es wirklich ist; das Herumreisen mit den „Varietäten“, ist allerdings nicht sehr erfreulich, aber sie bleiben ganz unter sich, und wir ordentlichen Schauspieler bilden eine ganz abgesonderte „glückliche Familie“, deren sich selbst Barnum nicht zu schämen brauchte, so gemütlich geht es bei uns zu. Mit den anderen geben wir uns gar nicht ab, außer mit der Frau des „Unvergleichlichen Mulligan“, weil er sie mißhandelt und wenn er seinen Rausch hat, schläft sie jetzt bei mir.

Da ich gerade vom Trinken spreche, lieber guter Alter, muß ich Dir doch sagen, wie glücklich und stolz ich bin, daß Du Deine drei letzten Briefe so gerade und mit so sicherer schöner Hand geschrieben hast. O gewiß, mein Herzensmann, wenn Deine Kollegen nur an Deine kleine Frau auf Reisen denken wollten, sie würden Dich sicher in Ruhe lassen und Dich nicht so plagen mit dem bösen Feind; besonders Harry Atkinson, der ja ein gutes Herz hat, aber der schlimmste von allen Deinen Freunden ist. Jeden Abend beim Ankleiden denke ich an Dich in

Chicago und bete, daß Du nie wieder auf Abwege geraten möchtest, wie in jener schrecklichen Nacht in Rochester.

Wie hübsch mußt Du als Horatio ausgesehen haben! aber Du hättest den Laertes gewiß weit besser gegeben als der Stöpsel von Merivale.

Nun habe ich Dir aber noch etwas höchst merkwürdiges zu erzählen. Jardine hat sich jetzt auf die Indianer geworfen und sich sechs von den allerhäßlichsten zugelegt. Es sind wirkliche Indianer, keine nachgemachten, feindliche Comanchies oder dgl., die eben erst die Waffen niedergelegt haben. Im ersten Jahr des Bürgerkrieges, als alle Truppen im Osten gebraucht wurden, haben sie irgendwo in Nevada einen Aufstand gemacht, die Ansiedler erschlagen und ihre Niederlassungen verwüstet und zerstört. Wie sie nun hieher kamen, brachten sie ein süßes kleines Dingelchen mit, von nur vier oder fünf Jahren, das gar zu lieb ist! Sie haben ihre weißen Eltern umgebracht und sie bei sich aufgezogen in den niedlichsten kleinen Mocassins. Sie hat schon alle Zähne gewechselt, hat blaue Augen und konnte kein Wort englisch sprechen, außer ihren eigenen Namen Nina.

Du hättest nur sehen sollen, was die Damen hier für ein Wesens von ihr machten, sie schickten ihr Blumen und gestrickte Decken — aber sonst thaten sie nichts für sie und überließen sie uns.

O, liebster bester Alter, bitte, laß mich sie behalten!

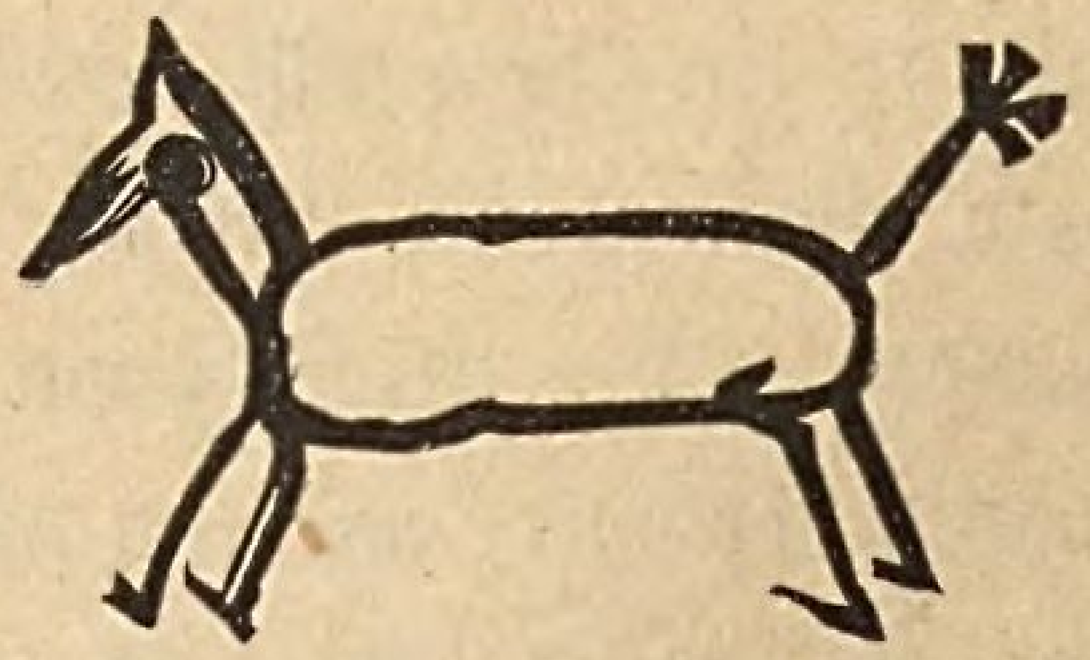
Du hast mir ja nie etwas abgeschlagen, und sie sieht unserer verstorbenen Avonia Marie so ähnlich, daß mir das Herz fast brechen will, wenn sie mir ihre Ärmchen um den Hals legt! — sie nennt mich auch schon Mama! — Wenn wir dann erst unsere kleine Farm haben, — und das wird doch jetzt bald sein, — wir warten ja schon so lange darauf — dann kann sie dort um uns herumspielen! Ich habe so ein Vorgefühl, mein Herzensmann, als wenn Du bald einen großen Treffer haben und Dein Glück machen würdest! Die kleine Farm sehe ich immer schon ganz leibhaftig vor mir, weil ich sie mir so wünsche und darauf hoffe, und wenn nun auch nie mein eigenes Herzblatt mitten unter den Rosen herumhüpfen soll, so werde ich doch ganz glücklich sein, wenn der süße Liebling der armen toten Mutter frisch und rosig wird in der gesunden Landluft. — Und bis es zu der Farm kommt, werden wir auch genug für sie haben, ohne daß Du Dich je wieder schwarz anzumalen brauchst, wie Du es um meinetwillen gethan hast, Du lieber guter Alter, in dem Winter, als ich krank war. Sage nur ja! — Du wirst Dich so freuen, wenn Du sie siehst! — Und nun empfiehl mich Mrs. Barry und grüße alle Bekannten! Sage auch dem bösen Direktor, wo er seine erste Liebhaberin für die nächste Saison zu suchen hat! Wird es nicht spaßig sein, wenn wir nächstes Jahr wieder zusammen spielen? Seit 57 haben wir es nicht gethan — damals waren

wir erst drei Jahre verheiratet, und was für eine alte Frau bin ich jetzt! — denke nur, fast dreißig Jahre!

Schreibe mir bald wieder einen schönen Brief wie den letzten und schicke auch einen Kuß für unsere kleine Nina mit. Deine treue Alte

Mary.

P. S. Er hat mich bis jetzt nicht wieder belästigt.



Dies hat Nina gezeichnet, sie sagt, es ist ein Pferd, auf dem Du schnell herkommen kannst.

Dritter Teil.

Dokument Nro. 16.

Brief der Rechtsanwälte Throstlethwaite und Dick, Lincoln's Inn, London, England, an die Advokaten und Rechtskonsulenten Hitchcock und Van Rensselaer, 76 Broadway, New York, U. S. A.

London, den 8. Januar 1879.

Messrs. Hitchcock & Van Rensselear.

Geehrte Herren!

Als nach dem Tode unseres früheren Klienten, des Barons William Beauvoir, das Testament desselben er=

öffnet wurde, welches vor fast vierzig Jahren von unserm Mr. Dick aufgesetzt worden war, erhielten wir von Oliver Beauvoir Esq. dem zweiten Sohn des verstorbenen Barons William den Auftrag, ihm zu der Auffindung des Aufenthalts seines älteren Bruders, des jetzigen Barons William Beauvoir — falls er noch lebe — behilflich zu sein.

Über denselben fehlen seit langem alle Nachrichten. Was wir von ihm wissen, beschränkt sich auf folgendes:

Der ältere Sohn des verstorbenen Barons hatte sich zum großen Kummer seines verehrten Vaters, wie dieser häufig gegen unsern Mr. Dick äußerte, jeder Art von Ausschweifung hingegeben und war dann, vor jetzt dreißig Jahren plötzlich verschwunden, mit Hinterlassung zahlreicher und verschiedenartiger Rechnungen und Schulden, welche uns Baron William bevollmächtigte einzuziehen, zu prüfen und zu berichtigen.

Baron William Beauvoir gestattete keinerlei Nachforschungen nach seinem verlorenen Sohn und sein Name durfte vor ihm nicht mehr erwähnt werden. Damals verbreiteten Gerüchten zufolge soll er sich nach New-York eingeschifft haben, wo er im Sommer 1848 angelangt sein müßte. Mr. Oliver Beauvoir glaubt, daß er die Überfahrt in Gesellschaft des in der Wissenschaft berühmten Professors Titus Peebles gemacht hat. Ungefähr ein Jahr nach seiner Abreise, zur Zeit der Ent-

deckung der Goldminen kam die Nachricht, daß er mit Professor Peebles nach Californien gegangen sei, und wir haben allen Grund anzunehmen, daß der jetzige Baron William Beauvoir um jene Zeit mit dem berühmten Gelehrten an der Küste des stillen Ozeans angekommen ist. Ein früherer Commis von uns nämlich, welcher unser Geschäft gerade um die Zeit verlassen hatte, als der ältere Sohn unseres verstorbenen Clienten verschwand, traf unsern Mr. Dick letzten Sommer auf seiner Pariser Reise und teilte ihm (unserm Mr. Dick) mit, daß er (der frühere Commis) jetzt in Nevada wohne und Congreßmitglied für die Grafschaft sei. Im Laufe des Gesprächs erwähnte er, daß er Professor Peebles und den Sohn unseres verstorbenen Clienten vor fast dreißig Jahren in San Francisko gesehen habe.

Weitere Nachricht besitzen wir nicht; doch dürfte es nicht schwer sein, Professor Peebles aufzufinden, da ihm seine wissenschaftlichen Verdienste ohne Zweifel schon längst bei der Regierung der Vereinigten Staaten gebührende Anerkennung verschafft haben.

Unser verstorbener Client hinterläßt seinem älteren Sohn den wertvollen Familiensitz in Lancashire und das bewegliche Vermögen soll zwischen beiden Brüdern gleich geteilt werden; wir bitten Sie daher uns behilflich zu sein, den jetzigen Wohnort des älteren Sohnes ausfindig zu machen, oder im Fall seines Ablebens uns diejenigen

Beweise seines Todes zu Händen kommen zu lassen, durch welche wir in den Stand gesetzt werden, das Vormundschaftsgericht zu überzeugen, daß das betrübende Ereignis wirklich stattgefunden hat.

Wir haben die Ehre zu zeichnen, wie immer

Hochachtungsvollst und ergebenst

Throstlethwaite, Throstlethwaite & Dick.

P. S. Der Enkel unseres verstorbenen Klienten, Mr. William Beauvoir, einziger Nachkomme von Oliver Beauvoir Esq. hält sich jetzt in den Vereinigten Staaten, in Chicago, Nebraska oder sonstwo im Westen auf. Es wird uns erwünscht sein, wenn Sie Ihn über den Erfolg Ihrer Nachforschungen auf dem Laufenden halten können. Unser Mr. Dick hat Mr. Oliver Beauvoir veranlaßt, seinem Sohn Ihre Adresse mitzuteilen, damit er Sie bei seiner Rückkehr aufsuchen kann, wenn er durch New-York kommt. T., T. & D.

Dokument Nro. 17.

Brief der Messrs. Hitchcock & Van Rensselear, New York, an die Advokaten und Rechtskonsulenten Pixley & Sutton, California Street 98, San Francisko, Californien.

Hitchcock & Van Rensselaer.

76 Broadway, New York. P. Bfkn. 4076.

Messrs. Pixley & Sutton, San Francisko.

Geehrte Herren!

Anbei senden wir Ihnen eine Kopie des soeben eingelaufenen Briefes unserer Londoner Korrespondenten

Messrs. Throstlethwaite, Throstlethwaite & Dick, welchen wir Ihrer Beachtung empfehlen. Wir ersuchen Sie, alles zu thun, was in Ihren Kräften steht, um uns bei der Auffindung des verschollenen Engländers behilflich zu sein. Aus dem Schreiben der Herren Throstlethwaite, Throstlethwaite & Dick ergiebt sich mit großer Wahrscheinlichkeit, um nicht zu sagen Gewißheit, daß Mr. William Beauvoir um das Jahr 1849 in Ihrer Stadt angekommen ist, zugleich mit dem berühmten englischen Gelehrten Professor Titus Peebles, der sich vermöge seiner wissenschaftlichen Bedeutung, wenn nicht in Californien, so doch sicher in anderen Bergwerksgegenden bekannt gemacht haben muß. Der erste zu unternehmende Schritt scheint uns daher, den Wohnort des Professors aufzufinden und von ihm Auskunft zu erlangen. Sollte er über Mr. William Beauvoirs jetzigen Aufenthalt nicht unterrichtet sein, so rechnen wir darauf, daß Sie sofort nach bestem Ermessen die nötigen Anordnungen treffen werden, um die rätselhafte Angelegenheit zu einer befriedigenden Lösung zu bringen. Vor allem aber suchen Sie Professor Peebles auf und verschaffen Sie sich eine Unterredung mit ihm.

Sie werden die Güte haben, uns auf telegraphischem Wege von dem Erfolg Ihrer Schritte zu unterrichten.

In aufrichtiger Ergebenheit

Hitchcock & Van Renſselaer.

Dokument Nro. 18.

Telegramm der Advokaten und Rechtskonsulenten Pixley & Sutton, California Street 98, San Francisko, an die Advokaten und Rechtskonsulenten Hitchcock & Van Rensselaer, Broadway 76, New York.

San Francisko, Cal., 30. Januar.

Titus Peebles wohlbekannt Frisko). Nicht Professor, sondern Direktor von Farobank.*

Pixley & Sutton.
(D. H. 919.)

Dokument Nro. 19.

Telegramm von Messrs. Hitchcock & Van Rensselaer an Messrs. Pixley & Sutton, in Beantwortung der vorigen Depesche.

New York, 30. Januar.

Irrtum, Titus Peebles berühmter Gelehrter.

Hitchcock & Van Rensselaer.
(Franko-Rückantwort auf D. H.)

Dokument Nro. 20.

Telegramm von Messrs. Pixley & Sutton an Messrs. Hitchcock & Van Rensselaer in Beantwortung der vorigen Depesche.

San Francisko, Cal., 30. Januar.

Kein Irrtum, bekannter Farobank-Direktor, unreellen Spiels verdächtig. Sollen wir Unterredung haben?

Pixley & Sutton.
(D. H. 919.)

---

*) Landesübliche Abkürzung von San Francisko.

Dokument Nro. 21.

Telegramm an Messrs. Pixley & Sutton von Messrs. Hitchcock & Van Rensselaer in Beantwortung der vorigen Depesche.

New York, 30. Januar.

Muss Irrtum sein, jedenfalls Unterredung.

Hitchcock & Van Rensselaer.

(Franco Rückantwort auf D. H.)

Dokument Nro. 22.

Telegramm von Messrs. Pixley & Van Rensselaer in Beantwortung der vorigen Depesche.

San Francisko, Cal., 30. Januar.

Peebles verreist, haben ihm geschrieben.

Pixley & Sutton.

(D. H. 919.)

Dokument Nro. 23.

Brief von Titus W. Peebles, Abgeordnetem bei der Constitutionellen Versammlung von Californien in Sacramento, an Messrs. Pixley & Sutton, California Street 98, San Francisko, Californien.

Sacramento, den 2. Februar. 1879.

Messrs. Pixley & Sutton, San Francisko.

Geehrte Herren!

Im Besitz Ihres Geschätzten vom 31. ult. das mir

hierher nachgeschickt worden, zeige ich den Empfang ergebenst an.

Meine Pflichten als Abgeordneter der konstitutionellen Versammlung nehmen meine Zeit augenblicklich so in Anspruch, daß ich nur kurzen Bericht erstatten kann. Bei meiner Rückkehr nach S. F. werde ich es mir zur Ehre rechnen, Ihnen ausführlichere Mitteilung zu machen, so weit dies in meinen Kräften steht.

Der Gegenstand Ihrer Erkundigungen war zu gleicher Zeit mit mir Passagier an Bord des Mercy auf meiner ersten Reise nach diesem Staat, zu Ende des Jahres 49. Er nannte sich damals Mr. William Beauvoir und ich erfuhr seine Geschichte, deren Einzelheiten mir jedoch nicht ganz erinnerlich sind. Er war ein Landsmann von mir und Mitglied einer bedeutenden Adelsfamilie der Grafschaft, — ich glaube aus Devonshire; wegen hoher Spielschulden hatte er England verlassen müssen, sie beliefen sich, wie er mir damals vertraute, wenn ich nicht irre, auf 14,500 £. Meine Bekanntschaft mit Mr. Beauvoir während unseres Aufenthalts an Bord des Mercy war nicht sehr intim, da er damals mit einem ganz verderbten und heruntergekommenen Menschen namens Phönix die beste Kameradschaft hielt. Ich selbst gehörte zu jener Zeit, wie ich noch bemerken will, als Professor der Metallurgie, einer von meiner jetzigen sehr verschiedenen Berufsart an und hatte daher mit Mr. Beauvoir weniger

Berührungspunkte, als dies heute vielleicht der Fall sein würde.

Sobald wir in S. F. gelandet waren, begab sich Mr. B. nach den Goldregionen und zwar, wie so viele andere, ohne die gehörigen Vorkenntnisse zu besitzen; auch soll es ihm daselbst schlecht ergangen sein.

Ein halbes Jahr später traf ich ihn, ich weiß nicht mehr in welcher Gegend, wo er mit Bergwerksarbeit in den Goldminen beschäftigt war, jedoch ohne Aussicht auf großen Erfolg. Ich habe einen Schuldschein von ihm in Händen für Untersuchung verschiedener Erzproben aus seiner Grube, die sich sämtlich als Eisenerz erwiesen.

Nähere Umstände in Bezug auf Mr. Beauvoir wüßte ich für den Augenblick nicht anzugeben. Ich hoffe, daß sein späteres Leben einen auch für ihn selbst erfreulichen Verlauf genommen hat, aber seine mineralogischen Kenntnisse waren sehr oberflächlicher Art, und seine beklagenswerte Vorliebe für gemeine Gesellschaft hatte seinen eigenen Charakter ernstlich geschädigt.

Mich hochachtungsvoll empfehlend, verbleibe ich

Ihr ergebener

Titus W. Peebles.

Vierter Teil.

Dokument Nro. 24.

Ausschnitt aus dem „Pionier der Zivilisation" von New Centreville (vormals Dead Horse), den 20. Dez. 1878.

„In dem Großen Opernhaus in Mendocino erschien gestern abend Miß Nina Saville als „Winona, das Kind der Prairie", einer Rolle, in der sie unerreichbar dasteht. Wenn auch Miß Saville schon längst für die talentvollste unter den jungen californischen Tragödinnen gilt, so können wir doch mit Wahrheit sagen, daß, nach der Wirkung, die sie gestern auf die zahlreiche und gebildete Zuhörerschaft machte, die sich versammelt hatte, um sie zu bewundern, wir nicht länger anstehen können, in ihr eines der hervorragendsten Genies aller Zeiten zu erkennen. Durch die wunderbare Schönheit ihrer Gestalt und ihres Mienenspiels, durch ihre künstlerische Vollendung, und die Meisterschaft, die sie bei Ausführung des so schwierigen Pantoffeltanzes bekundete, hat sie sich die Herzen unserer Bürgerschaft erobert, und wir alle sind überzeugt, daß Californien die höchste Größe in der dramatischen Kunst nicht länger in Chicago oder Europa zu suchen braucht. Auch unter unserm Himmel glüht das Feuer des Genius, das sahen wir an der stets wechselnden Anmut und Schönheit, an der Kraft und Frische, mit der uns die

junge Künstlerin gestern bezauberte. Die ganze Presse des Landes spricht sich einstimmig dahin aus, daß das Drama „Winona, oder das Kind der Prairie", welches bereits die 200. Aufführung in unserm Lande erlebt, zu den besten Erzeugnissen der neueren Litteratur gehört, und daß es, was Schönheit der Sprache und steigende Spannung der Handlung betrifft, mit Fug und Recht selbst der vorzüglichen und fesselnden „Lady of Lions" an die Seite gestellt werden kann. — Die besten Kräfte der Gesellschaft treten darin in ganz neuen und originellen Rollen auf, die Musik ist sehr ansprechend und die Situationen, Tableaux und komischen Couplets höchst wirkungsvoll. — Da bei der ersten Vorstellung des anziehenden Stückes der Andrang zu der Theaterkasse ein sehr großer sein dürfte, empfiehlt es sich im Interesse des Publikums, die Plätze so früh wie möglich vorher zu bestellen. Als Vorspiel zu dem Drama wird der erste Komiker seiner Zeit, Mr. Billy Barker, die Ehre haben, sich mit seinen so beliebten humoristischen Darstellungen aus dem Alltagsleben vor den verehrlichen Zuschauern zu produzieren."

Vorstehenden Artikel aus der „Mendocino Gazette" bringen wir auf Verlangen von Miß Savilles Agenten, Mr. Zeke Kilburn, zum Abdruck, und sind gern bereit uns der lebhaften Bewunderung anzuschließen, welche unsere enthusiastischen Nachbarn im Norden für die Jugend, Schönheit und phänomenale Begabung von Miß Saville

ausgesprochen haben, zumal Mr. Kilburn uns die Versicherung giebt, daß neben diesem Stern alle Größen von Paris und Illinois erbleichen müssen.

Morgen abend werden wir nun auch bei uns in New-Centreville, in Hanks Opernhaus Gelegenheit haben, Miß Saville in ihrer unvergleichlichen Rolle zu bewundern, wie sich aus der Theateranzeige weiter unten ersehen läßt.

Noch erwähnen wir, daß Mr. Zeke Kilburns Geschäftskenntnis, vornehme Persönlichkeit und elegante Manieren, wie er uns selbst versichert, überall den besten Eindruck machen, und wir zögern nicht, als unsere eigene Ansicht hinzuzufügen, daß er sowohl über die geistigen Bedürfnisse des Publikums als die Zwecke und Wirkung der journalistischen Ankündigungen die weitgehendsten erfahrungsmäßigen Anschauungen besitzt.

Dokument Nro. 25.

Lokalnachricht des „New Centreville Standard“,
vom 20. Dezember 1878.

In die Fremdenliste des Hotels der Vereinigten Staaten hat sich heute Mr. William Beauvoir eingeschrieben, ein junger englischer Edelmann aus reicher Familie, der seit einiger Zeit auf einer Forschungsreise in unserem Lande begriffen ist. Wir heißen Mr. William Beauvoir in New-Centreville willkommen! —

Dokument Nro. 26.

Theaterzettel für die am 21. Dezember 1878 im Centreville-Theater stattfindende Vorstellung.

HANKS NEW CENTREVILLE OPERNHAUS.

A. JACKSON HANKS. Besitzer und Direktor

Erstes Auftreten in dieser Stadt.

TOMPKIN'S & FROBISCHER'S

Truppe. Nur Sterne erster Grösse, vor allen

MISS NINA SAVILLE,

die junge amerikanische Tragödin und edelste Tochter Californiens, die in ihrer unvergleichlichen Rolle erscheint als

WINONA, DAS KIND DER PRAIRIE!

Heute Abend, den 21. Dezember 1875.

Gala-Vorstellung

von

WINONA, DAS KIND DER PRAIRIE.

WINONA	Miss NINA SAVILLE.
Miss FLORA MacMADISON	
BIDDY FLAHERTY	
Die alte DINAH (mit Lied: „Nur immer munter!" . . .	
Der arme JOE (mit Lied)	
SALLY HOSKINS (mit Melodie aus alter Zeit: „Weiter im Kreise")	
Fräulein LINA BOOBENSTEIN (mit Jodellied „Uf'm Bergli")	
Sir EDMUND BENNETT	*E. C. Grainger.*
WALTON TRAVERS	*E. W. Parsons.*
JOE, Zigeuner	*M. Isaacs.*
'ANNABLE 'ORACE 'IGGINGS	*Billy Barker.*
TOMMY TIPPER	*Miss Mamie Smith.*
PETE, der Mann auf der Werft	*Sir Hancock.*
Mrs. MALONE, die alte Frau in dem Häuschen	*Mrs. K. Y. Booth.*
ROBERT BENNET (fünfjährig)	*Annchen Watson.*

I. Akt: Die alte Heimath. II. Akt: Verlassen in der Welt.
III. Akt: Der gefrorene Golf:

DAS GROSSE EISBERGWUNDER!

IV. Akt: Hochzeitsglocken.

Vorspiel zu „WINONA, DAS KIND DER PRAIRIE:"

DIE SCHÖNSTE POSSE,

in welcher der grosse BILLY BARKER Proben seines unerschöpflichen Humors geben wird.

Die neuen Dekorationen sind von Q. Z. SLOCUM. Die Musik wird von Professor KIDDOO'S Hornquartett und dem Philharmonischen Orchester ausgeführt.

Der Flügel ist aus der Fabrik von CHICKWAY, Besitzer Schmidt Opernplatz Nro. 2.

In HANKS Opernhaus.
Nach der Vorstellung: Grosse Zauberproduktion.

Dokument Nro. 27.

Ausschnitt aus dem „Pionier der Civilisation" von New Centreville (vormals Dead Horse) vom 24. Dezember 1878.

Vor der Ankunft von Miß Nina Saville in unserer Stadt brachten wir vor einigen Tagen einen Artikel der „Mendocino Gazette", der sich mit glühendem Enthusiasmus über die Leistungen der jungen Künstlerin ausspricht. Wir haben seitdem Gelegenheit gehabt, uns eine eigene Ansicht über die zarte und liebliche Erscheinung zu bilden, die in ihrer echten Weiblichkeit einen unbeschreiblichen und ganz neuen Zauber ausübt, und an Stelle der oft ermüdenden und abgedroschenen Theatereffekte uns mit dem frischen und ungekünstelten Reiz ihrer seltenen Schönheit und Originalität erfreut. Sie gleicht in Wahrheit jenem vorzeitigen Frühlingssonnenstrahl, der oft plötzlich den trüben Winterhimmel durchbricht, um der armen Erde einen Freudenschimmer zu spenden.

Anknüpfend an oben erwähnten Artikel hatten wir einige Bemerkungen über Mr. Zeke Kilburn, den Agenten von Miß Savilles Truppe gemacht, die darauf hinweisen sollten, daß genannter Herr einen etwas übergroßen Geschäftseifer an den Tag lege, der ihm leicht verderblich werden könne.

Nun hat sich folgendes zugetragen:

Es war gestern nachmittag drei Minuten vor halb drei Uhr — die Spitzen der fernen Berge begannen schon sich mit leisem Rot zu färben, während die hellen Sonnenstrahlen noch auf dem leeren Bierfaß spielten, das vor Mc Mullins Pferdestall aufgestellt war, — da erschien Mr. Kilburn an der Thür von Mc Mullins Schenke. Wir haben vor einigen Tagen auf sein eigenes Zeugnis hin versichert, daß er eine vornehme Persönlichkeit von eleganten Manieren ist, gestern wäre es jedoch schwer gewesen, dies zu behaupten, weil er gerade eine etwas unglückliche Figur spielte, indem ein anderer Herr ihn am Kragen gefaßt hielt und ihn zappelnd auf die Straße schleppte. Dieser andere Herr aber war Mr. William Beauvoir, ein junger Engländer in carriertem Anzug. Er ist von nicht ungewöhnlicher Größe, trägt einen Siegelring und obgleich er der überseeischen abgelebten Oligarchie angehört, hat er sich doch seit seiner Ankunft hier nichts zu schulden kommen lassen; auch ist seine Muskelkraft stark entwickelt, was seine Popularität in New-Centreville nur befördern kann.

Um drei Minuten vor halb drei Uhr gestern nachmittag war Mr. Beauvoirs Verfahren ebenso einfach, als summarisch: Er klappte Mr. Kilburn zusammen wie ein Taschenmesser, steckte ihn so in das Faß, indem er dabei ausrief: „Sie ist also gemeint — wirklich sie!“ Dann

stopfte er Mr. Kilburn sorgfältig hinein und machte den Deckel zu.

Wie uns mitgeteilt wird, hat Mr. Kilburn seine Geschäfte als Reiseagent heute bereits wieder aufgenommen.

Dokument Nro. 28.

Bericht des „New Centreville Standard“ vom 24. Dezember 1878 über dasselbe Ereignis.

Es ist befremdlich, daß selbst jetzt, in der heiligen Weihnachtszeit die Menschen nicht von Zank und Streit lassen mögen! Erst gestern sahen wir in den Straßen unserer friedlichen Stadt eine Scene, welche an die Zeiten des wilden Raufsystems erinnert, welches bei uns herrschte, ehe Deadhorse in sich ging — und Neu-Centreville wurde. Wir geben einen authentischen Bericht des Vorfalls mit allen Einzelheiten:

Mr. Kilburn, der beliebte und wohlangesehene Agent der Nina Saville Truppe, die jetzt in Andy Hanks Theater bei vollem Hause Vorstellungen giebt, wurde ohne jegliche Veranlassung von einem händelsüchtigen jungen Engländer, namens Beauvoir, auf brutale Weise angefallen. Daß der Angriff ganz ohne Ursache erfolgte, liegt auf der Hand, da Mr. Kilburn als Agent der Truppe schwerlich etwas gegen Miß Saville gesagt haben

kann, was einem Außenstehenden oder gar einem Fremden wie Mr. Beauvoir das Recht gab, gegen ihn einzuschreiten. Ein Mann wie Mr. Kilburn ist nicht an derartige Raufereien gewöhnt, während sein Gegner — nach seinem gestrigen Benehmen zu urteilen, mehr mit Faustkämpfern als mit anständigen Leuten zu thun gehabt hat. Beauvoir stieß Mr. Kilburn aus Mc. Mullins Gasthaus heraus, wo der unerwartete Angriff begonnen hatte und schleppte ihn gewaltsam über die Straße. Da sah ihn Mr. Beauvoirs Gesinnungsgenosse, Clark, der Redakteur des jetzt so heruntergekommenen „Pioniers“, und, dem niedrigen Antrieb seiner Natur folgend, deutete er auf ein Faß, das am Wege stand. Der brutale Engländer folgte dem Wink, warf Mr. Kilburn mit Gewalt in das Faß und verließ den Platz, noch ehe der Mißhandelte sich aus seiner Gefangenschaft befreit und wieder erholt hatte. Welche Beweggründe den ruchlosen Beauvoir zu seinem frechen Angriff getrieben, läßt sich nicht erraten, — aber warum jener Clark dem ehrenwerten Agenten zu schaden trachtete, liegt klar am Tage: Mr. Kilburn, der die Vorzüge unseres weit verbreiteten Blattes wohl erkannte, hatte bei uns alle Druckarbeiten bestellt, deren er bei seinem Aufenthalt in New-Centreville benötigt war.

Dokument Nro. 29.

Anzeige aus dem New Yorker „Clipper“ vom 21. Dezember 1878.

Winston & Mack's

Großes internationales

Megatherium und Varietäten Theater.

Einberufung der Gesellschaft.

Die Damen und Herren der Gesellschaft versammeln sich zur Probe in Emerson's Opernhaus, San Francisko, am Mittwoch den 27. Dezember um 12 Uhr präzis.

Das Orchester um 11 Uhr.

J. B. Winston,
Edwin R. Mack, } *Direktoren.*

Emerson's Opernhaus,

San Francisko, den 10. Dez. 1878.

☞ Gesucht eine Künstlerin im Varietäten-Fach.

☞ Nachrichten von Nina Saville erwünscht.

Dokument Nro. 30.

Brief von Nina Saville an William Beauvoir.

New Centreville, den 26. Dez. 1878.

Lieber Mr. Beauvoir!

Ihr Brief, den ich gestern erhielt, hat mich tief betrübt, und Sie hätten mir wohl den Kummer ersparen können, Ihnen eine verneinende Antwort geben zu müssen, die einzige, die ich erteilen kann! — Sie fragen mich, ob ich Sie liebe. Und wenn ich es thäte, würde es wohl wahre Liebe sein, es Ihnen zu gestehen, und das Bewußtsein

dabei zu haben, welchen Preis Sie dafür zahlen müßten?! — Daß Sie mich heiraten ist unmöglich. In Ihrem eigenen Lande würden Sie mich weder gesehen noch etwas von mir gehört haben, Sie würden mir sicherlich nie einen Brief geschrieben haben wie den gestrigen, um mir zu sagen, daß Sie mich lieben und mir ihre Hand anbieten. Nicht etwa, daß ich mich meines Berufes schämte oder meiner Umgebung, oder gar darüber, daß ich als Findelkind von zwei Komödianten aufgenommen worden bin, die, so lange sie lebten, durch ihr Tagewerk das Brot für ihren und meinen Unterhalt erwerben mußten! O nein, ich bin stolz auf sie — stolz auf alles, was sie für mich gethan und gelitten haben, seit sie sich des hilflosen kleinen Wesens aus dem Indianerlager erbarmten! Aber, ich kenne den Unterschied zwischen meiner und Ihrer Lage. Sie sind zu Hause ein großer vornehmer Herr, Sie haben mir zwar nie gesagt wie groß, aber Ihr Vater ist ein reicher Lord und Sie sein Erbe. Wohl weiß ich, daß Sie keinen Wert darauf legen, oder mich geringer achten, weil ich nicht hochgeboren bin wie Sie! — Sie sind stets gütig, freundlich und ehrerbietig gegen mich gewesen, und ich werde das nie vergessen. Ein Mädchen in meiner Lage weiß nur zu wohl, wie anders Sie hätten handeln können! — O, glauben Sie mir — mein bester Freund — ich werde mich stets dankbar an Sie erinnern, was Sie für mich gethan haben, und

immer daran denken, was für ein Glück es war, jemand in meiner Nähe zu wissen, mit dem sich kein anderer vergleichen ließ. Nicht nur, daß Sie mir so große Güte erwiesen haben, — mir durch Anregung, Bücher und neue Gedanken so viel Genuß verschafft, sich so unendliche Mühe gegeben, um dem kleinen ungebildeten Mädchen, das Sie fanden, weiter zu helfen und etwas besseres aus ihr zu machen, — nein, weit höher noch schätze ich die Achtung, mit der Sie mir begegnet sind, und die Rücksicht, die Sie für alles gehabt haben, was mir als das kostbarste auf Erden gilt. Sie sind der erste wahre Edelmann, den ich je gesehen habe — und sind mein Freund — das ist ein großes Glück!

Seit drei Monaten — bedenken Sie es nur — sind Sie mir jetzt überall gefolgt, und ich bin schwach genug gewesen, es zu gestatten! Nun aber will ich nicht länger zögern, das Rechte zu thun! Ist Ihnen das, was Sie mir sagen, heiliger Ernst, so werden Sie mich vielleicht für hartherzig halten, — aber, selbst wenn nichts anderes im Wege stünde, so würde doch Ihr Rang ein Hindernis für unsere Verbindung sein. Ich kenne die Verhältnisse in Ihrer Heimat nicht, aber ich fühle, daß es ein Unrecht gegen Ihre Familie wäre, welches diese Ihnen nie vergeben würde. Komödianten gehören nicht in Ihre Kreise, und ich könnte nicht die Ihre sein, selbst wenn ich Sie liebte, aber das thue ich nicht, — nein,

ich liebe Sie nicht, ich liebe Sie nicht! — und nun ich es geschrieben habe, werden Sie es mir glauben! —

Das ist also jetzt zu Ende — ich kehre unter einem neuen Namen zu meinem frühern Varietätenfach zurück und werde Sie nie wiedersehen! — Ich bitte — ich beschwöre Sie, nicht nach mir zu suchen! Wenn Sie nur ernstlich wollen, wird es Ihnen leicht werden, mich zu vergessen, denn ich will Ihnen nicht Unrecht thun, und glauben, daß Sie es redlich gemeint haben mit dem, was Sie in Ihrem Briefe schrieben und an jenem Abend sagten, als wir zum letztenmal Annie Laurie zusammen sangen.

Ihre aufrichtige Freundin

Nina.

Dokument Nro. 31 und 32.

Nachrichten aus dem San Francisko „Figaro“ vom 29. Dez. 1878.

Die Nina Saville Truppe hat sich am 26. Dezember in New-Centreville aufgelöst. Nähere Nachrichten fehlen.

Winston & Macks Varietäten begeben sich auf ihre Tour. Eröffnung am 31. Dez. in Tuolumne Hollow. Theaterdirektor Winston zeigt das Engagement der neuen Künstlerin Anna Laurie im Varietätenfach an mit Liedern: „Nur immer munter,“ „Weiter im Kreise“ und „Uf'm Bergli.“

Dokument Nro. 33.

Telegramm von Zeke Kilburn, New Centreville, an Winston & Mack, Emerson's Opernhaus, San Francisko, Cal.

New Centreville, den 28. Dez. 1878.

Haben Sie vakante Stelle für thätigen und energischen Agenten.

Z. Kilburn.
(Rückantwort bezahlt.)

Dokument Nro. 34.

Telegramm von Winston & Mack, San Francisko, an Zeke Kilburn, New Centreville.

San Francisko, den 28. Dez. 1878.

Nein.

Winston & Mack.

Dokument Nro. 35.

Rechnung für William Beauvoir, Hotel der Vereinigten Staaten, Tuolumne Hollow, Cal.

Tuolumne Hollow, Cal., den 29. Dez. 1878.

Himmel & Hatch,

Opernhausplatz.

Goldarbeiten, Juwelen, Galanteriewaren, Schreibmaterialien, Regenschirme, Uhren und Barometer.

Bare Bezahlung. Spieldosen werden repariert.

Rechnung für Wm. Beauvoir, Esq.

Ein emailliertes Medaillon mit Diamanten . .	*£ 75. 00*
Eine goldene Kette	*48. 00*
	£ 123. 00

Betrag dankend erhalten

Himmel & Hatch.

Fünfter Teil.

Dokument Nro. 36.

Brief von Cable J. Dexter, Esq., an Messrs. Pixley & Sutton, San Francisko.

New Centreville, Cal., den 3. März 1879.

Geehrte Herren!

Zu meiner Freude kann ich Ihnen mitteilen, daß ich der Sache des William Beaver, alias Beaver Bill, der 1861 von Indianern getötet wurde, endlich auf den Grund gekommen bin.

Mit Ihren Instruktionen und Ihrem Wechsel versehen, begab ich mich am 10. vor. Mts. nach Shawgum Creek zu einer Unterredung mit dem „Blauen Pferd," dem Häuptling der Comanches, welcher den Gegenstand Ihrer Nachforschungen in jenem Jahre mittels Tomahawk zu Tode beförderte. Ich fand das „Pferd" im Korrektionshause wegen Trunksucht und Ausschweifung, es ist jetzt nicht mehr kriegerisch, wie damals, sondern zahm, wenn auch dem Trunk ergeben. Sein Gedächtnis mußte erst durch einen tüchtigen Schnaps aufgefrischt werden. Den Betrag desselben nebst einer Extraflasche für den Gefängniswärter finden Sie in der Rechnung. Nachdem

ich das „Pferd“ zum Sprechen gebracht hatte, gab es an, daß es dem Verstorbenen persönlich den Garaus gemacht habe, und für dessen wirklich erfolgtes Ableben garantieren könne, ferner daß die Familie des Beaver aus der Squaw und einem weiblichen Jungen bestand, — die Squaw wurde durch das „Krumme Maultier,“ den Freund des „Pferdes,“ umgebracht, da der Stamm sie nicht brauchen konnte, „das Junge“ dagegen in das Lager mitgenommen, wo es bis zum Dezember 1863 blieb, zu welcher Zeit der Stamm nach furchtbarer Winterkälte sich der Regierung unterwarf. Das Kleine wurde dann in Fort Kearney an die Behörde ausgeliefert.

Am 18. v. M. reiste ich nach letzterem Ort und fand in den Büchern des Quartiermeisters die Notiz, daß die Kleine, auf die niemand Anspruch erhob, mit sechs Indianern an den Besitzer eines ambulanten Varietätentheaters namens Guordine oder Sardine (wahrscheinlich letzteres) verdungen worden ist. Die Indianer waren als „Jimmy Feuerbach,“ der „Wütende Orkan“, das „Krumme Maultier,“ „Joe,“ das „Haarige Graspferd“ und der „Tote Iltis“ bezeichnet, das Kind ging unter dem Namen des „Weißen Kätzchens“. Unterzeichnet ist die Quittung über die Indianer von Mr. Hi. Samuels, der noch jetzt das Cirkusgeschäft betreibt. Samuels hat das „Junge“ mit Bestimmtheit als die Darstellerin im Varietätenfach Nina Saville identifiziert, welche während

des letzten Jahres in dieser Gegend Vorstellungen gegeben hat.

Ich werde Ihnen mit Vergnügen demnächst die ganze Beweiskette, von der Skalpierung des Herrn Beaver an, bis zum heutigen Datum vorlegen.

In New-Centreville, wo ich Miß Saville aufsuchen wollte, erfuhr ich, daß dieselbe soeben mit einem jungen Engländer namens Beauvoir aus der Stadt verschwunden ist. Dieser Herr hat ihr schon seit einiger Zeit viele Aufmerksamkeiten erwiesen, sogar um ihretwillen einen Menschen niedergeschlagen oder gestochen. Das Fräulein hat ihm lange ihre Gunst verweigert, aber kurz vor meiner Ankunft scheint er doch Erhörung gefunden zu haben.

Die Spur ist also für den Augenblick verloren, aber wenn das Paar noch irgendwo diesseits der Felsengebirge ist, werde ich es zu finden wissen.

In Erwartung Ihrer ferneren Instruktionen und des notwendigen Baarvorrats verbleibe ich

Ihr ergebener

Cable J. Dexter.

Dokument Nro. 37.

Couvert eines Briefes von Baron Oliver Beauvoir an seinen Sohn William Beauvoir.

Unbestellbarcr Brief

Mr. William Beauvoir.

Sherman House

Chicago

U. S. A.

Nicht hier;
vielleicht
Brevoort House
N. Y.

Dokument Nro. 38.

Der Brief, der in obigem Couvert enthalten ist.

Chelsworth Cottage, den 30. März 1879.

Mein lieber Sohn!

Der Schlag, der uns betroffen hat, kommt so unerwartet, daß ich keine Worte finde, Dir zu schreiben! Du weißt nicht, was Du gethan hast. Dein Onkel William, dessen Namen Du trägst, ist in Amerika gestorben, mit Hinterlassung einer Tochter, die außer Dir das einzige Enkelkind meines Vaters ist. Und diese Tochter ist Miß Nina Saville, mit der Du ein so unglückliches Verhältnis angeknüpft hast. Sie ist Deine rechte Cousine — eine Beauvoir, und kein Blut in England ist besser als das ihre.

Ich bin nicht Herr meiner Gefühle; der plötzliche Kummer überwältigt mich, und ich kann Dir nicht schreiben wie ich möchte. Beherzige nur dies: Ich will Dich nicht eher wiedersehen oder von Dir hören, bis der Flecken auf unserm Namen getilgt ist.

Oliver Beauvoir.

Dokument Nro. 39.

Kabeldepesche von William Beauvoir, Windsor Hotel, New York, an Baron Oliver Beauvoir, Chelsworth Cottage, Suffolk, England.

New York, den 1. Mai 1879.

Habe „Herald“ an Dich abgeschickt.

William Beauvoir.

Dokument Nro. 40.

Anzeige unter den Eheschließungen im New York „Herald“ vom 30. April 1879.

Beauvoir-Beauvoir. — Am Mittwoch den 1. Januar 1879 in Steal Valley Californien, durch Pfarrer Twells, William Beauvoir, einziger Sohn des Baron Oliver Beauvoir in Chelsworth Cottage Suffolk, England, mit Nina, einziger Tochter des verstorbenen William Beauvoir von New-Centreville Cal.

Dokument Nro. 41.

Auszug aus dem „New York Herald“ vom 29. Mai 1889.

Unter den Passagieren des Cunard-Dampfers „Gallia,“ welcher New-York am Mittwoch verließ, befand sich auch

Mr. William Beauvoir, einziger Sohn des Barons Oliver Beauvoir aus England. Er hat die ersten Wochen nach seiner Verheiratung mit seiner reizenden jungen Frau, einer berühmten Schönheit Californiens, in unserer Stadt zugebracht und ist von unsern besten Familien auf das Zuvorkommenste aufgenommen worden. Mr. William Beauvoir ist ein junger Mann von ausgezeichneten Gaben und glänzenden Aussichten und ein neues Beispiel davon, mit wie großer Vorliebe die Glieder der britischen Aristokratie jetzt ihre Gattinnen unter den lieblichen Töchtern Columbias suchen. Wie wir hören, wird das junge Paar seinen Wohnsitz in Chelsworth Cottage (Suffolk), dem prachtvollen Landgut, welches dem Vater des jungen Ehemanns gehört, nehmen.

Anmerkung:

Die vorstehende Novelle gehört zu der Gattung der „vierhändigen" Produktionen. Immer wieder machen geistreiche Schriftsteller derlei Versuche, sowohl auf dem Gebiete des Dramas als auf dem der Novelle. Unter den Franzosen haben sich Erckmann-Chatrian und die Brüder Goncourt als Schriftstellercompagnons ausgezeichnet, während bei den Engländern Besant und Rice, bei den Amerikanern Mark Twain und Warner sich als solche hervorgethan haben. Den letzteren schloßen sich nun in allerneuester Zeit Matthews und Bunner mit ihrer „Geschichte in Dokumenten" an, welche zu den besten unter den „combinierten Novellen" gezählt wird.

Der Herausgeber.

Gott lenkt.

Von N. C. Brown.

Eduard Lindsay und seine Frau waren offenbar Glückskinder. Sie lebten in glücklichster Ehe, und ihre Liebe zu einander war auf den festen Grund der Achtung und Sympathie gebaut; sie waren jung und gesund, beliebt bei ihren zahlreichen Freunden und sehr talentvoll — Eduard in litterarischer, Ellen in künstlerischer Hinsicht; dazu waren sie in guten Vermögensverhältnissen — weit über die Erwartungen hinaus, die sie gehegt, als Eduard seine Stellung an der „Crescent Bank" kurz vor ihrer Verheiratung aufgegeben und für eigene Rechnung ein Geschäft begründet hatte. Ist es da zum Verwundern, daß sie von nicht wenigen ihrer Bekannten in der guten Stadt St. Louis beneidet wurden?

Und doch warf eine Wolke ihre Schatten über das Glück der Lindsays — eine Wolke, von der sie selten sprachen, an die sie aber um so mehr dachten; sie waren

kinderlos. In den Honigmonden ihrer Ehe hatten sie gerne von ihren zukünftigen Kindern gesprochen und sich im Voraus Gedanken über deren Erziehung gemacht; als sich aber die Monate zu Jahren ausdehnten und noch immer weder Sohn noch Tochter erschien, hörten sie allmählich auf, darüber zu reden, ohne jedoch jemals die Hoffnung auf künftige Elternfreuden aufzugeben.

Zuerst war die Wolke ganz klein, so daß sie dieselbe nicht sehen wollten; dann aber wurde sie täglich länger und breiter, bis sie schließlich ihre heitersten Augenblicke verdüsterte. Jedes kannte, fühlte des andern stillen Kummer und ihr Gemütszustand nahm schließlich etwas Krankhaftes an. Es war ihnen, als ob ihre mit Kindern gesegneten Freunde sie mit schlechtverhehltem gönnerhaftem Mitleid betrachteten; sie empfanden eine tiefe Abneigung gegen junge Eltern, die gerne von den Eigenschaften ihrer Kindern sprachen, und mieden sogar die Häuser vieler Bekannten, deren Gespräch sich, wie sie aus Erfahrung wußten, hauptsächlich um ein hoffnungsvolles Kleines drehte.

Als aber seit ihrer Hochzeit drei Winter gekommen und gegangen waren, begann Eduard immer ernstlicher einen Plan zu erwägen, an den er öfters als an eine Befreiung aus diesem unbefriedigenden Zustand gedacht hatte und eines schönen Aprilmorgens brachte er diesen Plan zur Sprache.

„Ellen," fragte er urplötzlich, „was meinst du, wenn wir ein Kind annähmen?"

Seine Frau vergaß, die vor ihr stehende Kaffetasse vollends zu füllen, und sah ihn mit leuchtenden Augen an.

„O, Eduard! rief sie, als ob eine Antwort ganz unnötig wäre, „warum haben wir denn nicht schon lange daran gedacht?"

„Es ging mir schon lange durch den Kopf," versetzte er; „erst gestern Abend wieder, wo ich mir vergegenwärtigte, wie reiche Aussichten sich einem Adoptivkind eröffneten, wie wir eines aussuchen würden. Weißt du, wenn wir nur mit einiger Vorsicht bei der Auswahl zu Werke gingen, könnten wir uns einer guten Konstitution des Kindes, gesunder und ehrbarer Eltern, aller möglichen guten Eigenschaften vergewissern. Was dann die Erziehung und Ausbildung betrifft, die wir einem Kinde von uns — —"

„Wir würden es natürlich ganz als unser eigenes Kind betrachten," fiel Ellen eifrig ein.

„Selbstverständlich," stimmte ihr Gatte bei. „Vielleicht," fügte er hinzu, „ist es später am besten, wenn er seine wahre Herkunft gar nicht erfährt."

„O nein! das Gefühl, daß ich das Kind täuschte, würde mich zeitlebens drücken," beteuerte sie.

„Nun, jedenfalls hätte es seine große Schwierigkeiten, ihn —"

„Oder s i e," unterbrach ihn Ellen.

„Wie es dir lieber ist," gab Eduard mit edelmütiger Nachgiebigkeit zurück. „Ich dachte eben an einen Knaben, weil ein solcher viel höhere Aussichten hat als ein Mädchen."

Seine Frau warf ihm einen offenbar nicht ganz ernst gemeinten Blick des Vorwurfs zu, räumte aber ein, daß ein Knabe sie ebenso freuen würde, wie ein Mädchen. Eduard mochte fühlen, daß er seinen Standpunkt näher begründen müsse und bemerkte daher, daß für Mädchen in neun Fällen unter zehn einzig das Ziel ihres Ehrgeizes eine Heirat sei. Mit der Adoption eines Mädchens sei daher — obwohl die Adoptiveltern entschieden mehr davon hätten — voraussichtlich der Welt wenig gedient. Von einem richtig ausgewählten, sorgfältig erzogenen und tüchtig ausgebildeten Knaben dagegen seien mit gutem Grund die allerbesten Resultate zu erwarten. Ellen machte zu dieser Ansicht im Stillen einige Vorbehalte zu Gunsten ihres Geschlechts, hielt es aber für unnötig, sie auszusprechen. Sie ging begeistert auf den Plan ein, und die Gatten einigten sich bald in dem Entschluß, ihren Hausarzt Herrn Kreiß — den sie sonst so gut wie nicht in Anspruch nahmen — zu ersuchen, er möge sich nach einem passenden Knaben für sie umsehen.

Eduard rief den Doktor am nächsten Tag auf der Straße an und legte ihm den Fall vor.

„Ich weiß schon, was Sie wollen," sagte der Doktor. „Muß ‚jung, gesund und hübsch' sein. Denke, die Sache läßt sich machen. Sie möchten wohl am liebsten eine Waise haben?"

„O, auf alle Fälle! man könnte sonst unangenehme Folgen haben."

„Wohl richtig," erwiderte der Doktor. „Es wird aber nicht ganz leicht sein, so einen verwaisten Säugling erster Klasse zu bekommen. Knaben von vier bis fünf Jahren könnte ich Ihnen in Hülle und Fülle verschaffen."

Eduard erklärte ihm nun, daß es unbedingt ein Kind unter zwei Jahren sein müsse und zwar deshalb, weil es noch keinerlei bestimmte Neigungen oder Gewohnheiten — weder gute noch schlimme — angenommen haben dürfe. Sie wollten nicht blos eine augenblickliche Laune befriedigen, nicht bloß ein Spielzeug sich verschaffen, sondern sich bemühen, zu der Entwicklung und Erziehung eines Menschenlebens von mehr als dem gewöhnlichen Schlag beizutragen.

Der Doktor erklärte, sein möglichstes thun zu wollen, um ein Kind nach ihrem Wunsch zu finden; er zweifle durchaus nicht, daß es ihm am Ende gelingen würde, nur müßten sie sich auf einiges Warten gefaßt machen.

Nach dieser Unterredung heiterte sich das Leben des jungen Paares sichtlich auf.

Eduard ging mit größerem Eifer an seine Arbeit und in den Augen seiner Frau glänzte ein Licht wie seit lange nicht mehr. Sie frischten nun ihre alten Theorien über geistige Erziehung und körperliche Ausbildung wieder auf, stellten Vergleiche zwischen den Vorzügen der europäischen und der amerikanischen Schulen an und wurden nicht müde, den Wert der bürgerlichen Berufe wie der einzelnen Wissenschaften und Künste zu erörtern. Eduard ging davon aus, daß der künftige Adoptivsohn keinen Beruf um niedrigen Erwerbs willen nötig habe, da ihre Vermögensverhältnisse in einigen Jahren ihr Kind jeder Sorge enthöben. Sie machten sich natürlich über die persönliche Erscheinung ihres erwarteten Erben mancherlei Gedanken, hielten aber wohlweislich mit dem Ausdruck ihrer bezüglichen Wünsche bis zu seiner Ankunft zurück. Man beratschlagte täglich über einen Namen, bis man endlich „Hans“ wählte, ein Name, der in Ellens Familie treue Dienste geleistet hatte und Eduard wegen seines einfachen und kräftigen Klanges gefiel.

Es verging ein Monat geduldigen Harrens, ehe der Doktor von sich hören ließ. Eines Tages erhielten sie von ihm die kurze Notiz: „Besuchen Sie mich gefl.“

Dr. Kreiß besaß verdientermaßen eine große Praxis,

und als die Lindsays in seine Wohnung kamen, mußten sie sich bis zur Abfertigung der zahlreichen Patienten, die vor ihnen da waren, gedulden. Als sie endlich in das Sprechzimmer des Doktors gerufen wurden, waren sie nicht wenig auf dessen Empfang gespannt. Er kam ihnen mit freudestrahlendem Gesicht und mit den Worten entgegen:

„Ich habe einen Prachtjungen für Sie.“ — Die Eltern schauten sich verstohlen im Zimmer um. „O er ist nicht da,“ lachte er, „aber zur Auslieferung bereit, sobald Sie das entscheidende Wort sprechen. Ich möchte mich nur vergewissern, daß Sie keine Einwände zu machen haben. Es ist eine kurze Geschichte. Die Mutter starb bei der Geburt des Knaben, vor etwa anderthalb Jahren. Vor kaum acht Tagen verunglückte der Vater — ein hübscher, breitschultriger junger Mann, der beim Schiffshandwerk war — auf einem Dampfer. Man rief mich und ich that mein bestes für den Bedauernswerten, aber es war umsonst. Er starb heute früh.“

Der Doktor machte eine Pause, als erwarte er eine Frage, Ellen schwieg, und so fühlte sich denn Eduard zu einer Bemerkung gezwungen; er fragte also: „Kannten Sie die Mutter?“

„Sehr gut,“ antwortete der Doktor. „Sie war eine der reizendsten Frauen, die ich je sah. Vor ihrer Verheiratung war sie Lehrerin an einer öffentlichen Schule.

Sie hatte manchmal prächtige Ideen; dazu war sie ungewöhnlich hübsch, hatte reiches dunkelbraunes Haar und wahrhaft klassische Züge. Sie werden das alles an dem Knaben sehen; er ist das leibhaftige Abbild seiner Mutter."

„Wie kommt es, daß seine Verwandten sich von ihm trennen wollen?" fragte Eduard.

„Sein Vater war verwaist und die Familie der Mutter ist so arm, daß das Kind nur eine Last für sie wäre. Trotz alledem mußte ich meine ganze Beredsamkeit aufwenden, um das Kind zu bekommen und es gelang mir erst, als ich den Leuten alle vortrefflichen Eigenschaften des jungen Paares geschildert hatte, das den Knaben an Kindesstatt annehmen will.

Der Doktor verbeugte sich verbindlich. Und nun fand auch Ellen Worte; sie drückte dem Doktor ihre Dankbarkeit für seine große Gefälligkeit aus und wenn er bestimmt versichern könnte, daß das Kind vollkommen gesund sei, so brauchten sie sich nicht länger zu besinnen. Eduard, der diese Vorverhandlungen so rasch als möglich beendigt sehen wollte, fügte hinzu: „Nein, gewiß nicht."

„Nun gut," sagte der Doktor, „die Sache ist also abgemacht. Der Knabe ist kerngesund, erfreut sich einer prächtigen Verdauung, schläft wie ein Dachs und zahnt, als ob es ihm das höchste Vergnügen gewährte. Und nun, fahren Sie gefälligst morgen, etwa um diese

Zeit, mit dem Wagen vor, dann holen wir — ich muß doch wohl mit! — den Knaben ab."

Ellen, die ihren Gatten am nächsten Tag nicht von seinen Geschäften abhalten wollte, erklärte zu dessen Freude, die Angelegenheit ohne ihn besorgen zu können. — So geschah es. Als Eduard abends zum Essen nach Hause kam, eilte sie ihm ganz entzückt entgegen.

„Wir können dem Doktor nie genug danken," rief sie aus. „Ich habe in meinem Leben kein so schönes Baby gesehen. So ein liebes Gesichtchen, und so ein herziges Wesen! Du mußt sogleich in die Kinderstube kommen. Ich hätte ihn zum Willkomm mit herabgenommen, aber es ist gerade Zeit zum Abendessen, und Frau Doly meinte, man sollte ihn nicht warten lassen."

Also wurde Eduard in aller Eile in das „Kinderzimmer" hinaufgeleitet, in welchem das kleine Wesen, das der Zufall der Sorge der kinderlosen Eltern anvertraut hatte, in den Armen einer mütterlich aussehenden Frau von mittleren Jahren lag. Gewiß — er war ein bildhübscher Junge, und sein feingeformtes Köpfchen, seine großen, blauen Augen und seine reine, rosige Gesichtsfarbe rechtfertigten vollauf Ellens Entzücken. Als Eduard die Schwelle überschritt, blickte ihn der Knabe einen Augenblick fest an und rief dann — ob aus Zufall oder infolge einer Wirkung des Verstandes, bleibe dahingestellt — laut und deutlich „Da-da," bekanntlich der altdeutsche

Ausdruck für „Papa.“ Eduard kapitulierte natürlich augenblicklich; er geberdete sich wie ein Kind mit einem neuen Spielzeug und konnte kaum beim Schall der Tischglocke sich losreißen.

Der „kleine Hans,“ wie sie ihn bald nannten, weil sein gravitätisches, gesetztes Benehmen die Namen „Hänschen“ und „Hansel“ ungeeignet erscheinen ließ, hatte sich, noch ehe acht Tage verflossen waren, in die Zuneigung seiner Pflegeeltern sicher eingenistet: er war eine unerschöpfliche Quelle ihrer Unterhaltung. Sie fanden immer neues Ergötzen daran, mit dem Kleinen zu spielen, seine guten Eigenschaften zu besprechen oder Pläne für seine Zukunft zu entwerfen. Und wenn sie jetzt mit ihren verheirateten Freunden zusammenkamen, fühlten sie sich denselben nicht nur ebenbürtig, sondern glaubten sogar eine entschieden überlegene Stellung einzunehmen, denn jedermann mußte zugeben, daß es in ganz St. Louis kein lieblicheres und herzigeres Kind gäbe als den kleinen Hans Lindsay. Einer seiner Hauptvorzüge war, daß er nie in vollem Ernste schrie, er wimmerte nur zuweilen ein wenig wegen einer verzögerten Mahlzeit, einer angestoßenen Nase oder sonst einem Mißgeschick, wie sie Kindern seines Alters zuzustoßen pflegen, und konnte dann durch gehörige Vorstellungen stets bald zu seiner normalen Ruhe zurückgebracht werden.

„Oh, Frau Doly,“ rief Ellen eines Morgens aus,

als der kleine Hans ihre ganz besondere Bewunderung erregt hatte, „was für eine liebliche Frau muß doch seine Mutter gewesen sein! Wie sehnlich wünsche ich, sie vor ihrem Tod einmal gesehen zu haben! Es kommt mir manchmal vor, als sei es gar nicht recht, daß ich dieses liebe Kindchen ohne ihre Einwilligung bei mir habe.“

Bald darauf fiel ihr plötzlich ein, daß wahrscheinlich gewisse amtliche Schritte zu geschehen hätten, damit ihnen der kleine Hans von niemandem abverlangt werden könnte. Sie eilte voll Unruhe zu Eduard und beruhigte sich erst, als er ihr berichtete, daß jede erforderliche Förmlichkeit erfüllt sei.

Als die heiße Jahreszeit herankam, beschloß Eduard, sich einen kurzen Urlaub zu gönnen, zu dem ihn seit seiner Verheiratung die geschäftlichen Anforderungen nicht hatten kommen lassen. Betreffs der Frage, wo diese kostbare Zeit zugebracht werden sollte, gab es nur eine Meinung im Lindsay'schen Hause: sie wollten nach dem Osten reisen und zu Marant ein kleines Häuschen am Seeufer mieten — zu Marant, wo sie schon als Kinder mehrere Sommer zugebracht hatten, und wo die salzige Seeluft ebensoviel zu Klein-Hansens Entwicklung beitragen würde, als vor vielen Jahren zu der ihrigen. Eduard schrieb an einen seiner Geschäftsfreunde zu Boston und ersuchte ihn, für eine passende Wohnung zu sorgen, und Mitte Juni zogen sie in einem hübschen Häuschen zu Marant ein.

Der kleine Hans verliebte sich auf den ersten Blick

in die See und blieb ihr während des ganzen Aufenthalts in Marant treu. Am meisten behagte es ihm, wenn er in seinem Kingerwägelchen an den Rand des Wassers gefahren wurde, so daß die Wogen dessen Räder bespülten. In dieser Lage blieb er dann ganz zufrieden mehrere Stunden lang, wobei er gewöhnlich ein tiefes Schweigen beobachtete, manchmal aber mit sich selbst sprach oder in ernster, aber unverständlicher Kindersprache die Wogen anredete. Als aber gar einmal Frau Doly über ihrem Strickstrumpf einschlief, und die Flut so hoch stieg, daß der kleine Hans ringsum von Wasser umgeben war und fast buchstäblich in diesem Elemente schwamm, da kannte seine Freude keine Grenze mehr und er protestierte energisch, als Frau Doly — von den Wogen, die ihre Füße näßten, geweckt — ihn aus dieser etwas unsichern Lage entfernen wollte. Wenn die Ebbe eintrat, war er mit dem status quo bei weitem nicht so zufrieden, sondern deutete durch energische Zeichen und Geberden an, daß man ihn weiter hinab an die Küste fahren sollte. Er bezeigte ein heftiges Verlangen, Eduard auf seinen Ruderfahrten zu begleiten, sobald er diesen vom Ufer abstoßen sah; da aber Ellen ihre Einwilligung hiezu kategorisch verweigerte, wurde der kleine Hans nie in die Freuden dieses Sports eingeweiht.

Bald stieg in Ellen die Furcht auf, ihr Knabe könnte Geschmack am Seemannsleben finden.

„Dürfen wir zugeben, daß er durch die erhaltenen Eindrücke Neigungen zu einem so gefährlichen Berufe empfängt?“ fragte sie ihren Gatten.

„Ei, was sollen wir denn dagegen machen?“ gab er zurück.

„Wir können Marant verlassen und den Rest unserer Ferien in den Bergen zubringen.“

„Das wäre nutzlos, meine Beste, wenn der kleine Hans eine angeborne Vorliebe für die See hegt. Eine angeborne Neigung läßt sich nicht unterdrücken.“

„Aber, Eduard, du willst doch nicht — würdest nicht zugeben, daß der kleine Hans in See geht?“

„Ich würde ihn, wenn er es durchaus wünschte, gewiß nie daran hindern. Ein geborner Seemann wird nie ein guter Advokat oder Arzt oder sonst was werden — wenigstens nicht eher, als bis er des Meeres überdrüssig geworden ist. Natürlich hoffen wir beide, daß sich bei unserem kleinen Hans kein Geschmack für das Seeleben entwickelt, ich glaube auch, daß kein Grund zu derartigen Befürchtungen vorhanden ist, alle kleinen Kinder lieben das Meer.“

„Ja, Eduard, aber du weißt, Dr. Kreiß sagte, sein Vater sei im Schiffsfach gewesen.“

„Allerdings — als Makler oder Agent wahrscheinlich. Diese Leute gehen nie in See, und es ist nicht zu befürchten, daß der Junge von ihm eine Vorliebe für das

Meer ererbt hat. Doch dürfen wir eben nicht vergessen, Ellen, daß wir der Erfüllung keines unserer Wünsche ganz sicher sein können. Wir wollen unser Bestes zu deren Förderung thun; aber du weißt ja, daß bei alledem, wie das Sprichwort sagt, Gott lenkt."

Ellen hatte es bisher verschmäht, die Anwendung dieses abgedroschenen Spruches auf den kleinen Hans zu machen; jetzt aber ging es ihr auf einmal tief zu Herzen. Sie ging auf ihr Zimmer in ernsten Gedanken. Sie vergegenwärtigte sich im Geiste die lange Reihe von Versuchungen, denen der Kleine ausgesetzt sein würde, noch ehe er das Mannesalter erreichte. Ja, es war möglich, daß dieses holde Kind ihr einst schweren Kummer bereitete, daß er sogar noch etwas Schlimmeres würde als ein ehrlicher Seemann — ein nutzloser Müssiggänger oder selbst ein Verbrecher. Sie schauderte bei dem bloßen Gedanken an das Letztere und in der Hoffnung auf Gottes gnädiges Walten nahm sie sich vor, ihr ganzes Leben daran zu setzen, das seine glücklich zu gestalten. Voll Selbstvergessenheit wollte sie ihre ehrgeizigen kleinen Pläne gänzlich beiseite setzen, um alle ihre Kräfte der Erfüllung ihrer einen großen Pflicht widmen zu können. An Zärtlichkeit, mitfühlendem Verständnis und gutem Beispiel sollte es bei der Erziehung nicht fehlen; doch sollte er auch nicht verzogen werden. Er sollte ihre Strenge fühlen, wenn es nötig sein sollte.

Das Leben zu Marant schlug bei dem kleinen Hans prächtig an; er gedieh sichtlich mit jedem Tage. Andere kleine Kinder in der Nachbarschaft litten an Hitzbläschen, Keuchhusten und Durchfall und vor allem am Zahnen. Nicht so der kleine Hans: er schien gegen alles gefeit.

Nur im Gehen und Sprechen blieb Hans entschieden zurück. Zwanzig Monate waren über seinen Lockenkopf dahingezogen, ehe er ordentlich allein stehen konnte, und sein Wortschatz war viel geringer als der anderer Kinder seines Alters. Eduard aber legte das als ein günstiges Vorzeichen aus. „Aus den frühreifen Kindern wird selten etwas Tüchtiges," sagte er. „Ihre Entwicklung bleibt oft später stehen, ehe noch der Ernst des Lebens recht beginnt. Es wäre mir gar nicht recht, wenn der kleine Hans sich zu einem Musterschüler entwickelte, denn da würde gewiß ein Schulmeister oder Bücherwurm oder derartiges aus ihm werden. Glücklicherweise verspricht er Besseres."

Seine Pflegeeltern dachten kaum daran, daß er ein angenommenes Kind war, so sehr war er in ihr Leben verwachsen; ja, Eduard erklärte sogar zuweilen, jemehr er die Sache bedenke, desto fester glaube er, daß es besser sei, den kleinen Hans gefunden, denn als ein eigenes Kind erhalten zu haben. „Siehst du, Ellen," pflegte er zu sagen, „wir sind beide nervösen, reizbaren Temperaments. Ein Kind hätte das sehr leicht in verstärktem

Grade erben, infolgedessen selber ein unglückliches Leben führen und uns dadurch viel Sorge und Kummer bereiten können. Mit seiner Kraft und Ruhe sieht unser Hans gar nicht danach aus, als ob er unser Temperament hätte. Das wird ihm später noch mehr zu statten kommen als sein gefälliges Äußeres, ob er nun Richter, Künstler oder Seemann wird.“ Zu diesen Worten lächelte Ellen zufrieden. Die Lindsays fühlten sich in der That sehr glücklich.

Die Reize von Marant sind allbekannt; es ist deshalb nicht zum Verwundern, daß unser junges Paar seinen dortigen Aufenthalt bis zum Herbst ausdehnte, und selbst dann noch würde der Kleine gewiß kräftig protestiert haben, wenn er gewußt hätte, daß die Abreise beschlossen sei.

In den ersten Tagen nach der Rückkehr nach St. Louis merkte man dem Kleinen ordentlich sein Heimweh und Verlangen nach dem Strand von Marant an, besonders, wenn er in seinem Wägelchen ausgefahren wurde. Mit der Zeit aber verwischte sich der große Eindruck in seinem Gedächtnis — zur großen Genugthuung Ellens, die sich mit seiner abgöttischen Bewunderung der See nie recht hatte befreunden können.

Der Knabe verlor nichts von seiner Lieblichkeit und seltsam reifen Würde, als er Worte und andere Kenntnisse und Fertigkeiten sich aneignete. Als die Sonnenbräune

von seinen Wangen verschwand, sah er nicht mehr ganz so kräftig aus; aber das war ja zu erwarten. Die Lindsays vertrauten so fest auf seine unverwüstliche Konstitution, daß sie keine Unruhe empfanden, als ihn sein erstes ernstliches Unwohlsein befiel. Frau Doly und Ellen meinten übereinstimmend, das wäre eine natürliche Folge der Veränderung in seiner Nahrung und Lebensweise; Dr. Kreiß, der sogleich gerufen wurde, bestätigte diese Ansicht.

Am nächsten Tage hatte sich Klein-Hansens Befinden nicht gebessert und am Abend hatte es sich so entschieden verschlimmert, daß Eduard abermals den Arzt holen ließ. Dr. Kreiß machte ein ernstes Gesicht und blieb einige Stunden bei dem Patienten. Vor Mitternacht kam er nochmals, und als er fortging war der kleine Hans tot.

Der entsetzliche Schlag traf die Lindsays um so vernichtender, als er ganz plötzlich auf sie niederfiel. Fast alle Möglichkeiten hatten sie vorausgesehen — an die Möglichkeit seines Todes hatten sie nie ernstlich gedacht; auf eine Enttäuschung waren sie vorbereitet, nicht aber auf eine Beraubung durch den Tod. Die Stunden, die bisher ihre heitersten gewesen waren, schlichen jetzt träge und trübselig dahin; sie saßen oft schweigend beisammen, denn sie wußten recht gut, daß sie — wenn überhaupt — vom kleinen Hans sprechen müßten. Es war ihnen, als ob die Welt ihnen nie wieder sein könnte, was sie ihnen

zuvor war; aber sie fühlten auch, daß ihre Liebe zu einander nur um so stärker wurde; und jedes suchte des andern Kummer zu erleichtern, indem es einen heiteren Mut zur Schau trug. Ellen fühlte natürlich das tiefste Leid: sie war den ganzen Tag allein zu Hause, und wenn sie auch fleißig an einem Aquarell oder einer Zeichnung arbeitete, ihre Gedanken wanderten doch manchmal hinweg und trieben ihr die Thränen in die Augen. Gelegentlich machte sie, einem inneren Triebe folgend, der Kinderstube heimliche Besuche und versank dort oft, ein Andenken an ihr verlorenes Kind in der Hand, in stundenlange Träumereien. Nach und nach bemerkte Eduard, daß ihr Gesicht beständig einen schwermütigen Ausdruck trug, den selbst ihr Lächeln nicht verdecken konnte. Er fing an, den Plan an eine europäische Reise ins Auge zu fassen. Seit ihren Mädchenjahren war es Ellens Wunsch gewesen, ein Jahr im Auslande zu verbringen, und Eduard glaubte nun, dazu könne es keine geeignetere Zeit geben, als die jetzige. Er könne sich zwar schwer von seinem Geschäft trennen, — vor dem Frühjahr ginge es keinenfalls — aber Ellens Glück mußte alles geopfert werden, und so wurde denn beschlossen, im Frühjahr aufzubrechen. Vor der großen Reise wurde aber für Eduard eine kleinere nötig. Die dringendsten Geschäftsinteressen riefen ihn in den Süden nach Texas, wohin er von Kapitalisten in St. Louis Aufträge zu

großen Ländererwerbungen hatte. Die Gelegenheit dazu war gerade damals überaus günstig, und Eduard dachte auch an eine eigene vorteilhafte Kapitalanlage in Acker- und Weideland. Aber durfte er Ellen jetzt verlassen?

Er kam lange zu keinem Entschluß und erst, als Ellen ihm herzhaft zuredete und es als seine Pflicht hinstellte, die Interessen von sich und seinen Geschäftsfreunden wahrzunehmen, entschloß er sich. Sie bat ihn nur, zurückzukehren, sobald es seine Geschäfte erlaubten; und Eduard sagte, daran dürfe sie nicht zweifeln; ein Wort von ihr würde ihn jederzeit nach Hause eilen lassen.

Nur einmal, als die Abreise vor der Thüre stand, zeigte Ellen einen Moment der Schwäche. Eduard hatte ihr vorgeschlagen, während seiner Abwesenheit ihre Freundin Bertha Jerry zu sich einzuladen. Zu seiner Überraschung lehnte sie den Vorschlag nicht nur ab, sondern fing plötzlich zu weinen an. Ihre Erklärung, daß es ihr so schwer ums Herz sei, weil sie das schreckliche Gefühl habe, ihn vielleicht nie wieder zu sehen, beunruhigte Eduard nicht sehr. Er hielt es für eine rasch vorübergehende und bei Frauen nur zu begreifliche Gefühlsanwandlung.

Eduard ließ sie sich ausweinen und lenkte dann taktvoll das Gespräch auf ihre europäische Reise, die sie antreten könnten, sobald er seine Geschäfte in Texas

glücklich beendigt habe. Er spielte auf die herrlichsten Kunstschätze an, die sie zusammen besichtigen würden, auf die großartige Pracht der Alpen, die Reize Italiens und die Wunder von Paris und brachte es endlich dahin, daß Ellen ihre Thränen trocknete und wieder lächelte.

Einige Tage später, an einem rauhen Oktoberabend, reiste Eduard nach dem Süden ab. Es war zu der Zeit, da die Landspekulationen in Texas ihren höchsten Punkt erreicht hatten. Nach allen Richtungen wurden Eisenbahnen gebaut, die der Spekulation neue gewinnreiche Felder eröffneten; die Einwanderer strömten in bisher unerreichter Anzahl in das Land. Es war eine Periode, reich an günstigen Gelegenheiten, die vielleicht nie wiederkehrte, und Eduard machte sich eifrig daran, sie nach Kräften in seinem und seiner Freunde Interesse auszunützen. Er kaufte, verkaufte und kaufte wieder, bis seine Geldmittel erschöpft waren und dann schrieb er nach St. Louis und nahm Geld auf. Er war beständig auf den Beinen, einen großen Teil seiner Zeit auf freiem Felde und verdiente und ersparte manchen Dollar dadurch, daß er als sein eigener Agent thätig war. Seine einzige Erholung war der Briefwechsel mit seiner Frau, der er genaue Berichte über sein Thun und Treiben erstattete und von der er lange, liebevolle Briefe zurückerhielt.

So waren, wie im Handumdrehen, vier, fünf, sechs Wochen verflossen, und noch immer gab es viel für ihn

zu thun. Gerade jetzt eröffneten sich die günstigsten Chancen, und so ungern er seine Abwesenheit verlängerte, so entschloß er sich dennoch dazu. Ellen hatte zwar schon oft erwartungsvoll nach dem Tage seiner Heimkehr gefragt, ihm andererseits aber auch in jedem Schreiben versichert, daß sie sich zufrieden gäbe, so lange es ihm nicht an Glück und Erfolg fehle. Er sandte ihr deshalb eine genaue Schilderung der Lage und überließ ihr die Entscheidung darüber, ob er heimkehren solle oder nicht, legte ihr auch nahe, ihn in Texas zu besuchen, in welchem Falle er sie aus St. Louis abholen werde. Sie schrieb zurück, an einen Besuch in Texas wage sie nicht zu denken, einmal würde sie doch nur selten seine Gesellschaft teilen können und dann graue ihr etwas vor dem wilden Leben daselbst, das er ihr so anschaulich geschildert; ein kurzer Besuch in St. Louis würde sie sehr beglücken, im übrigen aber sollte er ihr keinerlei Opfer bringen, sie vertraue ihm vollständig und wisse, daß er ihrem Wiedersehen ebenso sehnsüchtig entgegensehe, wie sie selbst.

Eduard entschloß sich also, länger zu bleiben. Neue Aufträge strömten ihm zu und er dehnte den Schauplatz seiner Thätigkeit auf weitere Gebiete der Vereinigten Staaten aus, bis in das Thal des Rio Grande. So verstrich rasch die Zeit bis zum März. Eduard war noch nicht zu Hause, sondern eben jetzt zu Denison. Von hier aus schrieb er Ellen, daß er vor Ablauf einer Woche da-

heim sein werde; er hatte aber seinen Brief kaum aufgegeben, als er einen solchen von Ellen empfing, der tiefe Niedergeschlagenheit ausdrückte. Sie schrieb kurz, spielte unklar auf ihren Gesundheitszustand an und mit einem Bekenntnis ihres „Mangels an Standhaftigkeit", wie sie es nannte, bat sie ihn, heimzukehren.

Die Unbestimmtheit dieses Briefes beunruhigte Eduard, es kam ihm vor, der Brief habe viel mehr zu besagen, als er wirklich ausdrückte. Er vertraute der guten Konstitution seiner Frau und ihrer Offenheit zu fest, als daß er eine gefährliche Krankheit befürchtete, allein er besorgte, daß seine Abwesenheit sie stark angegriffen hatte, denn das wußte er wohl, daß es einen schweren Kampf gekostet haben mußte, bis sie es über sich gewann, ihn zurückzurufen. Während er bei sich erwog, ob er alles liegen und stehen lassend abreisen oder zuvor noch die allerdringendsten Geschäfte erledigen solle, kam ein Bote und händigte ihm ein Telegramm ein.

Eduard öffnete die Depesche zwar mit der Gelassenheit eines ehrlichen, zahlungsfähigen Mannes, aber doch mit einigem Herzklopfen, und las:

„Möchten Sie nicht lieber sogleich heimreisen?"

Bertha Jerry.

Einen Augenblick saß er wie betäubt da, dann begann er sich selbst mit Vorwürfen zu bestürmen. Vor einer

Minute war er noch in der zufriedenen Stimmung eines Mannes, der ein gelungenes Stück tüchtiger Arbeit hinter sich hat, jetzt aber erschien ihm sein Thun während der vergangenen Monate abscheulich und verächtlich. Daß er Ellen überhaupt verlassen hatte (sagte er sich), war schon herzlos; daß er vollends so viele Monate weggeblieben, war geradezu unmenschlich. Er konnte nicht begreifen, daß ihm das alles erst jetzt klar wurde. Er sandte rasch eine Depesche an Bertha, in der er sie ersuchte, ihm rückhaltlos nach Vinita zu telegraphieren; dann eilte er nach der Station, um den nach St. Louis abgehenden Schnellzug zu benützen.

In Vinita fand Eduard kein Telegramm vor. Der Telegraphist meinte, es müsse nach Vineton abgegangen sein, einer Stadt drunten im Südosten. Er wolle gern dahin telegraphieren, daß man ihm die Depesche nachsende, indeß werde er schneller Nachricht bekommen, wenn er noch eine Botschaft nach St. Louis abschicke. Die Antwort könne etwa nach Sedalia gesandt werden, wo er sie unzweifelhaft vorfinden würde.

Eduard lauschte diesen Bemerkungen in dumpfer Verzweiflung. Ja, er konnte zu Sedalia vielleicht Nachricht von Ellen erhalten; aber der Zug traf dort erst in den Morgenstunden des folgenden Tages ein, wenn er fast am Ziel der Reise angelangt war. Die Stationen vor Sedalia hatten keinen nächtlichen Telegraphendienst,

es half also nichts, dorthin telegraphieren zu lassen. Er dankte dem Beamten für seinen Rat und kehrte bekümmert in den Zug zurück, wo er eine qualvolle Nacht verbrachte. Armer Eduard! Seine Trübsal und Reue wurde noch verstärkt durch das Hangen und Bangen, dem er unterworfen war. Hundertmal gelobte er sich, daß keinerlei geschäftliche Rücksicht ihn je wieder zu einer Trennung von Ellen veranlassen sollte, falls er sie noch lebend anträfe.

Um die Mitte des nächsten Vormittags fuhr der Zug in das Unionsdepot zu St. Louis ein. Eduard stand auf der Plattform des vordersten Wagens; noch ehe der Zug vollständig stille hielt sprang er herab und warf sich in die nächste Droschke, deren Kutscher er zu Eile trieb.

Der Zug war kaum zum Stehen gekommen, als der Wagen schon fortrasselte. Bald lag das Geschäftsviertel der Stadt hinter ihnen. Wie sie die Washingtonstraße entlang fuhren, suchte sich Eduard auf das Schlimmste gefaßt zu machen.

Vor seinem Hause stand der ihm wohlbekannte Wagen des Doktors Kreiß. Gänzlich überwältigt durch die Gemütsbewegung eilte er die Stufen hinan, öffnete ungestüm die Thüre und stand plötzlich dem Doktor gegenüber.

Der Arzt zeigte seine berufsmäßige Ruhe und Gelassenheit.

„Guten Morgen, Herr Lindsay," sagte er. „Es thut mir leid, daß Sie nicht ganz rechtzeitig angelangt sind."

„Großer Gott, Doktor! Ist's möglich?" stammelte Eduard, während ihm die Thränen in die Augen traten.

Der Doktor blickte ihn seltsam an.

„Gehen Sie hinauf und begrüßen Sie Ihre Frau und Ihr Kleines," sagte er mit taktvoller Kürze und zu sich selbst murmelte er, während Eduard auf der Treppe verschwand: „Es freut mich für ihn, daß es ein Knabe ist."

Aus dem Tagebuch eines unglücklichen Genies.

Von Margaret Floyd.

Den 13. Januar 188—

Heute, an meinem 29sten Geburtstag, drängen sich mir zwei traurige Wahrheiten auf, über die ich mir länger keine Illusionen machen kann: Ich bin im wahren Sinne des Wortes bis auf den letzten Heller gekommen und ich habe keine Aussicht, meiner Kasse wieder aufzuhelfen. — Es wird daher gut sein, wenn ich mir — zum erstenmal im Leben — Rechenschaft über meine Lage gebe.

Daß ich in keinem Comptoir länger als zwei, höchstens drei Wochen habe bleiben können, ist nicht meine Schuld; denn morgens früh aufzustehen, ist für mich eine physische Unmöglichkeit, das liegt einmal in meiner Natur. Ebenso wenig kann man eine gute Handschrift oder pünktliche

Buchführung von mir verlangen, da ich hierzu auch nicht die geringste Anlage habe.

Rauchen muß ich — aber ich kann doch nicht schlechte Cigarren rauchen! So bin ich also genötigt, Schulden zu machen, und sowohl Cigarren als andere notwendige Artikel auf Borg zu nehmen. Wenn ich etwas passendes zu thun fände, würde ich gern arbeiten. Ein Dummkopf bin ich auch nicht: in ganz New-York spricht niemand mit richtigerem Accent französisch als ich; ich singe besser als die meisten Dilettanten; gelte für einen Mann von angenehmem Äußern und verstehe es, mich allgemein beliebt zu machen, sobald ich will. — Trotzdem mißlingt mir alles! Was kann ich dafür? Ich bin wie ein Schlüssel, der nicht in sein Loch paßt! Ein Fürstensohn hätte ich sein sollen und reiche Mittel besitzen, — statt dessen stehe ich ganz allein und meine Einkünfte sind unter Null! — Die Sache ist gar nicht zum Spaßen, sondern recht verzweifelt. Wenn nicht zum Glück meine Wirtin blindes Vertrauen in mich setzte, würde sie mich auf die Straße werfen. —

Alle meine Wertsachen habe ich versetzt oder verkauft; ich könnte wohl noch meinen Gesellschaftsanzug nebst Manschettenknöpfen versetzen; aber wenn ich dann zu Mittag eingeladen würde — was immer eine Ersparnis ist — müßte ich die Einladung ablehnen. Opernsänger kann ich nicht werden, weil meine Stimme nicht genügend

ausgebildet ist — und so kommt mir immer etwas in die Quere, auf welchem Felde ich auch mein Glück versuchen möchte. —

Als ich heute Morton auf der Straße begegnete, hielt er mich an, um mir zu sagen, daß nächstens über mich abgestimmt werden würde, und meine Aufnahme in den Klub so gut wie gesichert sei. — Es war schon lange mein Wunsch, Mitglied des Klubs zu werden; aber wie sollte ich in meinen jetzigen Umständen den Beitrag bezahlen können? Ich mußte unter irgend einem Vorwand loszukommen suchen; und so sagte ich denn leichthin: „Besten Dank, Morton, aber vielleicht wäre es besser, meinen Namen ganz von der Liste zu streichen, da ich wahrscheinlich auf das Land ziehen werde!“

Es ist mein voller Ernst: wenn nicht bald etwas geschieht, werde ich mich nächstens wohl mit sechs Fuß Grund und Boden begnügen müssen. — Morton macht mich immer ganz wild; er ist einer von den Menschen, denen alles glückt, und wenn ich ihn so in seinem sichern Wohlbehagen sehe, fühle ich doppelt und dreifach, was mir alles fehlt.

Den 15. Januar.

Etwas ist geschehen! Ich habe einen Gedanken, der zwar seltsam genug, aber doch ausführbar scheint. Als

ich heute nach Hause kam, lag ein Brief auf meinem Tisch. Ich öffnete ihn und las folgendes:

New-York den 14. Januar 188—

Für Familien, welche ein Haus zu machen oder Gesellschaften zu geben wünschen, ist es von Wichtigkeit zu erfahren, daß auf dem Beschäftigungsbureau des „Globus" Personen engagiert werden können, welche die Gäste auf angenehme und heitere Art unterhalten. — Es sind nicht Leute vom Fach, sondern von allgemeiner Bildung und gutem Aussehen, die sich in feiner Gesellschaftstoilette unter die Gäste mischen, durch Spiel und Gesang zur Unterhaltung beitragen, ein lebhaftes Gespräch führen, eine gute Geschichte erzählen, etwas deklamieren oder sonst irgend einen Zeitvertreib angeben können.

Der „Globus" trifft diese Einrichtung um einem vielfach ausgesprochenen Bedürfnis abzuhelfen. Der Preis per Abend und Person, die alt oder jung sein kann, je nach Wunsch, bebeträgt 15 Dollars, unter Garantie vollständigster Ehrenhaftigkeit und Zuverlässigkeit.

Gefälligen Aufträgen sieht entgegen

das Beschäftigungsbureau des Globus.

Die Sache machte mir Spaß. Ich stellte meine Betrachtungen an über diese merkwürdige Phase des New-Yorker Gesellschaftslebens und überlegte, in welchen Kreisen man wohl die Dienste solcher Leute brauchen könne und wie es diesen selbst dabei zu Mute sein müsse. — Wie lächerlich kam ich mir bei dem Gedanken vor, einmal für 15 Dollars eine solche Persönlichkeit zu mieten!

Während ich noch mit dem Brief in der Hand dastand, fuhr mir plötzlich eine Idee durch den Kopf, die mir mehr und mehr einleuchtete, sich bei mir festsetzte und sich meiner ganz und gar bemächtigte: Ich kann keinen jungen Menschen vom Globus bezahlen; aber — alles ist besser als verhungern — ich kann ein junger Mensch vom Globus werden.

Den 18. Januar.

Es ist alles abgemacht und ich stehe in Diensten des New-Yorker Globus! Nachdem ich noch zwei Tage gezögert hatte, begab ich mich heute früh in das Bureau, wo ich durch eine vergitterte Öffnung hindurch mit einem jungen Commis verhandelte. Mit kühler Ruhe und scharfem Auge schien er mich beim ersten Blick zu durchschauen und meine Lage sowie mein Begehren zu erraten. Um mich auf die einfachste Weise einzuführen, zeigte ich den Brief des Globus vor.

Er sah mich forschend an: „Ja, sehen Sie," murmelte er, „seit vorgestern haben wir dreitausend Anfragen gehabt und unsere Liste ist eigentlich geschlossen. Aber sechs Fuß — blond — hübsch — eine vornehme Erscheinung." — Er kaute nachdenklich an seinem Federstiel und sagte dann kurz entschlossen: „Wollen Sie mir gefälligst folgen!"

Durch einen düstern Gang führte er mich in ein

kleines Zimmer, wo auf einem Klavier einige Notenbücher lagen.

Neben dem Instrument stand ein kleiner schwarzer Mann, der sich die Hände rieb und sich höflich verbeugte, als wir eintraten. — Ich mußte an eine Marterkammer der Inquisition denken. Was konnte man mit mir vorhaben! —

Der Großinquisitor in Gestalt des Commis begann das Verfahren.

„Sie würden sich vermutlich nicht hier eingefunden haben,“ sagte er, „wenn Sie nicht imstande wären, den Bedingungen zu genügen, die der Globus in seinem Programm aufstellt. Wollen Sie gefälligst Platz nehmen und dieses Lied singen und begleiten!“

Es war „die letzte Rose“; ich sang mit Ausdruck und war gut bei Stimme.

„Bravo!“ rief der zweite Inquisitor, der kleine schwarze Mann, der jetzt die Sache in die Hand nahm und sich als Italiener entpuppte.

Er richtete verschiedene Fragen auf Italienisch und Französisch an mich und ich antwortete in beiden Sprachen so gut ich konnte. Dann mußte ich ernste und komische Gesänge, Trinklieder, Operettenarien und Balladen singen; ja schließlich sollte ich gar noch einen klassischen Monolog deklamieren. Da war aber meine Weisheit zu Ende, und ich gestand, daß ich nichts auswendig wisse.

„Das schadet nichts;“ ermutigte mich der Commis „es ist im übrigen sehr gut gegangen, und Sie können dem Mangel leicht abhelfen.“

Dabei händigte er mir eine Liste der beliebtesten Stücke zu ernster und komischer Deklamation ein. —

„Sehr wohl!“ versetzte ich gehorsam. Für fünfzehn Dollars per Abend hätte ich am Ende alles gethan, was nicht geradezu ein Verbrechen war.

Ich verließ die Marterkammer, zwar erschöpft, doch noch am Leben. Alsdann mußte ich meinen Namen angeben; das ließ sich nicht vermeiden. Man sicherte mir „strengste Diskretion“ zu. — Endlich verlangte man Referenzen.

Aus Vorsorge hatte ich einige Empfehlungsbriefe von bekannten Geschäftsleuten zu mir gesteckt, die ich mir zu einer Zeit verschafft hatte, als ich mich um eine Kaufmannsstelle bemühte. Diese genügten als Ausweis über meine Persönlichkeit.

So habe ich denn selbst den Kopf in die Schlinge gesteckt!

NB. Was würde wohl Morton dazu sagen, wenn er dahinter käme!

Den 20. Januar.

Gestern habe ich meine neue Rolle zum erstenmal gespielt. Ich war angewiesen worden, mich täglich um 5 Uhr nach-

mittags bereit zu halten, und um 6 Uhr erhielt ich die Botschaft vom Globus, daß ich mich gegen neun Uhr abends nach einem Hause in der 74sten Straße zu begeben hätte, um mich Herrn O. K. Slater zur Verfügung zu stellen. Es war mir ein sehr tröstlicher Gedanke, daß der Herr sowohl als die Gegend, in der er wohnte, mir gänzlich unbekannt war.

Punkt neun Uhr befand ich mich am Ort meiner Bestimmung. Das Empfangszimmer war hell erleuchtet und voller Gäste. Musik spielte zum Tanze auf, und nicht weit von der Thüre stand ein großer stattlicher Herr mit grauem Schnurrbart neben einer Dame in Balltoilette. Das waren ohne Zweifel meine Wirte, oder vielmehr, — ich war ihr Eigentum.

Was sollte ich thun — wie ihnen zu verstehen geben, wer und was ich war?! Noch stand ich zaudernd da, als ich bemerkte, daß sie mich bedeutsam anblickten. Ich schritt sogleich auf sie zu, und zu meinem größten Erstaunen redete mich die Dame aufs freundlichste bei meinem Namen an:

„Guten Abend, Herr Valentin," sagte sie, — „wie freue ich mich, Sie zu sehen!"

Auch Herr Slater begrüßte mich auf verbindliche Weise, während seine Frau sich zu einer neben ihr stehenden Dame wandte: Bitte, Madame Regel, erlauben Sie mir, Ihnen Herrn Valentin vorzustellen; wir fürch-

teten schon, er möchte verhindert sein, uns das Vergnügen zu machen.“

Während ich mich mit größtem Anstand verbeugte und unterhielt, blickte ich verstohlen nach meinen Wirten. Herr Slater fühlte sich augenscheinlich ungemütlich, als stecke er, gerade so wie ich, in einer falschen Haut. Ich fürchtete, er könnte uns noch vor Ende des Abends beide verraten. Seine Frau dagegen war hoch erhaben über solche Gefühle, denn ihr lag vor allem ihre Gesellschaft am Herzen. Bei ihr fühlte ich mich also beruhigt und geborgen, denn es war ebensowohl in ihrem Interesse wie in dem meinigen, daß jeder mich für einen regelrecht eingeladenen Gast hielt. — Ich sah bald, welchen Kurs ich zu steuern hatte, ging Herrn Slater aus dem Wege und überließ mich der Führung seiner Frau. Und doch kam mir mein Wirt wie ein guter alter Bekannter vor — die wichtige Miene, mit der er seine Gäste nach dem Büffet wies; oder bald mit dieser bald mit jener Dame auf und ab ging, — ich mußte das schon früher gesehen haben.

Was sonst an dem Abend vorging, ist mir nicht deutlich erinnerlich. Lichter, Blumen, Musik und Menschen waren da, wie bei andern Gesellschaften, doch fand ich die Toiletten nicht sehr geschmackvoll. Beim Cotillon hatte man die Einrichtung getroffen, die Paare durch das Los zu bestimmen, und jeder Herr mußte später die Dame,

welche bei diesem Tanz ihm zugefallen war, nach Hause begleiten; die Eltern zogen sich meist früher zurück, das war so Sitte im Slaterschen Kreise.

Auf mein Los fiel ein hübsches blondes Mädchen, die Tochter der Madame Regel.

Hier in meinem Tagebuch, das ja niemand zu sehen bekommt, kann ich es offen sagen: Ich machte Eindruck auf Fräulein Regel und auf alle Anwesenden — ein guter Anfang meiner Anstellung beim Globus! Es war jetzt mein Beruf, für drei Dollars die Stunde zu tanzen, die Cour zu machen und Eis und Kuchen zu essen. So wollte ich mich denn bestreben, mein Amt so gut und glänzend zu verrichten wie kein Zweiter. Der Gedanke begeisterte mich und riß mich fort! Ich wurde allen vorgestellt und war überall begehrt. In einer Pause forderte mich Frau Slater auf, zu singen; ich fand das in einer so großen Gesellschaft etwas sonderbar, that jedoch mein bestes.

Nur eines verdarb mir die Laune.

Als die Musik einmal besonders leise spielte, hörte ich zwei Diener nicht weit von mir zusammen flüstern und zwar laut genug, daß ich ihre Worte verstehen konnte:

„Ist es denn der da? Johann,“ sagte der eine.

„Ja, der an der Thüre,“ versetzte der andere, „der hübsche Mensch, der dasteht als hätte er auf der Welt nichts zu thun als zuzugucken!“ —

„Na wirklich," meinte der erste wieder, „und dafür bekommt er 15 Dollars! Das ist doch stark! Weißt du was, August, wir beide, wir haben unsern Beruf verfehlt!"

Ich hätte die frechen Burschen zu Boden schlagen können; — aber hatte ich ein Recht dazu? sprachen sie denn nicht die Wahrheit? — Ich biß die Zähne zusammen, und da mich Frau Slaters ernster Blick traf, beeilte ich mich, meiner Pflicht zu genügen, indem ich meine Dame zu Tische führte.

Als sich die Gäste verabschiedeten, kam Herr Slater auf mich zu. Er sah würdevoll aber traurig aus.

„Sie haben ihre Sache vortrefflich gemacht," Herr Valentin, sagte er mit melancholischem Lächeln, „und sind die Seele des Abends gewesen! Eine so große Gesellschaft zu unterhalten, ist ein schweres Ding; — es ist unsere erste, aber meine Frau ist so ehrgeizig! Glauben Sie, daß alles gut gegangen ist? sagen Sie mir ganz offen ihre Meinung!"

„Ausgezeichnet," versetzte ich.

Seine Art und Weise hatte etwas Geheimnisvolles, als ob wir zusammen in einer tiefen Verschwörung begriffen wären. Während er mit mir sprach, kamen mir seine Züge immer bekannter vor. Mittlerweile erschien Fräulein Regel im Hut und Mantel; ich empfahl mich daher bei meinen Wirten und brachte die junge Dame

nach Hause. Sie behandelte mich mit größter Hochachtung und forderte mich schließlich auf, sie zu besuchen. Das arme arglose Fräulein! —

Ich möchte wissen, wann ich meine Bezahlung erhalten werde! —

Den 22. Januar.

Jetzt weiß ich, wo ich Herrn Slater schon gesehen habe. Ich sprach gestern in Stewarts Magazin vor, um Handschuhe zu kaufen (mein Geld hatte ich gleich am nächsten Morgen nach der Gesellschaft bekommen), und wurde von einem der Herren empfangen, welche die Kunden im Laden herumführen.

„Sie wünschen?“ hörte ich eine gewichtige Stimme fragen.

„Handschuhe,“ erwiderte ich mechanisch. — „Dritte Abteilung, rechter Hand, auf der linken Seite!“ —

Der Ton kam mir bekannt vor — ich blickte meinen Führer an — es war Herr Slater und auch er erkannte mich wieder. Eben noch waren wir zwei selbständige Individuen gewesen — im nächsten Augenblick war es mit unserer Unbefangenheit vorbei; Herr Slater ging nach der einen Seite, ich nach der andern. Aber ich weiß doch jetzt wenigstens, wo ich ihn schon gesehen habe.

Den 27. Januar.

Eine ganze Woche lang habe ich nichts in mein Tagebuch geschrieben; mir ist zu jämmerlich zu Mute. Dies Gewerbe ist aber auch ganz entwürdigend, überall begegnen mir neue Demütigungen. Sogar den Dienern bin ich verdächtig und neulich in einer Gesellschaft folgte mir einer auf Schritt und Tritt, als ob ich ein Dieb wäre. Ich glaube zwar nicht, daß es jemand bemerkt hat, nur Morton, der auch zugegen war, beobachtete mich argwöhnisch. Wenn er etwas entdeckte und es im Klub erzählte! Der Gedanke macht mich ganz rasend! —

In einem andern Hause, wo ich komische Lieder gesungen und zwei Stunden lang den Possenreißer gespielt hatte, überreichte mir mein Wirt — ein enorm reicher, aber ungebildeter Mann — beim Fortgehen eine 25 Dollarsnote. Ich wollte sie entrüstet zurückgeben, aber er drang sie mir auf und sagte freundlich:

„Bitte, bitte, behalten Sie! Sie haben es zu famos gemacht. 15 Dollars ist gar nichts für den Spaß, und was ich genieße, will ich auch bezahlen!“

Wollte ich keine Scene machen, so mußte ich wohl oder übel das Geld behalten. — Mit meinen Finanzen steht es jetzt freilich besser als zuvor. Durch ehrliche Arbeit habe ich mir die Luxusartikel verschafft, ohne die ich nicht leben kann. Bald werde ich nun so weit sein,

daß ich die Miete bezahlen und einige meiner Rechnungen berichtigen kann. Nur geht es mir manchmal im Kopf herum, ob es auch wirklich ehrliche Arbeit ist?! —

In letzter Zeit habe ich unter andern Bekannten Morton noch mehrmals in Gesellschaften getroffen. Seine Manier wird immer unangenehmer. Neulich sagte er mir mit seinem satyrischen Lächeln:

„Aber Valentin, man sieht Sie ja jetzt überall! Ich bin immer viel in Gesellschaft gegangen, aber bei Ihnen ist das ja ganz etwas Neues; sagten Sie denn nicht, Sie wollten die Stadt verlassen?“ —

Er ist ein ganz unleidlicher Mensch! Sicherlich schöpft er Verdacht, und es freut ihn nun, mich in seiner Gewalt zu wissen und es mich fühlen zu lassen.

Den 4. Februar.

Zu allem, was ich durchzumachen habe, kommt noch das beschämende Gefühl, daß ich die Menschen überall hintergehe, wo ich mich zeige. Es läßt mir Tag und Nacht keine Ruhe. Wie arm ich auch früher war, ich brauchte nichts zu verbergen; jetzt lastet mein Geheimnis fortwährend auf mir.

Den 5. Februar.

Hätte ich mir das nur früher klar gemacht! Gestern war ich als Vierzehnter im Hause des Herrn Kurtland,

der mich vor seinen Gästen zwar höflich behandelte, mich aber dabei das Abscheuliche meiner Lage voll empfinden ließ. Er betrachtete die Sache rein geschäftlich; ich war ihm nur ein Lückenbüßer, weiter nichts. Das Haus war zwar altmodisch, aber prächtig eingerichtet; im Speisezimmer, das mit gewirkten Tapeten bekleidet ist, saßen wir auf geschnitzten Lehnstühlen um den Eßtisch herum. Ich unterhielt mich anscheinend mit der alten Dame, die ich bei einer früheren Gelegenheit kennen gelernt und jetzt zu Tische geführt hatte, aber in Wahrheit fesselte ein schönes junges Mädchen, das mir gegenüber saß, meine ganze Aufmerksamkeit. Sie hatte dunkles Haar, ausdrucksvolle braune Augen, prächtige Farbe und trug ein Kleid von sonderbar altmodischem gelbem Atlasstoff mit viereckigem Ausschnitt. Es war Herrn Kurtlands Nichte und Erbin, die bei ihm wohnt, da er Witwer ist und keine Kinder hat. Nach Tische wollte ich mich sofort zurückziehen, da Herrn Kurtlands Benehmen mein Selbstgefühl verletzte. — Das Fräulein stand am Klavier und man bestürmte sie, ein Lied zu singen.

„Meine Noten sind beim Buchbinder," meinte sie, „und ich kann nichts auswendig."

Aber ihr Onkel, der von keiner Weigerung hören wollte, holte eine alte Notenmappe hervor; Fräulein Kurtland wählte ein Duett für Sopran und Tenor, und fragte, ob einer der Herren die andere Stimme übernehmen möchte; aber

keiner konnte singen. Frau Delany, meine Tischnachbarin, sah mich an.

„Herr Valentin singt Tenor, Helene," sagte sie, „er wird dich gewiß gern begleiten."

Obgleich mir Herr Kurtland einen wütenden Blick zuwarf, der mich tief verletzte, und ich am liebsten das Haus sofort verlassen hätte, konnte ich doch dem freundlichen Lächeln nicht widerstehen, mit dem sich das Fräulein zu mir wandte und um meine Mitwirkung bat.

Ihre Stimme klang wundervoll, — ganz sympathisch. Mir war, als könne ich ihr alles anvertrauen! — Und wenn ich es nun thäte — wie würde sie auf mich herabsehen! — ich fühlte, welche Kluft uns von einander trennt, wie freundlich und herzlich sie mir auch begegnen mag — und schnell entfernte ich mich, sobald das Lied zu Ende war.

Ob ich sie wohl wiedersehe? —

Den 13. Februar.

Diese Woche habe ich Fräulein Kurtland in zwei Gesellschaften getroffen; ihr Onkel begleitet sie nie, sie geht immer mit Frau Delany aus. Ihr Wesen ist ganz reizend und gegen mich ist sie stets freundlich. Warum soll ich die Güter nicht genießen, die die Götter mir senden? — wenn ich gleich nur ein übertünchtes Grab bin! — Dieser verdammte Morton! er weicht Fräulein

Kurtland nicht von der Seite, und wenn es ihm gelingt, sie früher zum Tanz zu engagieren als ich, sieht er mich mit seinem frechen Lächeln an.

Den 15. Februar.

Mortons Bosheit übersteigt alle Grenzen! Es ist eine förmliche Qual für mich, ihn zu sehen; z. B. gestern Abend, als er mit Fräulein Kurtland sprach — gewiß über mich, denn während sie ihm zuhörte, blickte sie mehrmals erstaunt nach mir hin. Der Mensch kennt mein Geheimnis und hat mich in seiner Gewalt!

Den 20. Februar.

Ist es nicht unrecht, wenn ich Fräulein Kurtland Blumen schicke? Zuerst sollte ich doch meine Schulden bezahlen; auch wird die Täuschung nur um so ärger. Ich darf mich nicht um ihre Freundschaft bewerben und doch kann ich der Versuchung nicht widerstehen, ihr meine Bewunderung zu bezeigen! —

Den 21. Februar.

Bald muß es zu einer Krisis kommen! Gestern Abend sagte Fräulein Kurtland mit ganz unwiderstehlicher Anmut: „Aber Herr Valentin, warum besuchen Sie uns denn gar nicht? Sie sind ja seit dem Essen bei meinem Onkel nicht einmal bei uns gewesen.“

„Ich würde gewiß nicht verfehlt haben, meinen Besuch zu machen,“ erwiderte ich, „aber ich muß Ihnen gestehen, mein Fräulein, daß zwischen mir und Ihrem Onkel ein kleines Mißverständnis obwaltet, das mich von seinem Hause fern hält.“

Natürlich fügte ich noch eine Unwahrheit zu meiner übrigen Falschheit hinzu.

„Das ist keine Entschuldigung,“ meinte sie mit ihrem liebenswürdigen Lächeln, „kommen Sie nur nächsten Donnerstag — gegen 5 Uhr bin ich zu Hause, und Sie sollen auch eine Tasse Thee bekommen. Mein Onkel ist nie vor sechs Uhr zurück, und wenn Sie ihn treffen sollten, so können Sie gleich die Gelegenheit benutzen, um sich mit ihm zu versöhnen.“

Wie im Traum gab ich meine Zusage.

Da kam Morton herbei, der uns natürlich belauscht hatte und mich reizen wollte.

„Ich möchte Sie nur fragen, Fräulein Kurtland,“ begann er, „ob Sie am Donnerstag zu Hause sein werden? ich wollte Ihnen gern meine Aufwartung machen.“

Zum Glück hörte das Fräulein nicht auf ihn, da sie in dem Augenblick abgerufen wurde, aber mir riß die Geduld. Ich ergriff ihn beim Arm und sagte mit vor Zorn bebender Stimme:

„Nehmen Sie sich in Acht, — ich warne Sie, — Sie könnten leicht zu weit gehen.“ — Er warf mir einen

wütenden Blick zu, schüttelte mich ab und verließ das Zimmer.

Den 22. Februar 2 Uhr morgens.

Alles dreht sich mit mir im Kreise herum. An Schlaf ist gar nicht zu denken! Ich will aufschreiben, was sich zugetragen hat, vielleicht werde ich dann ruhiger.

Als ich gestern Abend in das Haus kam, wo ich auf Kosten meiner Selbstachtung einmal wieder zur Unterhaltung für andere dienen sollte, waren die Gäste noch nicht erschienen; nur die Wirtin, eine alte Dame mit einem Hörrohr in der Hand, befand sich in dem hell erleuchteten Raum. Vor mir war soeben ein Herr eingetreten, den ich an seinem Gang erkannte — es war Morton, mein böser Genius. Ich beschloß zu warten, bis andere Gäste kämen und blieb im Hintergrunde stehen, während sich die folgende Scene abspielte.

Morton verbeugte sich vor der alten Dame, die ihn fremd anstarrte.

„Mein Name ist Morton,“ sagte er.

Sie reichte ihm das Hörrohr und er sprach den Namen hinein.

„Horton?“ fragte sie.

„Morton,“ wiederholte er lauter.

„O ja, ich weiß schon! — Lanton!“

„Morton!“ schrie er jetzt, so laut er konnte.

Nun hatte sie ihn verstanden.

„Morton — Herr Morton, vom Bureau des Globus! — Wo ist denn aber der andere? — es sollten ja zwei sein. Gut, daß Sie da sind, — ich habe noch etwas zu besorgen.“

Damit verließ sie das Zimmer.

Morton wandte sich und stand mir gegenüber. Er sah, daß ich alles gehört hatte und ganz außer sich kam er auf mich zu.

„Sie kennen nun mein Geheimnis, Valentin; um des Himmels willen, verraten Sie mich nicht! Ich habe wohl gewußt, daß Sie Verdacht schöpften; ich bin in Ihrer Gewalt — haben Sie Mitleid mit mir! In Ihrer gesicherten und glücklichen Stellung können Sie keine Ahnung davon haben, in welcher schrecklichen Lage ich mich befinde.“

Vergebens bemühte ich mich, gelassen zu erscheinen, während er sprach; ich muß wohl totenbleich geworden sein, nach dem wachsenden Staunen zu urteilen, das ich in seinen Mienen las. — Da trat die alte Dame wieder ein.

„Ach, da ist ja der andere,“ sagte sie, „er heißt Valentin, also das ist in Ordnung.“ Sie ging an uns vorbei, um mehrere Gäste zu empfangen und Morton starrte mich einen Augenblick schweigend an; dann nahm er sich zusammen und flüsterte mir mit heiserem Tone

zu: „Wir sind also quitt! Ich bin in Ihrer Gewalt, aber Sie auch in der meinen. Hüten Sie sich vor mir!“

Den Abend über vermieden wir einander zu begegnen; — aber wie soll das enden? — Morgen suche ich Fräulein Kurtland auf; ich habe mich entschlossen, ihr alles zu gestehen. Vielleicht wird sie deshalb nicht schlechter von mir denken. Hat nicht die Königin ihre Liebe für Ruy Blas bewahrt, selbst nachdem sie wußte, daß er ein Lakai war?

Was für thörichte Träume sind das! —

Den 23. Februar.

Nun ist alles zu Ende! — Ich fand heute Nachmittag Fräulein Kurtland allein zu Hause. Das flackernde Kaminfeuer in dem kleinen düstern Zimmer warf seinen Wiederschein auf ihre schönen Züge. Sie bemerkte bald mein ängstliches gezwungenes Wesen und fragte mich nach der Ursache. Ihre Freundlichkeit raubte mir alle Fassung.

„Fräulein Kurtland,“ sagte ich, „es drängt mich, Ihnen zu gestehen, daß ich Sie getäuscht habe, — daß ich nicht bin, wofür Sie mich halten.“

„Wie soll ich das verstehen?“ fragte sie bestürzt.

„Zuerst geben Sie mir die Versicherung, daß, was ich Ihnen auch zu sagen habe, Sie mir Ihr ferneres Wohlwollen schenken werden, und mir glauben, wenn ich

Ihnen beteuere, daß ich Sie nicht absichtlich getäuscht habe, — daß ich es bitter bereue."

„Sie können sich darauf verlassen," versetzte sie und sah mir frei ins Gesicht.

In kurzen Worten erzählte ich ihr nun alles, was sich seit meinem ersten Besuch im Bureau des Globus zugetragen hatte. Sie hörte mir ernsthaft zu, blickte mich dann aber wieder freundlich an.

„Was Sie mir sagen," meinte sie, „enthält nichts Ehrenrühriges (obgleich Sie sicherlich eine bessere Beschäftigung finden können) und ich will Ihnen meine Freundschaft nicht entziehen; es freut mich, daß dem so ist, denn Herr Morton that gestern Abend einige Äußerungen über Sie, die mich fürchten ließen . . ."

Das war zu viel! ich unterbrach sie — —

„Morton!" rief ich, „der ist der letzte Mensch, der es wagen sollte, etwas gegen mich vorzubringen!"

„Wie so?" fragte sie erstaunt.

„Sprechen wir nicht davon," versetzte ich, „was geht mich Morton an, wenn Sie mir nur noch freundlich gesinnt sind!"

„Das bin ich," erwiderte sie und reichte mir ihre Hand, die ich an meine Lippen drückte. — Im selben Augenblick traten zu verschiedenen Thüren Herr Kurtland und Morton ein. Ersterer stand starr vor Überraschung, aber letzterer kam sogleich auf mich zu.

„Wie dürfen Sie wagen," — knirschte er; „ich werde Sie in Ihrem wahren Lichte zeigen!"

Seine Frechheit brachte mich außer Fassung.

„Morton," sagte ich leise aber fest, „da wir in gleicher Lage sind, so bedenken Sie, was Sie sprechen!"

Fräulein Kurtland hatte meine Worte gehört; sie blickte Morton scharf an.

„O, nun verstehe ich," entfuhr es ihren Lippen. Morton sah, daß er zu weit gegangen war, er wurde bleich, murmelte etwas von einer dringenden Verabredung, verabschiedete sich schnell von Herrn Kurtland und verließ das Zimmer. — Letzterer hatte sich unterdessen von seinem Staunen erholt.

„Was soll Ihre Unverschämtheit bedeuten?" rief er und trat auf mich zu. „Helene," fuhr er fort, sich zu seiner Nichte wendend, „weißt du, wie ich zuerst die Bekanntschaft dieses Menschen gemacht habe? — Ich habe ihn gemietet — gemietet im Beschäftigungs-Bureau des Globus, um einen leeren Platz an meinem Mittagstisch zu füllen. Ich glaubte, du würdest ihn nie wiedersehen, sonst hätte ich dich vor ihm gewarnt; auch verließ ich mich auf sein Anstandsgefühl, aber darin habe ich mich getäuscht. — Man hat mir für Ihre Ehrenhaftigkeit garantiert, mein Herr; zwar haben Sie mein Silberzeug nicht eingesteckt, aber etwas weit Schlimmeres begangen. Ich werde sofort im Bureau des Globus über Sie Be-

schwerde führen; aber zuerst verlassen Sie dies Haus!" Er holte tief Atem.

„Lieber Onkel," sagte Fräulein Kurtland in ruhigem Ton, „Herr Valentin hat mir soeben dies alles selbst mitgeteilt; er ist nur gekommen, weil ich ihn darum gebeten habe."

Allein Herr Kurtland war taub gegen alle Erklärungen und wiederholte nur immer, er werde mich beim Globus anzeigen. Mir blieb keine Wahl; ich warf dem Fräulein noch einen Blick voll Dankbarkeit zu und verließ das Haus.

Zweierlei dient mir zum Trost: erstens, daß ich Fräulein Kurtlands Vertrauen nicht verloren habe, und dann, daß Morton ebenso übel daran ist, wie ich, oder vielmehr — noch schlimmer.

Soeben erhalte ich meine Entlassung vom Globus. Mir ist ein Stein vom Herzen, daß ich aus dieser Dienstbarkeit befreit bin; aber ich stecke so tief in Schulden wie früher und was soll in Zukunft aus mir werden?

Den 24. Februar.

Ein Licht dämmert an meinem dunklen Horizont auf! Fräulein Kurtland schickt mir soeben ein Billet, um mir zu sagen, daß sie ihren Onkel durch ihre Vorstellungen besänftigt habe und mir sein Haus wieder offen stehe, da

ich nicht mehr in Verbindung mit dem Globus sei; auch sei sie dessen versichert, daß ich in Zukunft eine bessere Beschäftigung finden werde.

Dabei fällt mir wieder Ruy Blas und die Königin ein! Mir ist zu Mute wie Ruy Blas, der wieder vom Tode erstanden ist — nur daß meine Königin unverheiratet ist! —

Wiedergefunden.

Von J. S. Dale.

I.

Der große Pasterzen-Gletscher erstreckt sich siebzehn Meilen lang vom westlichen Österreich bis nach Kärnten hinein. Seine Geburtsstätte liegt in den obern Regionen des Hochgebirges, den Gefilden des ewigen Schnees; die Eismassen folgen der starken Bodensenkung abwärts, und wo sie anfangen blasig zu werden, beginnt die Bewegung des Gletschers. Keine Macht der Welt kann sein Vorrücken hemmen, mit unwiderstehlicher Gewalt schiebt er die aufgetürmten Felsblöcke vor sich her. Was von Gesteinstücken auf ihn herabfällt, trägt er mit fort; was in seinen Tiefen ruht, bewegt sich thalabwärts, und den unebenen Erdboden reibt und schleift er ab, bis er zur polierten Fläche wird. Die Bewegung, wie langsam sie auch vor sich geht, verwandelt die feste Eismasse in wellenförmige Hügel, macht sie zur zähen Flüssigkeit, die

sich fächerartig ausbreitet, oder zertrümmert sie in ein Gewirre mächtiger Eisnadeln. Die neuen Gestaltungen entstehen dabei so allmählich, das Fortrücken geschieht so still und unmerklich, daß der kleine unruhige Mensch, der alles durchforschen und ergründen will, viele tausend Jahre auf Erden gelebt hat, ehe er auch nur gewahr wurde, daß sich der Gletscher bewegt.

In unserer Zeit freilich weiß man viel davon zu erzählen: die Gelehrten stellen durch die genauesten Messungen die Gesetze der Geschwindigkeit fest; Touristen mit Bergschuhen, Alpenstöcken und starken Seilen überspringen die Schrunden und Risse, lassen sich von den Führern berichten, wie weit der Eisstrom den oder jenen Block mit fortgeführt hat und wundern sich über die kurze Strecke und die lange Zeit. Wenn sie dann nach dem Gletscherbesuch abends hungrig und müde zu den Freunden heimkehren, bezahlen sie den gefälligen Führer und wissen Wunder zu berichten von ihren kühnen Thaten droben in der Schnee- und Eiswelt. Unterdessen sinkt draußen die Nacht herab, durch die von Uralters her der silberweiße Glanz des Gletschers leuchtet. Der Mond geht auf und unter, während bei seinem Licht der Gletscher ohne Rast aber lautlos weiter rückt auf seiner Bahn, gleich einer nach Aeonen zeigenden Weltenuhr.

— — — — — — — — — — — —

Eine junge Engländerin mit blondem Haar und

glückstrahlenden Augen — sie hieß Mrs. Knollys — befand sich auf der Hochzeitsreise. Sonniges Lächeln spielte ihr um den lieblichen Mund, und in Kinn und Wangen kamen alle Grübchen zum Vorschein. Die süßen Blicke und freundlichen Mienen galten allein ihrem Charles, und seine Augen erwiederten die holde Sprache beredter, als Worte vermocht hätten. Charles war groß und stark gebaut und der erste Flaum sproßte ihm noch um das Kinn, trotz seiner Baßstimme. Die Beiden saßen zwar nicht dem Überfluß im Schoße, hatten aber reiche Hoffnungen. Er war in einem Regierungsbureau angestellt und hegte die besten Erwartungen für seine Zukunft. Sein wohlwollender Vorgesetzter hatte ihm einen sechswöchentlichen Urlaub bewilligt, damit er Hochzeit halten, mit seiner Auserwählten in die Alpen reisen und sein junges Glück genießen könne. Die Beiden waren selig miteinander, wie im Himmel, und selbst der phlegmatische Kutscher des bescheidenen Einspänners, in dem sie über die Berge fuhren, schielte zuweilen nach der „schönen Engländerin“, die sich nur wenig um die Wunder der Alpenwelt zu kümmern schien. War doch ihr Charles all' ihr Glück und sie das seine! Mary Knollys zählte noch nicht achtzehn Jahre und Charles einundzwanzig; ihr Leben war bisher in ruhigem Gleichmaß verflossen: eben war sie noch ein kleines Mädchen gewesen und dann auf einmal — so schien es ihr — Charles Knollys Weibchen; was

dazwischen lag, bis sie Charles kennen lernte, kam ihr alles inhaltslos vor. Übrigens spreche ich von einer längst vergangenen Zeit. Fünfundvierzig Jahre sind seitdem verflossen; denn als sie letzten Sommer zum zweitenmal nach den Alpen reiste, war sie dreiundsechzig Jahre alt. —

Von der Höhe des Schafbergs sah das junge Paar zum erstenmal auf die Riesenberge, die diesen herrlichen Aussichtspunkt umgeben. Sie saßen zwischen den Alpenrosen hinter einem Ginsterstrauch, um die Sonne untergehen zu sehen. Sie sprachen nicht von der Schönheit der Landschaft und der Abendbeleuchtung, wie wohl Liebende heutzutage pflegen: Mrs. Knollys sah ihren Gatten an und plauderte mit ihm von dem kleinen Landhaus in Surrey, wo ihr eigener Herd stehen sollte, und wo alle die kleinen Schnitzereien nnd Stickereien, die sie unterwegs gekauft hatten, sich allerliebst ausnehmen würden. Die ganze Farbenpracht der untergehenden Sonne war an den Beiden recht verschwendet, denn bei ihren Zukunftsträumen merkten sie kaum, was um sie her vorging. Es wurde dunkler, allmählich verstummte ihr Geplauder, und die Nacht war schon hereingebrochen, als sie den Heimweg antraten. Über dem Großglockner ging gerade der Mond auf und warf sein Silberlicht auf Marys Antlitz, die an ihres Gatten Schulter gelehnt, seliglächelnd emporblickte.

Drei Tage später, als sie zusammen den Pasterzen-Gletscher auf halber Höhe überschreiten wollten, stürzte Charles Knollys in eine Eisspalte und verschwand spurlos vor ihren Blicken.

II.

Dieser Unglücksfall ist allgemein bekannt. Aber ich weiß noch einiges von der trostlosen Wittwe zu berichten, die eben noch ein harmloses Kind, eine glückselige Braut, gewesen war: Sie weigerte sich, Heiligenblut zu verlassen; ach, im ersten Augenblick hatte sie kein anderes Verlangen gefühlt, als sich dem Geliebten nach in die blaue Tiefe zu stürzen. Dann saß sie Tag für Tag trockenen Auges am Rande des bodenlosen Abgrunds und starrte hinab; man gab ihr damals stets einen Führer zur Begleitung, aus Furcht, sie möchte sich ein Leid anthun. Ihre Tante war aus England herbeigeeilt, — der Sommer verging, die Herbststürme kamen, aber keine Macht der Erde vermochte sie von dem Platz wegzubringen, wo sie ihren Charles zuletzt gesehen.

Den größten Schmerz, der sie nach ihrem entsetzlichen Verlust treffen konnte, brachte ihr die Kunde, daß der Leichnam nicht wieder aufzufinden sei. Man wagte lange nicht, ihr diese Hoffnung zu rauben. Es wurden scheinbare Versuche mit Leitern und Stricken angestellt, ja einige der starken gutmütigen Führer stiegen selbst in

die Spalte hinab und kamen erst nach einer Stunde wieder zum Vorschein, um sie bei dem Glauben zu erhalten, als suche man nach dem Verunglückten. Mary starrte den Männern nach in den Abgrund — folgen konnte sie ihnen nicht, wie sie so sehnlich wünschte — und das war gut, denn der treue Kaspar ließ sich nur etwa hundert Ellen am Seile hinab und hackte sich eine Nische im Eise aus. Dort stand er und lauschte, ob er nicht die Wasser der Tiefe gurgeln höre, und rauchte dabei seine Pfeife, damit die Zeit schneller verging.

Sie erfuhr die Wahrheit zuerst von Doktor Zimmermann. Nicht etwa, daß der gute Doktor sie ihr absichtlich verraten hätte! — Er war gerade mit tiefen wissenschaftlichen Untersuchungen über Ursprung und Bewegung der Gletscher beschäftigt und suchte Beweise für seine Theorien. Zu diesem Zweck war er auch nach dem Pasterzen-Gletscher gekommen, um ihn zu durchforschen; und als er eines Morgens nachdenklich darauf herumschlenderte, war er in die Nähe der Spalte gerathen, an welcher Mrs. Knollys saß. Da die Dame dem Doktor kein wissenschaftliches Interesse bot, so schenkte er derselben keine Aufmerksamkeit; er nahm aus der Westentasche eine Bleikugel, die er selbst gegossen und mit seinem Namen und einer gelehrten Inschrift versehen hatte, und ließ sie mit wohlgefälligem Lächeln in den Abgrund fallen. Mrs. Knollys stieß einen leisen Schrei aus — einige Sekunden

lang schlug die Kugel beim Fallen an die Seiten der Spalte an, dann wurde der Ton schwächer — aber daß sie auf den Boden auffiel, war nicht zu hören. „So, die sehe ich in meinem Leben nicht mehr", brummte der Doktor vor sich hin; „hoffentlich aber meine Gegner, die dann vielleicht Vernunft annehmen".

Als er sich umwandte, stand Mrs. Knollys vor ihm, bleich wie der Tod. Zimmermann schrack zusammen und ließ in der Verwirrung seinen besten Minimal-Thermometer aus der Hand gleiten, der ebenfalls in der Tiefe verschwand.

„Sie sagen", stieß Mrs. Knollys heraus, „Sie sehen sie nie wieder?!"

„Verehrteste", entgegnete der Doktor und nahm den Hut ab, „wie sollte sie wieder zu erlangen sein, da nach meiner Berechnung die Entfernung von der Oberfläche bis zum Gletscherboden mindestens 1660 Meter betragen muß?"

„Man stellt doch aber Versuche an", versetzte Mrs. Knollys mit schwacher Stimme, „man hat mir doch gesagt, es sei Hoffnung vorhanden, ihn wieder zu erlangen! Oh", schluchzte sie, und blickte wie flehend zu dem Doktor empor, der ihr so alt und ehrwürdig erschien, daß sie Vertrauen zu ihm faßte, „gewiß, gewiß, ich muß ihn wiederfinden".

Professor Zimmermann, einzig und allein mit seinem

wissenschaftlichen Problem beschäftigt, hörte nur das letzte Wort der Fremden. „Wiederfinden? — Ja Madame“, — sagte er, „wenn ein Körper in die Gletscherschrunde fällt, so wird er durch die Bewegung des Stromes — die zu unterst langsamer ist, als auf der Oberfläche — vom Eise bedeckt. Wären wir auch imstande, bis zur tiefsten Stelle des Gletscherbodens zu gelangen, so würde doch — —“

Der Führer hatte nicht weit von Mrs. Knollys gestanden. Er hörte jetzt ihren leisen Aufschrei, kam herbeigeeilt und fuhr zornig auf den alten Professor los, der ihn verwundert anstarrte. „Gott wird mir beistehen!“ seufzte die arme Frau, als sie matten Schrittes am Arm des Führers hinabwankte.

Zimmermann verstand diese Bemerkung ebenso wenig, als das Interesse, das die Dame seinen gelehrten Entdeckungen widmete. Als er abends im Gasthause Mrs. Knollys mit geröteten Augen wiedersah und des Auftritts am Nachmittag gedachte, erkundigte er sich nach ihr beim Wirte. Dieser hatte schon durch den Führer von dem Zusammentreffen gehört, und sobald ihm Zimmermann seine Äußerung über den fallenden Körper wiederholte, rief er zornig: „Wie dumm! wissen Sie denn nicht — es war ja ihr Mann!“ — Der Professor fiel vor Schreck beinah vom Stuhl, und der besorgte Wirt lief die Treppe hinauf, um nach der armen

fremden Dame zu sehen. Er fand sie nach der ersten Erschütterung zwar etwas ruhiger, doch ließ sich nun die schmerzliche Wahrheit nicht länger verhehlen. Zu ihrer Bemerkung, daß der Versuch, ihren Charles aufzufinden hoffnungslos sei, konnte der Wirt nur traurig mit dem Kopfe nicken, und die Führer waren derselben Ansicht. Spurlos war der junge Gatte von der Erde verschwunden, als wäre sein Leichnam verbrannt und die Asche in alle Winde gestreut worden. Nur jenseits des Grabes — wo Dr. Zimmermanns Forschung nicht hinreichte — konnten sich die verwandten Geister, die liebenden Seelen wieder vereinigen. Die irdische Erscheinung aber lebte nur noch in der Erinnerung der trostlosen Witwe, die allmählich zu der Gewißheit kam, daß sie ihren Charles nie wiedersehen werde.

Sie entschloß sich nun endlich, den Ort zu verlassen und nach England zurückzukehren. Ihre Kräfte schwanden zusehends dahin und die gebrochene, schwarzverhüllte Gestalt, die mit der Tante den Reisewagen bestieg, war nur noch der Schatten von Mrs. Knollys. Der Wirt und sämtliche Führer standen barhaupt und schweigend unter der Thüre, als die schwer Geprüfte nun davonfuhr.

III.

Nachdem der Doktor des Wirtes Antwort gehört, saß er lange regungslos da und starrte durch seine Brillen-

gläser nach der Wand. Dann schlug er sich mit der Hand vor die Stirn, murmelte: „Ja, wahrhaftig, ich bin ein rechter Dummkopf!“ nahm Hut und Stock und verließ mit einem tiefen Seufzer das Zimmer. Bis zur späten Nachtzeit wanderte er am Rande des Gletschers umher. Hatte nicht die Engländerin gesagt, man hoffe die Leiche wiederzufinden? Er stand lange bei dem Zelt, in dem er seine Meßinstrumente aufbewahrte, und betrachtete dann die beiden Eisenstäbe, von denen er den einen in den Gletscher selbst, den andern in den Felsen getrieben hatte, um die Bewegung zu messen. Er visierte genau und entdeckte seit gestern eine kleine, fast unmerkliche Veränderung. „Ja, ein rechter Dummkopf!“ wiederholte er; „noch dümmer als meine Gegner; — sie leugnen, daß der Gletscher vorwärts rücke; ich weiß, daß es so ist, und schwatze solches Zeug! —“

Er vermochte den Anblick der jungen Witwe nicht zu ertragen und kehrte den ganzen nächsten Tag nicht in das Gasthaus zurück. Einen Monat noch blieb er in Heiligenblut bei seinen Forschungen und kümmerte sich wenig darum, daß die Führer ihm nur einen frostigen Gruß gönnten, wenn sie ihm bei ihren Gletscherfahrten oder Gemsjagden begegneten. Auch im folgenden Sommer kehrte er zurück, um an Ort und Stelle die große Streitschrift zu verfassen, mit der er seine Gegner zu Boden schmettern wollte.

Mrs. Knollys war indessen in das kleine Landhaus in Surrey eingezogen. Uneröffnet standen die Kisten und Kasten, die sie von der Reise mitgebracht, in der Bodenkammer; die Wohnung wurde nicht eingerichtet und blieb kahl und leer, wie Charles sie zuletzt gesehen. Sie wollte keine Veränderung und fühlte sich außer Stande, die Pläne, an denen sie sich gemeinsam erfreut, nun allein auszuführen. Selten verließ sie das Haus: sie hätte doch keinen Ort finden können, wo sie sich ihm näher fühlte. Läge er im sonnigen Winkel des Kirchhofs unter einem grünen Hügel gebettet, den sie mit Blumen schmücken, mit ihren Thränen benetzen könnte, es hätte ihr Trost gewährt, dort zu sitzen und der Zeit zu gedenken, da sie neben ihm still im Grabe ruhen würde. Sie wären dann nur für dies kurze Leben getrennt gewesen, jetzt schien es ihr oft, als seien sie auf immer geschieden!

Zu Ende des nächsten Sommers erhielt sie einen Brief aus Heiligenblut. Er kam von Dr. Zimmermann, der ihr in einem eigentümlichen Gemisch von rücksichtsloser Wissenschaftlichkeit und zarter Schonung mitteilte, wie er ein ganzes Jahr lang den Schauplatz des Ereignisses aufs sorgfältigste untersucht habe. Er sprach von der Erosionsthätigkeit des Sommers, von der Wirkung der Grundwasser, der unaufhaltsamen Bewegung des Gletschers und seinen Messungen derselben, und schloß

damit, er könne ihr die Versicherung geben, daß ihr Gatte wieder aufgefunden werden würde und zwar nach Verlauf von fünfundvierzig Jahren. — Nach fünfundvierzig Jahren — der Professor setzte seine Ehre als Gelehrter zum Pfande — werde der Gletscher den Toten herausgeben, und sie möge kommen, ihn zu empfangen.

Auf diesen Brief hin wurde Mrs. Knollys ruhiger: Der Wunsch zu leben erfüllte sie jetzt von neuem, — erfüllte sie die langen Jahre hindurch, um ihren Charles noch einmal wiederzusehen. Sie begann sich in ihrem kleinen Hause einzurichten, es mit den Schätzen der Hochzeitsreise auszuschmücken und jedem der kleinen Andenken den Platz anzuweisen, für den es bestimmt gewesen und wo Charles ihr gesagt hatte, daß es am besten hinpasse. Sie vergoß wohl viele Thränen dabei, aber es waren Thränen der Wehmut, die ihr gepreßtes Herz erleichterten.

Ich lernte sie zuerst kennen, als sie im mittleren Alter stand: die Jahre waren zwar nicht spurlos an ihr vorüber gezogen, doch machte sie nicht den Eindruck einer Wittwe; sie schien ein liebendes Mädchen, das der Rückkehr des fernen Bräutigams harrt. Seit sie des Professors Brief erhalten, war ihr Gatte für sie nicht tot, denn sie sollte ihn ja einst wiedersehen!

Ihr Leben war nicht liebeleer; sie gewann aller Herzen. Jung und Alt suchte und fand bei ihr Teilnahme in Freud und Leid. Überall war sie willkommen;

schon ihre bloße Gegenwart verscheuchte Haß und Streit, und ein Friedenshauch wehte an dem häuslichen Herd, an welchem der Gatte ach! niemals Platz genommen. Wie auch die Jahre kamen und gingen, ihr Charles blieb für sie all ihr Sinnen und Denken, wie in dem kurzen Wonnemond ihres Glücks.

Zwei Ereignisse standen im Mittelpunkt ihres Lebens — das eine gehörte der Vergangenheit, das andere der Zukunft. Den Verlust hatte sie überlebt — nun lebte sie für den Augenblick des Wiederfindens. Sie beschäftigte sich gern mit ernsten Studien und suchte Nahrung für Geist und Gemüt; sie kannte die Tiefen des menschlichen Schmerzes und die unzerstörbare Kraft der Hoffnung. Ihr Herz blieb jung, wenn auch ihr Haar mit der Zeit bleichte; ihre Züge veränderten sich wohl, nur der Ausdruck blieb, wie ein Wiederschein des letzten Lächelns, mit dem ihr Gatte sie angeblickt, ehe sein Fuß ausglitt und er im Abgrund verschwand. — Wie deutlich sehe ich sie noch vor mir die liebe freundliche — Mary Knollys.

Die Menschen blicken oft in die Zukunft, vielleicht auf mehrere Jahre hinaus, und es wird ihnen schwer, nur so lange auf einen lebenden Freund zu warten — sie werden des Harrens müde: Mary Knollys aber wartete fünfundvierzig Jahre lang auf einen Toten. Er lebte mit ihr fort, schien ihre Freude, ihren Kummer zu teilen, und sein Geist reifte in ihren Gedanken mit dem

ihrigen. So konnte es nicht fehlen, daß er auch an Jahren mit ihr zu altern schien und sie ihn als erfahrenen und hochbetagten Mann neben sich am häuslichen Herde zu sehen glaubte. Gemeinsam gedachten sie dann der Tage ihrer goldenen Jugendzeit, da das Leben sich noch reich an Glanz und Hoffnung vor ihnen ausbreitete. Sie sprach nie von diesen Träumen, aber sie standen ihr fort und fort vor der Seele.

In dem kleinen Kirchhof in Surrey standen auf einem einfachen Gedenkstein die Worte: „Charles Knollys" — sonst nichts, sogar das Datum fehlte. Der Stein war jetzt altersgrau und mit Moos bewachsen, denn vierzig lange Jahre waren darüber hingezogen. Mary Knollys ging schon längst nicht mehr hinaus, um die Inschrift zu lesen, sie wartete bis sie sich nach Kärnten aufmachen würde, wie damals auf der Hochzeitsreise — um ihren Charles heimzuholen.

So floß ihr Leben dahin, während im fernen Lande der Gletscher vorwärts rückte, langsam, aber unaufhaltsam — und sie wartete, bis ihre Zeit gekommen war.

IV.

Zwei Fremde verbrachten den Sommer des Jahres 1882 in dem kleinen Dorf Heiligenblut; ein junger deutscher Gelehrter mit langem Haar und großer Brille, und eine englische Dame von hoher, etwas gebückter Gestalt

und sanften ausdrucksvollen Zügen; ihr Haar schimmerte silberweiß unter dem langen schwarzen Schleier.

Die Lebensgewohnheiten der beiden glichen sich merkwürdig: Jeden Morgen, wenn das Sonnenlicht am tiefsten in die Eisspalte des großen Pasterzen-Gletschers hineinleuchtete, wanderten sie dahin, saßen über eine Stunde am Rande des Abgrunds und starrten hinab. Keiner wußte, was den andern hinauftrieb. Die Dame kehrte am Nachmittag stets auf eine Stunde zurück — der Gelehrte nicht: er wußte, daß er das Morgenlicht zu seinen Forschungen brauche.

Der alte Professor Zimmermann war längst tot, und der junge Gelehrte, sein Sohn, war hierher gekommen, um nach dem letzten Willen seines Vaters hier den schlagenden Beweis für alle seine Theorien zu finden, die er kurz vor seinem Tode in einer berühmten Schrift veröffentlicht hatte. Er hatte es seinem Sohn zur heiligen Pflicht gemacht, sich im Sommer 1882 nach dem Pasterzen-Gletscher zu begeben, wo er eine Bleikugel finden würde, die seines Vaters Namen und eine gelehrte Inschrift trug. Sie sollte für die Wahrheit seiner wissenschaftlichen Entdeckungen ein glänzendes Zeugnis ablegen und seine Gegner auf immer vernichten.

Die Dame und der Gelehrte wechselten nie ein Wort mit einander.

Niemand hätte wohl in der würdigen Matrone die reizende junge Frau wiedererkannt, die fast vor einem halben Jahrhundert die Stätte besucht hatte, — selbst der Wirt nicht; aber auch der war lange tot. — Ihr war, als sei ihr Erdenleben vorüber, als weile sie in einer andern Welt und doch war es die alte — die verlorene Welt ihres jungen Glücks — da war ja noch die Gletscherspalte, in die er gestürzt war, und die ewigen Eisberge erhoben ringsumher ihre Riesenhäupter wie damals.

Die Freunde, die Mrs. Knollys auf der Reise begleiteten, blieben im Gasthaus zurück. Nur ein alter Führer, der sich ihrer noch erinnerte, bot sich ihr zum Gefährten an und folgte ihr jeden Morgen zum Gletscher, wo er in einiger Entfernung wartend saß; am Nachmittag ging sie allein. Unverwandten Blickes starrte sie in die krystallene Tiefe hinab, als müsse sie drunten des Gatten Antlitz erblicken.

Eines Abends war es ihr, als sähe sie einen Geist: bei dem letzten Strahl der Abendsonne tauchte unter dem bläulichen Eise ein Antlitz auf, das nach oben blickte. Sie glaubte die blonden Locken ihres Charles zu erkennen, das Lächeln in seinen Zügen, mit dem er damals verschwunden war. Es konnte nur ein Spiel ihrer Phantasie sein! Beim Mondlicht ging sie wiederum zum Gletscher und am Morgen beim ersten Tagesgrauen.

Sie hatte mit niemand von der Erscheinung gesprochen; kein Mensch wußte, daß sie das Haus verließ, aber der alte Führer traf sie vor der Thüre und folgte ihr schweigend von weitem.

Die Sonne war noch nicht aufgegangen; lange saß sie am Rande des Gletschers und lauschte auf das Rauschen der Wasser zu ihren Füßen. Beim ersten Tageslicht meinte sie wieder das geisterhafte Antlitz zu erblicken, und als die Sonne im Osten über die Berge stieg, hörte der Führer einen lauten Schrei. — — Vor seiner Gattin lag Charles Knollys, das Gesicht kaum merklich bleich, auf den Lippen das schwache Lächeln, wie es ihr stets in der Erinnerung vorgeschwebt hatte — fünfundvierzig Jahre lang. Unverletzt, still und wohl bewahrt lag da in dem spiegelklaren Eise — o Gott! — nicht ihr Charles, mit dem sie weiter gelebt hatte, den sie im Herzen getragen, der mit ihr alt geworden war und den sie hier zu finden gehofft — nein, ein zwanzigjähriger Jüngling in süßem Schlaf, ein Geist aus der längst versunkenen Welt einer fernen Vergangenheit, den der Gletscher in unverwelklicher Jugend erhalten hatte! Der Rock mit dem altmodischen Schnitt, wie man ihn vor fünfzig Jahren getragen, die blauen Augen weit offen, die freie klare Stirn — so lag ihr junger Gatte vor ihr, und sie trat zu ihm hin in weißem Haar mit faltiger Stirn und gebückter Gestalt. Sie lebte — er war tot und ein

Altersunterschied von zweiundvierzig Jahren lag zwischen ihnen.

Da endlich brach der lange verhaltene Thränenstrom hervor und sie beugte ihr weißes Haupt zur schneebedeckten Erde. — Der Führer kam mit der Eishacke herbei und begann seine Arbeit; die Gattin lag weinend am Boden und der lächelnde Jüngling schaute unter dem durchsichtigen Eisesschleier mit offenen Augen zu ihnen auf.

Daß der Professor die Kugel wiedergefunden und sein Ruhm die gelehrte Welt in Staunen gesetzt hat, leidet keinen Zweifel. Hier ist aber nicht der Ort, von seinen Theorien über die Bewegung der Gletscher zu berichten und der unveränderten Temperatur zu gedenken, die der verlorene Thermometer seines Vaters aufgewiesen. Das steht alles anderswo zu lesen!

Ich weiß nur noch zu sagen, daß auf dem englischen Kirchhof sich jetzt zwei Gräber erheben, in denen unter einem Denkstein Charles und Mary Knollys ruhen. Der einundzwanzigjährige blondlockige Jüngling schläft dort neben der dreiundsechzigjährigen Greisin. Aber sollte es nicht einen Ort geben, an dem beide, die auf Erden getrennt waren, in gleicher Jugend wieder vereinigt sind? — Wer kann das sagen? Wer weiß eine Antwort auf die Frage? — Und doch vermag alle Weisheit der Philosophen nicht zu beweisen, daß diese Hoffnung trügt.

Der große Pasterzen-Gletscher aber rückt immer noch langsam weiter samt Felsen und Gestein in ungehemmter Bewegung und immer noch fällt im bleichen Licht der ewigen Sterne des Großglockners Riesenschatten auf sein glänzendes Antlitz.

Ein Seegeheimnis.

Von Brander Matthews.

I.

An einem Sonntag Morgen nach Frühlingsanfang brachten die Newyorker Zeitungen unter den Schiffsnachrichten die Anzeige, daß die „Patagonia“ Tags zuvor von Liverpool abgefahren sei, mit siebenundachtzig Passagieren der ersten Kajüte, zweihundertelf im Zwischendeck und einer Sendung von hunderttausend Pfund Sterling in Gold an Bord.

Die „Patagonia“ war ein altbewährtes Fahrzeug einer vielbenutzten Dampferlinie und machte nun schon seit Jahren alle fünf Wochen ihre regelmäßige Fahrt von Liverpool nach Newyork. Gewöhnlich zehn Tage, nachdem sie den Mersey verlassen hatte, traf sie bei Sandy Hook ein und war spätestens Dienstag Nachmittag im Hafen; aber diesmal verging der Dienstag, auch der Mittwoch, und die „Patagonia“ war noch immer nicht da!

Das Publikum machte sich über die Verspätung durchaus keine Sorgen; es können auf dem Ozean so viele kleine Zwischenfälle vorkommen, welche die Fahrt verzögern, und man wußte, daß das Schiff vollkommen seetüchtig war und unter der Leitung eines trefflichen Kapitäns stand.

Überdies war die öffentliche Aufmerksamkeit gerade von wichtigeren Dingen in Anspruch genommen, als der etwas verzögerten Ankunft eines Dampfschiffes, denn eben verbreitete sich die Nachricht von dem betrügerischen Bankerott eines großen Bankgeschäfts, das in seinen Fall eine Menge kleiner Häuser mit hineingezogen hatte, unter andern eine Lebensversicherungsbank und eine Sparkasse. Der Geldmarkt begann zu schwanken, die Aktien fielen bedeutend und die ganze Börsenwelt geriet in Schrecken, da die Hiobsposten sich täglich mehrten. Kein Wunder, daß unter solchen Umständen die Verspätung der „Patagonia“ wenig Aufsehen erregte.

Als aber das erwartete Schiff endlich eintraf, entstand ein Gerücht, das noch weit größere Aufregung hervorrief, als alle Schreckensnachrichten der letzten Tage: Unweit der Bank von Neufundland war die „Patagonia“ von einem Seeräuber angehalten und geplündert worden!

Erst in der Freitagsnummer brachten die Zeitungen als große Tagesneuigkeit die mit Ungeduld erwarteten

Einzelheiten des seltsamen und in unserm neunzehnten Jahrhundert unerhörten Vorfalls: Die Fahrt der „Patagonia“ war glücklich von statten gegangen, und am Sonnabend Nachmittag sahen die Passagiere, unter denen mehrere bekannte Persönlichkeiten waren, ihrer Ankunft zu Anfang der Woche entgegen; man befand sich unter dem 45° 32′ n. Breite und dem 50° 28′ w. Länge, als am Backbord ein Schiff in Sicht kam. Es war ein langes, ganz schwarzes und unheimliches Fahrzeug, das augenscheinlich auf die „Patagonia“ gelauert hatte, denn, sobald es von ihrer Identität überzeugt war, steuerte es ihr in den Kurs, gab einen Schuß ab, und hißte das Signal Q. H. auf, was so viel bedeutet als: „Halt! ich habe eine Mitteilung zu machen.“

An Bord der „Patagonia“ entstand durch das befremdliche Ereignis die größte Bestürzung, die sich noch erhöhte, als der Fremdling abermals feuerte und ein zweites Signal aufhißte: P. F. „Auf der Stelle ein Boot!“ — Die aufgeregten Passagiere bestürmten den Kapitän, ihnen den Sinn der Signale, die Bedeutung der Schüsse zu erklären. Konnte ein Krieg ausgebrochen sein? — Stand ein Dynamitattentat zu befürchten?

Inzwischen hatte die „Patagonia“ einen langsameren Kurs angenommen, und da das fremde Schiff kaum noch eine Meile entfernt war, wurden mancherlei verdächtige Umstände auf demselben bemerklich: Von der ganzen

Mannschaft zeigte sich nirgends eine Spur, das Fahrzeug war mit schwerem Geschütz versehen, und die große Kanone in der Mitte des Schiffes wäre allein im stande gewesen, die „Patagonia“ durch eine einzige Ladung in den Grund zu bohren. Bei der außerordentlichen Schnelligkeit, mit der sich der Fremdling bewegte, war es ihm ein leichtes der „Patagonia“ voraus zu bleiben und sich in gleicher Entfernung von ihr zu halten. Noch ehe die Passagiere den Kapitän darum ersuchen konnten, hatte dieser bereits Befehl erteilt, die Maschine anzuhalten und ein Boot hinabzulassen. Der dritte Schiffslieutenant nahm Platz in demselben und segelte mit seinen Leuten auf das fremde Schiff zu, an dessen Bord sogleich eine Bewegung entstand: die Signalflaggen wurden eingezogen, und am Backbord, wo man es von der „Patagonia“ aus nicht beobachten konnte, ein Boot ins Meer gelassen; es war eine kleine Schaluppe, die um den Bug des größeren Schiffes herumschoß und auf den Kutter der „Patagonia“ lossteuerte. Zwischen beiden Fahrzeugen fanden Verhandlungen statt, dann kehrte jedes zu seinem Schiff zurück. Bei der Rückkunft begab sich der Lieutenant in die Kajüte und überbrachte dem Kapitän einen versiegelten Brief.

Die Adresse sowohl, als der Brief selbst, war auf einer Schreibmaschine geschrieben, oder vielmehr gedruckt. Der Inhalt lautete:

S. S. Dare-Devil.
Auf der Höhe von Neufundland,
den 1. April 1882.

An Kapitän Riding
S. S. Patagonia

Geehrter Herr!

Sie haben eine Barsendung von 100 000 £ an Bord. Ich will sie als Lösegeld für Ihr Schiff annehmen. Schicken Sie mir durch Ihren Kutter immer 20 000 £ auf einmal in fünf verschiedenen Partien.

Wenn ich die erste Zahlung nicht innerhalb fünfzehn Minuten, nachdem Sie dieses gelesen, erhalten habe, so bohre ich Sie durch eine Ladung aus meiner großen Kanone in den Grund!

Ihr ergebener Diener
Lafitte,
Befehlshaber des Freibeuters Dare-Devil.

Der Kapitän hatte eben den Drohbrief zu Ende gelesen, als auf dem Verdeck eine große Unruhe entstand, und einer der jüngeren Offiziere in die Kajüte gestürzt kam, um zu berichten, daß das fremde Schiff die schwarze Flagge aufgehißt habe! Mit dem Fernglas in der Hand konnte Kapitän Riding deutlich den weißen Totenkopf und die gekreuzten Knochen unterscheiden, mit denen die schwarze Flagge verziert war, die vom Toppmast des Dare-Devil

herabflatterte. Die Passagiere waren außer sich vor Entsetzen und beschworen den Kapitän, das Geld sofort auszuliefern, um ihnen Leben und Freiheit zu retten. Zu gleicher Zeit bemerkte man, daß die lange Kanone auf dem oberen Deck des „Dare-Devil“ frisch geladen und auf die „Patagonia“ gerichtet wurde; nach ihrem Kaliber zu urteilen, war auch der Kapitän überzeugt, daß es ihr ein leichtes sein werde, ihn in den Grund zu bohren. Zehn Minuten waren schon seit der Rückkehr des Kutters vergangen, da ertönte ein dritter Schuß vom „Dare-Devil“ und ein neues Signal wurde sichtbar: J. D. „Gefahr im Verzuge!“

Nun ergab sich der Kapitän. Schon hatte der Schiffszahlmeister den wohlverwahrten Geldschrank geöffnet, und die festversiegelten eisenbeschlagenen Geldkisten aus hartem Holz wurden aufs Verdeck geschafft. Jede Kiste enthielt 5000 Pfd. Sterl. in Gold und wog ungefähr hundert Pfund. Vier derselben wurden vorsichtig auf den Kutter hinuntergeschafft, der dann wie zuvor auf den „Dare-Devil“ lossteuerte und mit der Schaluppe zusammentraf. Die Umladung der kostbaren Kisten ging mit größter Schnelligkeit und Sorgfalt vor sich. Als der Kutter zurückkam, um die zweite Schaluppe zu holen, berichtete der Offizier, daß die drei Leute in der Schaluppe alle maskiert wären, daß er sie aber, nach der dunklen Färbung ihrer Hände und Arme zu urteilen, für Orien-

talen halte. Fünfmal machte der Kutter die Fahrt und lieferte jedesmal vier Kisten zu 5000 Pfd. Sterl. an die Schaluppe aus, die herankam, um das Lösegeld in Empfang zu nehmen. Noch ehe die letzte Ratenzahlung der 100 000 Pfd. Sterl. beendet war, brach die Nacht herein und der zurückkehrende Offizier überbrachte dem Kapitän zwei versiegelte Papiere, die beide auf der Schreibmaschine geschrieben waren; das eine enthielt die Quittung für das Gold, die mit Lafitte unterzeichnet war, das andere war ein Befehl an den Kapitän der „Patagonia“, seinen Kurs zu verändern und bis Mitternacht gegen Irland zurückzusteuern, wonach er wieder umwenden und nach Newyork segeln könne.

Bis das Dunkel der Nacht ihn ihren Augen entzog, beobachteten die Passagiere der „Patagonia“ den „Dare-Devil“, der hinter ihnen herdampfte; genau um Mitternacht veränderte Kapitän Riding die Richtung und schlug seinen Kurs wieder nach Newyork ein, das er ohne ferneres Abenteuer erreichte.

Dies waren in der Hauptsache die Angaben, welche die Zeitungen über das Ereignis zu machen hatten, weder die Passagiere noch die Offiziere der „Patagonia“ ließen sich herbei weitere Thatsachen zu berichten, und die Leitartikel der Morgenblätter beschäftigten sich vorzugsweise mit der Seltsamkeit des räuberischen Überfalls.

. Seeräuberei auf offenem Meere und in nur geringer

Entfernung von den Küsten der Vereinigten Staaten, erinnerte an das Mittelalter; wäre es da nicht geboten, meinte eines der Blätter, sofort ein internationales Bündnis zu schließen und regelmäßige Patrouilleschiffe auf den atlantischen Ozean zu entsenden? Ein anderes Blatt brachte eine Extradepesche aus Washington, des Inhalts, daß der Sekretär der Marine erst auf genauere Nachrichten warten wolle, ehe er die erforderliche Anzahl von Kriegsschiffen ausschicken werde. Eine dritte Zeitung enthielt Biographien der berühmtesten Seeräuber aller Zeiten, nebst deren Porträts, und den Schluß bildete das Bildnis Lafittes, des Golfpiraten. — Alle sprachen ihre Befürchtung aus, daß bei der Unsicherheit des Ozeans der Verkehr auf demselben und die Seereisen überhaupt bedeutend abnehmen könnten.

Schon die Abendblätter brachten jedoch eine Nachricht, vor der alles andere in den Hintergrund trat, es war die überraschende Mitteilung, daß die 100 000 Pfd. Sterl. in Gold, die der Pirat der „Patagonia" abgenommen, zurückerstattet worden seien, und sich bereits im Besitz der Agenten der Dampfschiffahrts-Gesellschaft befänden!

Gleich am nächsten Morgen nach seiner Ankunft hatte sich der Kapitän mit dem dritten Lieutenant und dem Schiffszahlmeister auf das Bureau der Agentur begeben, wo ihre Berichte stenographisch niedergeschrieben worden

waren. Als der Zahlmeister nach dem Dock zurückkehren wollte, sagte einer der Schreiber zu ihm:

„Die Kasten für Sie sind angekommen!“ „Was für Kasten?“ fragte der Zahlmeister. „Nun, die Kasten aus Halifax,“ erwiderte der Schreiber.

„Aber ich erwarte keine Kasten aus Halifax,“ war des Zahlmeisters erstaunte Antwort. „Es sind aber zwei Kasten für Sie hier; sie kamen heute Morgen an, sind an Sie adressiert und sehr schwer, als ob Maschinen darin wären,“ meinte der Schreiber.

Das war nicht unmöglich! Die Kasten konnten Höllenmaschinen enthalten, um das Bureau der Agentur die Berichte der Offiziere und die Hauptzeugen gegen den Piraten selbst auf einmal zu vernichten. Die Polizei wurde in Kenntnis gesetzt und in ihrer Gegenwart die Kasten mit größter Vorsicht geöffnet. Dieselben erwiesen sich als beinahe leer, nur in einer Ecke war ein wohlverwahrter Verschlag abgeteilt. Als man ihn mit aller Behutsamkeit aufsprengte, fanden sich darin die nämlichen Kisten aus hartem Holz, fest versiegelt und mit Eisen beschlagen, wie sie in England an die Agenten in Amerika adressiert worden waren, dieselben enthielten die 100 000 Pfd. Sterl. in Gold vollkommen unberührt.

Man telegraphierte sofort an die Polizei in Halifax, aber alle Auskunft, die man erhalten konnte, war, daß eine unbekannte Frau die Kasten aufgegeben und die Eil-

fracht bezahlt hatte. Die weiteren Schritte, welche die Newyorker Polizei in dieser Sache that, drangen nicht mehr ins Publikum.

Alle warteten nun gespannt auf die Ankunft des nächsten Dampfers, um zu erfahren, ob er gleichfalls angehalten worden sei, oder irgend eine Spur des Piraten gesehen habe; aber die Schiffe, die während der nächsten achtundvierzig Stunden eintrafen, hatten unterwegs gar keine Abenteuer erlebt. Kein Seeräuber hatte sich gezeigt, auch hat man nie wieder etwas von dem „Dare-Devil“ entdecken können, der die Passagiere der „Patagonia“ so in Schrecken gesetzt hatte, und kein Lafitte hat je wieder auf der Schreibmaschine gedruckte Befehle an Bord eines Dampfers geschickt, der eine Barsendung in Gold auf Ladung hatte.

So sehr auch das Geheimnißvolle des ganzen Vorfalls durch die schnelle Zurückerstattung des der „Patagonia“ geraubten Goldes erhöht wurde, so verminderte sie doch den Eifer derjenigen um ein Bedeutendes, deren Pflicht es war, den Seeräuber zu verfolgen. Das Gold aufzufinden hätte praktischen Wert gehabt, aber auf einen Piraten zu fahnden, der großmütig genug war, 100 000 Lrst. herzugeben, konnte doch nur ein spekulatives Interesse haben. Es war nur ein Rätsel, dessen Lösung man suchte: Wer war der Seeräuber, und wozu hatte er das Gold genommen, wenn er es wieder zurückschicken

wollte? — Leute aber, die mitten im Drang der Arbeit stehen, haben keine Zeit Rätsel zu raten. Das ganze Verfahren des Piraten erschien als völlig zwecklos; es war als habe er sich einen derben Spaß machen wollen, ja man konnte es für einen Beweis von Geistesstörung halten. Vergeblich strengten sich viele an, das Geheimnis zu erforschen, zu erraten, wer der Räuber sein könne, oder auch nur einen Beweggrund für seine wilde und verwegene That ausfindig zu machen.

In wenigen Tagen jedoch verlor sich das Interesse des Publikums und wurde plötzlich in eine andere Richtung abgelenkt, welche jeden Bewohner der Ostküste der Vereinigten Staaten persönlich näher anging. Mehrere starke Erdstöße waren zu drei verschiedenen Malen verspürt worden, und da Erdbeben für die meisten Newyorker eine neue Erfahrung waren, brachten die Zeitungen sofort höchst anschauliche Beschreibungen ihrer möglichen Wirkung, und wer in vulkanischen Gegenden gelebt hatte, beeilte sich, seine Erfahrungen daselbst mitzuteilen. So kam es, daß das Seegeheimnis bald in Vergessenheit geriet und man sich nicht mehr den Kopf darüber zerbrach.

II.

Eine hartnäckige Verfolgung.

Einen Menschen gab es indessen, der sich in Gedanken fortwährend mit dem seltsamen Abenteuer der „Patagonia" beschäftigte. Das war Robert White, ein hübscher kluger junger Amerikaner von dreißig Jahren, mit regelmäßigen Gesichtszügen und lockigem Haar. Er war der Sohn eines anglikanischen Predigers in einer kleinen Binnenstadt, und obgleich er kein größeres Gewässer gekannt hatte, als den Fluß, an dem die Gymnasialstadt lag, in welcher er seine Erziehung genossen, hatte er sich doch sein Lebenlang nach Salzwasser gesehnt. Als er nun in Newyork auf die Rechtsschule kam, war er wie ein Fisch in seinem Element, ruderte im Frühling mit bei der großen Regatta der Studenten und verbrachte den ganzen Sommer auf der Yacht eines Freundes, der für Wettfahrten schwärmte. Er lernte die Schiffskunst aus dem Grunde, und studierte noch besonders das Seerecht auf der Rechtsschule. — Gerade als er beim Gericht eintreten wollte, starb sein Vater und hinterließ sein kleines Besitztum ziemlich verschuldet. Robert White sah ein, daß er so lange, bis er es zu einer eigenen Gerichtspraxis gebracht hätte, auf keinen Beistand rechnen dürfe. Überdies lag ihm die Pflicht ob, seine Mutter und Schwester zu unterstützen. Er schwankte nicht lange! — Schon als

Gymnasiast hatte er eine der beiden Schulzeitungen redigiert, die entgegengesetzte Tendenzen verfochten, auch in Newyork mehrere Artikel für die Tagesblätter geschrieben. Er besaß eine gewandte Feder, und so begab er sich denn sogleich zu dem Redakteur der „Gotham Gazette“, den er auf Josua Hoffmanns Yacht kennen gelernt hatte, ihn um Beschäftigung zu bitten. Dieser erteilte ihm verschiedene Aufträge, die jedoch wenig nach seinem Geschmack waren, bis er einige Wochen später mit dem Bericht über die letzte Regatta betraut wurde. Dies war eine Gelegenheit sein Talent zu zeigen, und am nächsten Morgen brachte die „Gotham Gazette“ die beste und anschaulichste Beschreibung einer Wettfahrt, die seit langer Zeit gedruckt worden war. Der Artikel machte Effekt und sicherte seine Stellung bei der Zeitung. Er wurde als Berichterstatter mit dem kreuzenden Geschwader ausgeschickt, um das Seemanöver in Newport vor dem Präsidenten der Vereinigten Staaten zu beschreiben und über das Ergebnis der Beobachtungen der Fischereikommission zu referieren. Einer seiner Briefe, der eine lebhafte Darstellung der glänzenden Manöver eines Torpedobootes enthielt, erregte die Aufmerksamkeit des Redakteurs eines der großen Journale, so daß er ihm den Auftrag gab, drei oder vier Artikel über die Küste Neuenglands, unter dem Titel: „Längs des Ufers,“ zu verfassen, die durch vorzügliche Holzschnitte illustriert werden sollten. Dieser angenehmen Aufgabe

unterzog sich der junge Mann bis gegen Ende des Sommers, und als er zur Stadt zurückkehrte, erhielt er eine feste Anstellung als Redakteur bei der „Gotham Gazette.“

Zur Zeit als die Begegnung zwischen der „Patagonia“ und dem Seeräuber stattfand, hatte Robert White schon mehrere Jahre lang die verschiedensten Leitartikel über Gerichtswesen, Seewesen und soziale Fragen geschrieben, seine illustrierten Artikel waren in dem Journal erschienen und dann, nebst einigen späteren, zu einem hübschen Buch vereinigt worden, welches in der Presse eine günstige Beurteilung erfuhr.

Sein Einkommen war zwar nicht groß, genügte aber für seine Bedürfnisse, da seine Mutter gestorben war und seine Schwester sich verheiratet hatte. Journalist und Litterat zugleich, galt er als einer der tüchtigsten und begabtesten jungen Schriftsteller, hatte bereits etwas Geld zurückgelegt und war mit dem Plan zu einem neuen Buch beschäftigt, das die „Geschichte des Schiffes“ von den ersten Anfängen bis zu den neuesten Erfindungen beim Bau der unterseeischen Torpedoboote behandeln sollte; aber, was wichtiger erschien als alles andere — sein Herz war nicht mehr frei.

Die Zeitungsberichte über die Beraubung der „Patagonia“ durch den „Dare Devil“ hatte er in seiner Vaterstadt gelesen, wo noch der Nachlaß seines Vaters zu ordnen war, und erst nachdem die „Patagonia“ New-

york wieder verlassen hatte, kehrte er dahin zurück. Gleich am Tage nach seiner Ankunft suchte er seinen früheren Kameraden aus der Rechtsschule, Eduard Duncan, auf.

Das Bureau der Rechtsanwälte Duncan und Sutton befand sich auf dem Broadway Nr. 76, und als White die Treppe hinauf ging, sah er an einer Thür ein Schild mit der Aufschrift „Sargent und Co., Effektenhändler“; das Herz pochte ihm gewaltig, denn Dorothee Sargent, die Tochter des großen Spekulanten, war ja der Gegenstand seiner Verehrung.

Rechtsanwalt Duncan empfing den früheren Studiengenossen aufs freundlichste, und nachdem die ersten Begrüßungen vorüber waren, fragte White:

„Weißt Du auch, warum ich heute zu Dir komme? Weil ich gelesen habe, daß Du von Deinem Ausflug nach Schottland auf der „Patagonia“ zurückgekommen bist.“

„So?“ versetzte der Rechtsanwalt, „und was hast Du damit zu schaffen?“

„Du weißt, ich habe von jeher gern Probleme gelöst, Algebra war immer mein Lieblingsstudium, und das zwecklose Nehmen und Zurückgeben des Goldes der „Patagonia“ scheint mir eins der interessantesten Rätsel, die man finden kann.“

„Vielleicht wäre es Dir nicht ganz so interessant erschienen,“ entgegnete Duncan trocken, „wenn es Dich einen ganzen Tag gekostet hätte.“

„Ich werde wohl mehr als einen Tag damit verbringen,“ versetzte White, „denn ich will nicht eher ruhen, bis ich das Geheimnis entdeckt habe, und zwar mit Deiner Hilfe.“

„Um es in Deine Zeitung zu setzen?“ fragte der Rechtsanwalt.

„Zuerst um des Vergnügens willen, das mir selbst die Enthüllung des Mysteriums bereiten soll; aber wenn ich etwas Interessantes finde, werde ich es natürlich nicht für mich behalten. Ich dächte, es müßte nicht so schwierig sein, den Piraten bis in seine Höhle zu verfolgen!“

„Meine Hilfe wird Dir wohl nicht viel dabei nützen, aber was ich weiß, sage ich Dir gern.“

„Der Gerichtshof leiht Dir sein Ohr!“ meinte White.

„Ich saß gerade bei einer Schachpartie mit Richter Gillespie, und ein Fräulein sang am Klavier: „Das Meer erglänzte weit hinaus!“ Eben wollte mich mein Gegner matt setzen, da ertönte ein Schuß, — wir eilten aufs Verdeck und sahen den Piraten kaum eine Meile von uns entfernt. Wenn wir dem „Fliegenden Holländer“ begegnet wären, hätte es mich kaum mehr überrascht, auch wollte ich nicht eher glauben, daß es wirklich ein Korsar wäre, bis das Schiff die schwarze Flagge aufhißte.“

„Wie sah denn der Pirat aus?“

„Der Dampfer war wie ein Schooner aufgetakelt und kaum mehr als hundert Fuß lang, von etwa dreihundert Tonnen Gehalt. Er trug zwei Schornsteine, schwarz angestrichen mit rotem Rand, und ragte so hoch aus dem Wasser heraus, als ob der Bord aufgesetzt worden wäre."

„Nach den Zeitungsberichten schien es, als könne er weder englischen noch amerikanischen Ursprungs sein," meinte White.

„Das ist wohl ein Irrtum," behauptete Duncan; „trotz seiner dreieckigen Segel und sonstigen Verschiedenheit bin ich überzeugt, daß der Pirat in amerikanischem Gewässer von Stapel gelaufen ist."

„Aber was könnte den Besitzer einer amerikanischen Yacht dazu bewegen, den Piraten zu spielen und hinterher den Ertrag seines Verbrechens wieder herzugeben?" fragte White, „Seeräuberei auf offenem Meere ist doch ein etwas zu starker Spaß!"

„Seine Motive kenne ich nicht, ich gebe Dir nur die Thatsachen an! Nach meiner Ansicht ist der Pirat in Amerika gebaut, und die Gefahr war überhaupt nicht so schrecklich als sie schien."

„Aber ein einziger Schuß aus der großen Kanone hätte Euch doch unfehlbar in den Grund gebohrt!"

„Natürlich," versetzte der Rechtsanwalt und bot seinem Freunde eine Zigarre an, „wenn es nicht etwa nur war, was wir eine Quäkerkanone nennen, wie man sie bei

Festungen und Schiffen anbringt, um den Feind zu schrecken.“

„Was?“ rief White in höchster Überraschung.

„Der Schuß, der an unserem Bug vorbeistreifte, kam aus einem Schießloch im Verdeck, aber die große Kanone wurde gar nicht abgefeuert, und konnte es wohl auch nicht werden, denn meiner Meinung nach war sie nur ein hölzernes Schreckbild, so eine Art Popanz — und Richter Gillespie stimmt mir ganz darin bei.“

„Eine Quäkerkanone auf einem Seeräuberschiff!“ meinte White nachdenklich, „wer hat je so etwas gehört?“

„Wer hat je gehört, daß ein Pirat seine Befehle auf einer Schreibmaschine gedruckt hat?“

„Die Schreibmaschine und die Quäkerkanone an Bord, scheinen allerdings dafür zu sprechen, daß der Pirat amerikanischen Ursprungs ist.“

„Du kannst dich darauf verlassen, und brauchst nicht über den Ozean zu segeln, um ihn zu finden; wo der „Dare-Devil“ von Halifax aus hingekommen ist, weiß ich nicht, aber daß er aus einem amerikanischen Hafen abgesegelt ist, scheint mir sicher.“

„Aber einer der Berichte erwähnte doch, daß die Mannschaft der Schaluppe, die das Geld in Empfang nahm, aus Orientalen bestand,“ entgegnete White.

„Ganz recht,“ versetzte Duncan, „der dritte Lieutenant

sagte mir, daß es indische Matrosen, Laskaren, wären, alle, außer dem Mann, der am Steuerruder saß."

„Und der?"

„Der Lieutenant beschrieb ihn als einen Mann von hohem Wuchs mit funkelnden Augen, großer Nase und langem schwarzem Bart; er hielt ihn für einen Weißen, der sich die Haut gefärbt hatte und einen falschen Bart trug; zudem schien er ihm ein Mann von starker Willenskraft und schnellem Entschluß."

„Richtige Pirateneigenschaften! Aber glaubst Du, daß dieser falsche Inder der Seeräuberchef, der neue Lafitte war?" fragte White.

„Höchst wahrscheinlich! — denn, wer den Anschlag gemacht hatte, mußte doch auch persönlich die Übergabe des Schatzes beaufsichtigen."

„Das bringt uns wieder auf das Hauptrātsel zurück, — warum nahm er das Gold, wenn er es wieder ausliefern wollte? — Und warum lieferte er es aus, nachdem er weder vor Schmach noch Tod zurückgeschreckt war, um es zu besitzen? Das ist die erste Frage, und es ist wichtiger, sie zu beantworten, als den Mann ausfindig zu machen oder das Schiff. Ist nur erst der Beweggrund für diese anscheinend zwecklose That gefunden, so ist zur Entdeckung des Thäters schon ein großer Schritt gethan."

„Es wären wohl mancherlei Beweggründe denkbar,"

meinte Duncan. „Der Mann kann geisteskrank sein, oder er ist wankelmütig und hat nach dem Raub seinen Sinn geändert! Möglich aber auch daß einer der Matrosen, von Reue ergriffen, die andern bekehrt hat, worauf sie eine Verschwörung angezettelt, Herrn Lafitte über Bord geworfen, Löcher in den Schiffsboden gebohrt und den „Dare-Devil“ zum Sinken gebracht haben können!“

„Das sieht den Laskaren recht ähnlich!“ meinte White lächelnd.

„Es würde aber auch schade sein, wenn die hübsche Yacht untergegangen wäre!“

„So glaubst Du, daß der Pirat ein Yachtschiff war?“

„Was könnte es anders sein? Es war kein Kanonenboot, kein Fracht- oder Passagierschiff, — da mußte es wohl ein Vergnügungsdampfer sein!“

„Aber eine Yacht hat doch nicht zwei Schornsteine und keinen hohen Bord!“

„Nun, man hat eben versucht, sie unkenntlich zu machen.“

„Also,“ versetzte White, „ist deiner Meinung nach der „Dare-Devil“ ein amerikanischer Yachtdampfer von etwa hundert Fuß Länge und dreihundert Tonnen Gehalt.“

„Das ist kurz und bündig ausgedrückt meine Privatansicht,“ sagte der Rechtsanwalt.

„Der Zeuge kann sich nun zurückziehen,“ meinte der

Journalist und stand auf, „das Verhör ist zu Ende. Jetzt will ich weiter gehen!“

„Komm doch nächste Woche einmal zu Mittag zu uns, meine Frau wird sich sehr freuen, Dich zu sehen!“

„Wie gerne, — aber ich habe keine Zeit, ich komme eben von einem vierzehntägigen Urlaub und bin mit der Arbeit im Rückstand!“

„Wenn Du am Dienstag kommst,“ fuhr der Rechtsanwalt fort, ohne die Entgegnung zu beachten, „sind wir ganz unter uns, und Du triffst nur Fräulein Sargent, Du kennst sie, glaube ich!“

„Ja wohl“, erwiderte White leichthin, während sein Puls stärker klopfte, „Dienstag, — warte einmal — das läßt sich vielleicht einrichten!“

„Dann erwarten wir Dich also um halb sieben; Fräulein Sargent ist sehr befreundet mit meiner Frau, ist sie nicht ein reizendes Mädchen?“

„Ja wirklich, da hast Du recht,“ rief White mit mehr Wärme als gerade nötig gewesen wäre; — schon ihren Namen zu hören war ihm eine Seligkeit, und von ihr zu reden, Qual und Entzücken zugleich.

„Ihres Vaters Bureau ist gerade unter Euch, wie ich gesehen habe,“ sagte er nach kurzem Stillschweigen.

„Ja, Samuel Sargent hat hier sein Hauptquartier aufgeschlagen; ich weiß nicht, ob Du sein Freund bist, Robert?“

„Ich kenne ihn gar nicht, versetzte White unruhig.

„Aber ich kenne ihn, und er ist mir widerwärtig; jedesmal, daß ich ihn sehe und mich dabei an seine Tochter erinnere, denke ich, daß seine Frau ein Engel gewesen sein muß.“

„Ist das nicht etwas stark ausgedrückt, Eduard?“ meinte White in beschwichtigendem Ton.

„Durchaus nicht! So fein und gebildet sie ist, von so grobem Schrot und Korn ist ihr Vater; Du brauchst ihm blos ins Gesicht zu sehen, so weißt Du es, trotzdem er so geschniegelt und geputzt einhergeht. Er hat sich den richtigen Beruf erwählt, als er Börsenspieler wurde!“

„Börsenspieler?“

„Ja wohl, Aktienspekulant, wenn Du lieber willst. Das ist kein Geschäft, das ist ein Hazardspiel, — er hat sein Geld nicht erworben, er hat es gewonnen! Ich spiele auch manchmal gern eine Partie Poker, aber wenn ich dabei dreißig oder vierzig Dollars gewinne, trage ich es nicht in meine Geschäftsbücher ein! Leute wie Samuel Sargent verderben die öffentliche Moral! Sie nehmen die ehrenhafte Miene von Geschäftsmännern an, und sind doch nichts als Hazardspieler. Und jetzt will er auch noch Politiker werden!“

„Er ist doch nicht schlimmer als die übrigen“, meinte White entschuldigend.

„Das nicht", versetzte Duncan; „aber auch nicht besser, und zuletzt wird es ihm eben so übel ergehen wie den andern. Erst kürzlich war er in arger Klemme, wie ich höre!"

„Wie so denn?"

„Eine große Aktienspekulation war ihm mißlungen, und er würde sein ganzes Vermögen verloren haben und noch mehr dazu, wenn ihm nicht die kurze Panik zu Hilfe gekommen wäre, die den Geldmarkt heruntergedrückt hat. Der betrügerische Bankerott und die andern Fallissements haben Samuel Sargent diesmal aus der Patsche geholfen."

„Du magst ihn nicht leiden!" meinte White.

„Aber seine Tochter ist mir desto lieber," erwiderte Duncan.

„Mir auch," fiel White vergnügt ein.

„Sehr schön, — und wir erwarten Dich also am Dienstag."

„Ich komme ganz gewiß!" — Die beiden Freunde schüttelten sich die Hand und White verließ das Haus. Als er vor dem Bureau von Sargent u. Co. vorbeiging, öffnete sich die Thür, ein Client trat heraus und fragte noch auf der Schwelle: „Wann erwarten Sie also Herrn Sargent zurück?" — White konnte nicht umhin, die Antwort zu hören: „In ein bis zwei

Wochen; er ist in Bermudas, wie Sie wissen, auf dem „Rhadamanthus" mit dem alten Josua Hoffmann."

White kannte Josua Hoffmann als einen der ausgezeichnetsten Bürger Newyorks, der das Vermögen, das er sich erworben, für die öffentliche Wohlfahrt verwendete und zum Besten der Armen und Notleidenden, denen er beistand wie und wo er konnte.

„Wenn Samuel Sargent mit Josua Hoffmann zur See kreuzt," tröstete sich der junge Journalist, der die Tochter des Mannes liebte, „kann er doch nicht ganz so schwarz sein, wie ihn Eduard schildert!"

Den nächsten Tag, es war Sonnabend, setzte White seine Verfolgung des Piraten fort und machte dem Richter Gillespie seine Aufwartung, der Alles bestätigte, was der Rechtsanwalt gesagte hatte.

Nun waren aber fünf bis sechs Yachtschiffe in die Listen eingetragen, die alle mehr oder weniger zu der Beschreibung des „Dare-Devil" paßten, wenn man den Versuch, das Schiff unkenntlich zu machen, mit erwog. Aber von diesen konnten nur zwei in Frage stehen, da die übrigen alle auf der Rhede lagen; die eine, die „Hübsche Polly" gehörte einem wohlhabenden Prediger der mit einer Gesellschaft von Missionären im Mittelmeer kreuzte, um zum heiligen Land zu fahren; die andere befand sich in Bermudas, es war der „Rhadamanthus" des trefflichen Josua Hoffmann.

Als Robert White spät am Sonnabend Abend zu diesem Schluß gelangt war, der nicht das geringste Resultat versprach, und nun auf die verflossene Woche zurückblickte, sah er ein, daß er fast die ganze Zeit nutzlos verschwendet hatte! — Das Problem der Beraubung der „Patagonia“ war noch ebenso ungelöst, und er hatte Fräulein Dorothee Sargent nicht ein einziges Mal gesehen.

....

III.

Boden unter den Füßen.

Vergangenen Herbst hatte Robert White Dorothee Sargent kennen gelernt. Frau Rechtsanwalt Duncan, die immer für neue Unterhaltung zu sorgen verstand, hatte einen Ausflug zu Pferde, nach einem nahen Vergnügungsorte veranstaltet, wo die Gesellschaft einen kleinen Imbiß einnehmen uud dann bei Mondschein zur Stadt zurückkehren sollte. Als die fröhliche Reiterschaar sich auf den Weg begab, stellte Frau Duncan Herrn White dem Fräulein vor, das sicher und mit vornehmer Haltung eine feurige braune Stute ritt. Ihr ruhiges und gehaltenes Wesen paßte ebenso vortrefflich zu ihr, als das einfache Reitkleid, das ihr wie angegossen saß, und die ganze Erscheinung fesselte durch das ihr eigene Gepräge von Würde und Anmut. Unter dem hohen Hut trug sie

das lichtblonde Haar in einen leichten Knoten geschürzt, der wehende Schleier verhüllte zwar den oberen Teil des Gesichts, verhinderte aber nicht, daß ein freundlicher Blick aus ihren lachenden blauen Augen auf White fiel, während sie einander vorgestellt wurden. — Dieser Blick, das liebliche Lächeln, das dabei um ihren Mund spielte und der Schein der Herbstsonne auf dem goldenen Haar machte das Ganze zu einem reizenden Bilde, das sich unauslöschlich in des jungen Mannes Gedächtnis einprägte.

Schon während sie neben einander in kurzem Galopp durch die in buntem Herbstschmuck prangenden Laubgänge des Central Park dahin sprengten, hatte er Gelegenheit zu beobachten, was für eine treffliche Reiterin Fräulein Sargent war und wie die frische, fröhliche Bewegung, die ihre Wangen höher färbte, ihr neuen Reiz und Anmut verlieh. — Wie war sie nur zu ihrer Schönheit gekommen? Die Züge ihres Vaters waren ihm nicht unbekannt; Samuel Sargent, der Börsenspekulant, war überall zu sehen, er war ein Mann von derber Jovialität, der, mit Jedermann auf vertrautem Fuß, das Leben nur nach den sinnlichen Genüssen schätzte, die es bot, und für einfache und geistigere Freuden gar kein Verständis hatte.

Sowohl bei dem Hinweg als während des köstlichen Ritts nach Hause bei Vollmondsschein wurde der Platz

an Dorothee Sargent's Seite von manchem Mitglied der kleinen Gesellschaft begehrt, aber Robert White, der sich nach besten Kräften anstrengte, wußte ihn die ganze Zeit über zu behaupten, den glücklichen Nachmittag hindurch und während des seligen Abends, der nur zu schnell verging. — Hätte nur das mutige Roß auf dem Heimweg versucht mit ihr durchzugehen, oder sie abzuwerfen, und ihm so Gelegenheit geboten, seine Ergebenheit zu beweisen! — Als er ihr endlich vom Pferde geholfen und sich verabschiedet hatte, fühlte er sich gleichsam der Erde entrückt, und wie berauscht von einem köstlichen und geheimnisvollen Lebenselixir, das ihn durchströmte. Das war die Liebe! Nur der Gedanke an seinen eigenen Unwert führte ihn in die Wirklichkeit zurück und verscheuchte die halbe Nacht hindurch den Schlaf von seinem Lager.

Den Winter über bot sich ihm manche Gelegenheit Dorothee zu sehen; einmal, als sie sich unterwegs trafen, begleitete er sie nach Hause; am Neujahrsabend, kurz ehe Frau Duncan ihre Reise nach Europa antrat, gab sie eine kleine fröhliche Abschiedsgesellschaft, bei der Robert und Dorothee ihre Neujahrswünsche austauschen konnten. Als das Dreikönigsfest nach alter Sitte bei Frau Sutton, Frau Duncan's Schwägerin, gefeiert wurde, krönte das Glück White zum König, und natürlich wählte er Dorothee zur Königin. Er sah, wie sie errötete als er

ihre Hand ergriff, aber noch ehe der Abend zu Ende ging, zerbrach er sich den Kopf, wodurch er ihr Mißfallen erregt haben möchte, denn für launenhaft konnte er sie doch nicht halten! Bei der nächsten Begegnung zeigte sie sich kühl, und schien ihn vermeiden zu wollen. Am Valentins-Tag endlich faßte er sich Mut und schickte ihr einen frischen grünen Epheustock, der in der Mitte einen Strauß der schönsten Rosen trug, die in der Form eines Herzens zusammengebunden waren. Sie dankte ihm dafür in einem ebenso liebenswürdigen als förmlichen kleinen Billet, und er überlegte bei sich, ob sie wohl ahnen könne, daß er sie liebe, und ihn fern zu halten wünschte?

So standen die Sachen, als die Beiden bei Frau Duncan's gemütlicher Mittagsgesellschaft einander gegenüber saßen; das gedämpfte Licht im Speisezimmer verbreitete einen magischen Glanz und als White auffah und sein Blick den des Fräuleins traf, fragte er sich, ob das zarte Rot, das sich über ihre Wangen ergoß, vielleicht der Widerschein der farbigen Schirme wäre, welche an den hohen Leuchtern auf den Ecken des Tisches angebracht waren!

„Ich sehe, daß das Auge des Gesetzes auf mich blickt," sagte Dorothee mit schalkhaftem Ton, „was wird mein Urteil sein, Herr White?"

„Du solltest gerädert und gevierteilt werden, Dora,"

meinte Frau Duncan, „weil Du uns sieben Minuten hast warten lassen, aber ich hatte schon darauf gerechnet, weil ich ja weiß, wie Du es machst.“

„Warum kommen Sie nur immer sieben Minuten zu spät, Fräulein Sargent“, fragte Duncan, „Sie haben doch nichts zu thun!“

„Nichts zu thun? Das gefällt mir —“ begann Dorothee.

„Das glaube ich wohl“, fiel Duncan neckisch ein; mir gefiele es auch, eine Weile nichts zu thun zu haben.“

„Ja, so sind die Männer,“ entgegnete das Mädchen. „Ich habe doch sicherlich mehr gethan als Sie; — zuerst war ich in der Kochschule, dann habe ich eine italienische Stunde genommen, zwei Stunden lang geübt, Besorgungen gemacht und mindestens zehn Besuche und bei alledem noch den Haushalt geführt, was allein schon Arbeit genug ist, denke ich!“

„Ja freilich,“ bestätigte Frau Duncan, deren Wirtschaft, wie ein Uhrwerk ging, so daß sie nie etwas davon merkte, außer wenn die Stunde schlug.

„Mein Vater ist niemals böse“, fuhr Dorothee fort, „aber er verläßt sich darauf, daß ich für seine Bequemlichkeit sorge, er kann mich gar nicht entbehren.“

„Aber, wenn Sie ausgebeten sind, muß er sich doch ohne Sie behelfen“, versetzte der Rechtsanwalt schlau.

„Oh, dann schicke ich ihn in den Klub, dort trifft er mit Herrn Thursby zusammen und speist mit ihm.

„Mit Richard Thursby?“ fragte Frau Duncan.

„Ja, mein Vater hält große Stücke auf ihn.“

„Er hat ein bedeutendes Vermögen von seiner Frau geerbt,“ meinte Duncan, während White sich plötzlich mit Schrecken an die Gerüchte erinnerte, welche behaupteten, Richard Thursby interessiere sich ganz besonders für Dorothee. „Man sagt, er gehe jetzt wieder auf Freiersfüßen,“ behauptete die Frau des Rechtsanwalts.

„Wenigstens hat er den ganzen Winter hindurch der einen Hitchcock den Hof gemacht,“ schaltete Dorothee ein.

„Wirklich; ich dachte, Du wärest der Gegenstand seiner Verehrung,“ rief ihre Freundin.

„Das habe ich nie bemerkt,“ lachte das junge Mädchen, während White seine Unruhe kaum verbergen konnte, „sondern nur, daß er einen großen Mund hat, und wenig Gescheites herauskommt.“

„So machen Sie also keine Ansprüche auf ihn,“ fragte Duncan neugierig.

„Denken Sie, daß in unseren Tagen eine wohlerzogene junge Dame den ersten besten Vogel heiratet, weil er goldene Federn hat?“ —

„Ich will nicht mit Ihnen darüber streiten,“ erwiderte der Rechtsanwalt, „bei Tische ist das nicht gesund, und wer hungrig ist, kommt immer zu kurz.“

White atmete freier, da er sah, daß von diesem Nebenbuhler wenig zu fürchten sei.

„Ich habe Thursby immer für einen klugen Mann gehalten," meinte Frau Duncan, „war er nicht auch eine Zeitlang im Kongreß?"

„Ja wohl," entgegnete Dorothee, „ich weiß das von meinem Vater, der jetzt selbst politische Bestrebungen verfolgt, wenigstens redet ihm Herr Hoffmann schon lange zu, sich in den Kongreß wählen zu lassen!"

„Josua Hoffmanns Hilfe ist überall von Nutzen, sagte der Rechtsanwalt, „mag man nun in dieser Welt etwas brauchen oder in der zukünftigen."

„Es ist wirklich eine Freude zu sehen, wie er von Klein und Groß geschätzt und geehrt wird wegen seiner Güte und Freundlichkeit," sagte White.

„Er ist auch sehr für meinen Vater eingenommen," berichtete Dorothee, „seit er ihm die Jeanette gegeben hat."

„Das glaube ich wohl! ein so schönes Rennpferd bekommt man nicht alle Tage," versetzte White, „aber er wettet nicht darauf und beim Wettrennen läßt er es auch nicht laufen."

„Nicht wahr, Dein Vater ist jetzt mit Josua Hoffmann zusammen," fragte Frau Duncan.

„Ja wohl, sie sind auf dem „Rhadamanthus" nach Bermudas gefahren!"

White erinnerte sich plötzlich, daß dies die Yacht sei, deren Ähnlichkeit mit dem „Dare-Devil“ er festgestellt hatte.

„Das heißt, mein Vater fuhr auf dem Schiff; Herr Hoffmann hatte im letzten Augenblick eine Abhaltung, und kam erst mit dem großen Dampfboot nach. Meinem Vater war es aber nicht unangenehm, allein vorauszufahren, denn der Kapitän des „Rhadamanthus“ ist sein bester Freund und bereit, alles für ihn zu thun!“

„Vielleicht hat ihm Herr Sargent seine Stelle verschafft,“ meinte White, den alles interessierte, was auch nur im entferntesten mit dem geheimnisvollen Piraten zusammenhängen konnte.

„Ich glaube wohl,“ versetzte Dorothee, „aber Kapitän Mills ist meinem Vater überhaupt viel Dank schuldig. Ich erinnere mich noch, daß ich einmal vor Jahren im Sommer in der Hängematte auf der Veranda eingeschlafen war, und als ich aufwachte, hörte ich den Kapitän sagen: „Gewiß, Herr Sargent, ich verdanke Ihnen mehr als mein Leben, und wenn sich je die Gelegenheit bietet, werde ich Ihnen beweisen, daß ich es nicht vergessen habe.“ Mein Vater erwiderte scherzhaft: „Gut, daß ich das weiß, wenn ich einmal jemand auf italienische Manier — so von hinten — aus der Welt geschafft haben will, so werde ich mich an Sie wenden.“ Der Kapitän aber blieb ernst, drückte meinem Vater die Hand und meinte:

„Wenn es nicht gerade ein Mord sein muß, Herr Sargent, bin ich zu jedem Dienst für Sie bereit!“

„Da ist es ja gut, daß Ihr Vater nicht ein frecher Bösewicht ist,“ sagte Duncan, „sonst würde er sich von Kapitän Mills vielleicht das Schiff anbohren lassen, den Anker heimlich kappen, oder an was für Unthaten sich sonst die Seeleute ergötzen.“

„Auf meinen Vater ist darin kein rechter Verlaß,“ meinte Dorothee scherzend, „er hat oft gesagt, wenn er kein Börsenmann wäre, möchte er am liebsten ein Pirat sein, er hat eine ganze Bibliothek von Seeräubergeschichten, in die er sich manchmal vertieft und neulich hat er darüber sogar die Börse versäumt und so und so viel tausend Dollars verloren, wie er sagt.“

„Ja, mit der Seeräuberei läßt sich heutzutage kein Geschäft mehr machen,“ sagte White.

„Ein kühner Mann findet ein besseres Feld auf der Börse, als in den spanischen Meeren,“ warf Duncan rasch dazwischen.

„Ich habe von Kapitän Mills stets nur Gutes gehört,“ bemerkte White.

„Ja, er ist ein trefflicher Mensch,“ sagte Dorothee mit Wärme, „und ich bin so froh, daß er den „Rhadamanthus“ befehligt, da Herrn Hoffmanns Mannschaft jetzt aus Laskaren besteht.“

„Laskaren!“ riefen Duncan und White zu gleicher Zeit.

„Ja, er hat sie vor einigen Wochen angeworben, als er im Mittelmeer kreuzte.“

„Wie merkwürdig!“ meinte Frau Duncan, „was doch manchmal die besten Menschen für sonderbare Einfälle haben!“

„So nahm die Unterhaltung zusammen mit der Mahlzeit ihren Verlauf, und als der Kaffee kam zogen sich die beiden Freundinnen in die Wohnstube zurück und ließen die Herren bei ihren Zigarren im Speisezimmer sitzen. Aber Robert White folgte Duncans heiterem Geplauder nur noch mit zerstreuter Aufmerksamkeit, als Dorothee mit ihrer angenehmen Sopranstimme am Klavier zu singen begann. Die Freunde standen auf, um sich gleichfalls ins Wohnzimmer zu begeben, als der Diener dem Rechtsanwalt meldete, daß ein Herr ihn zu sprechen wünsche.

„Schließe die Thür zum japanischen Zimmer und führe den Herrn hier herein,“ befahl Duncan.

Das Gemach zwischen der Wohnstube und dem Speisezimmer war in japanischem Stil eingerichtet, die Wände mit japanischen Tapeten bekleidet, die Möbel aus Bambusrohr mit Kissen in japanischer Stickerei; japanische Laternen, in denen man Gas brennen konnte, verbreiteten ein mildes Licht und die Wirkung des ganzen war höchst

gelungen und originell, wenn auch ein echter Japanese vielleicht manches daran ausgesetzt hätte. White schritt durch dieses Zimmer, trat an das Klavier und wandte die Blätter für Dorothee um, während sie den „Hirtenknaben“ sang. Noch nie war sie ihm so reizend erschienen, er fühlte, daß er sie mehr als je liebe und daß der Augenblick nahe sei, in dem er sich Gewißheit über sein Geschick verschaffen müsse.

Als das Lied zu Ende war, sprang Dorothee auf und bat die Freundin ihren Platz einzunehmen und etwas vorzuspielen. „Ich will wohl spielen, erwiderte Frau Duncan vielleicht nicht ganz ohne Absichtlichkeit, aber nur unter der Bedingung, daß Ihr in das japanische Zimmer geht und Euch unterhaltet, dann habe ich nicht so das Gefühl als gäbe ich ein Konzert.“

„Wie schön sind doch diese Lieder ohne Worte,“ sagte Dorothee, während Frau Duncan Mendelsohns Melodien ertönen ließ, und die jungen Leute bei einander im japanischen Zimmer saßen.

„Wie schön wäre es,“ erwiderte White, „wenn wir uns ohne Worte ausdrücken könnten und nicht der Rede bedürften, um die geheimen Gedanken und Gefühle unserer Seele zu offenbaren.“

„Meinen Sie wirklich?“ fragte Dorothee, „manchmal wäre es doch recht störend, bei Dingen, die niemand wissen soll.“

Robert White bemerkte das liebliche Erröten, das ihre Worte begleitete, und fuhr fort:

„Ich wollte, Sie wüßten, was jetzt mein Herz erfüllt, ohne daß ich es zu sagen brauchte!“

Alle Farbe wich plötzlich aus ihrem Antlitz, sie sah bleich wie Marmor aus und stammelte: „Wissen Sie denn, daß mich das interessieren würde?“

„Haben Sie denn kein Interesse für mich?“ fragte White.

„O ja, aber —“

„Dann müssen Sie gesehen haben, daß ich Sie liebe,“ rief er, unfähig seine Gefühle länger zurückzuhalten. „Nehmen Sie mir nicht alle Hoffnung! Sagen Sie nicht nein!“

Ihre Wangen färbten sich wieder mit zartem Rot, als sie leise entgegnete: „Das kann ich nicht sagen, denn es wäre nicht wahr!“

„Also lieben Sie mich?“

„Ein klein wenig!“

Er schloß sie in seine Arme, während Frau Duncan im Nebenzimmer die Noten umwandte und ein Nocturne von Chopin zu spielen begann.

Einige Minuten vergingen den Liebenden in ungestörter Seligkeit, dann sagte Dorothee plötzlich: „Aber Sie müssen mit meinem Vater sprechen; er wird nicht einwilligen wollen, denn er hat immer gesagt, er werde

mich nicht hergeben, und ich habe versprochen, ihn nie zu verlassen!"

„Aber das war, ehe Du mir gehörtest!"

„Das wohl, aber ich weiß nicht, wie er ohne mich leben soll!"

„Denke doch, wie ich die langen Jahre ohne Dich habe leben müssen!"

„Er ist immer so gut gegen mich gewesen!"

„Nun werde ich immer gut gegen Dich sein! — Wie wäre das anders möglich!"

Sie blickte ihn an und er beugte sich vor und küßte sie leise.

„Aber ohne seine Einwilligung kann ich nicht heiraten," sagte sie.

„Sobald er einen Fuß ans Land gesetzt hat, bitte ich ihn darum!"

Indessen öffnete Herr Duncan die Flügeltüren zum Speisezimmer und meldete, daß das Mädchen gekommen sei, um Fräulein Dorothee abzuholen, und der Wagen unten warte.

White begleitete die Geliebte hinunter, und als sie ihm Gute Nacht wünschte, fragte er: „Darf ich Dich morgen wiedersehen?"

„Ja morgen!" versetzte sie, und mit diesem Wort der Hoffnung und Verheißung trennten sie sich.

Als White wieder heraufkam, um sich seinerseits von

seinen liebenswürdigen Wirten zu verabschieden, bat ihn der Rechtsanwalt, noch einen Augenblick in sein Studierzimmer zu kommen, da er ihm etwas zu sagen habe. White folgte dem Freunde.

„Weißt Du, wer bei mir war?" fragte Duncan. „Jemand, der sich ebenso für den Piraten interessiert wie Du: ein Passagier der „Patagonia", der mir eine sonderbare Entdeckung mitgeteilt hat: Er ist bei einer Schreibmaschinenfabrik beteiligt, und an den Briefen des Piraten war ihm einiges Besondere aufgefallen. Gleich nach seiner Ankunft ging er der Sache auf den Grund und brachte heraus, daß die Schreibmaschine, deren sich der Pirat bedient hat, aus der Fabrik der Gesellschaft stammt, zu deren Aktionären er gehört. Diese neu konstruierten Maschinen sind erst seit einem Monat in den Handel gekommen, vor dem ersten April, dem Tage, an welchem uns der Pirat zu Narren machte, waren erst sehr wenige Exemplare davon verkauft."

„Hat er eine Liste der Käufer?" fragte White hastig.

„Keine vollständige, — aber unter den Käufern der neuen Schreibmaschine steht auch der Name von Josua Hoffmann."

„Dem Besitzer des „Rhadamanthus?" fragte White voll Erstaunen.

„Freilich!" erwiderte Duncan.

IV.

In der Höhle des Piraten.

Jedem, der nicht die scharfen Kontraste des amerikanischen Lebens kennt, mußte es fast unbegreiflich erscheinen, daß Dorothee die Tochter von Samuel Sargent sein sollte. Sie war, wie die echten Amerikanerinnen, schlank, anmutig, zart und ätherisch, er dagegen von derbem gedrungenem Wuchs, vollblütig und wohlgenährt. Sein scharfer lebhafter Blick schien jede günstige Gelegenheit erspähen zu wollen, aber für gewöhnlich spielte ein gutmütiges Lächeln um seinen sinnlichen Mund, den ein starker Schnurrbart nicht ganz verdeckte; seine Art und Weise übte eine förmliche Gewalt aus, wie seine Freunde behaupteten; er war zugleich der pfiffigste und der beste Geselle, freundlich, großmütig, schlau und gewissenlos. Die Ansichten über Moral sind verschieden, und Samuel Sargent hatte die seinigen auf der Börse angenommen. Um seinen Vorteil zu verfolgen war ihm jedes Mittel recht, aber er vermied es ein Geschäft rückgängig zu machen und drückte seinen Makler nicht. Nach seiner Meinung war er ein rechtschaffener Mann, doch kümmerte er sich wenig um Grundsätze, und der Lebensgenuß beschäftigte ihn mehr, als sein Gewissen.

Sein Vater, der jahrelang gedarbt und gespart hatte, um den Sohn aufs Gymnasium zu schicken, lebte jetzt

in der Nähe seiner Geburtsstadt glücklich und zufrieden auf dem großen Landgut, das ihm sein berühmter Sohn gekauft hatte. Auf dem Gymnasium konnten sich die ärmeren Schüler einen Teil ihres Unterhalts durch ihrer Hände Arbeit erwerben, und Samuel Sargent hatte dort manches Fach der Bibliothek gezimmert, der er später 25 000 Dollars als Stiftung schenkte.

Nachdem er seine Studien beendet hatte gab er während einiger Monate ein kleines Wochenblatt heraus, wurde dann Auktionator und später Agent für einen Zirkus. Als der Krieg ausbrach sammelte er eine Kompagnie Freiwilliger, deren Oberst er wurde. Verwundet und auf Urlaub nach Hause geschickt, blieb er zuerst in Washington, wo er die reizende Tochter einer der ersten und angesehensten Familien Virginiens heiratete, und half dann die Mississippidampfer zu Kriegszwecken in Panzerschiffe umwandeln. Hierauf beteiligte er sich bei verschiedenen Unternehmungen der Regierung, für deren Vorteil er sorgte, ohne den seinigen dabei zu vernachlässigen; seine Ersparnisse legte er in der kleinen Zweigeisenbahn seiner Vaterstadt an, und als der Krieg vorbei war und die Eisenbahnen im Westen sich über Berg und Thal verbreiteten, traf es sich, daß zwei verschiedene Bahnlinien die kleine Strecke kaufen wollten, bei der er Präsident war.

Samuel Sargent ließ die beiden Nebenbuhler der

Preis in die Höhe treiben, verkaufte dann die Bahn für das höchste Gebot und brachte sein Geld und seine Erfahrung nach Newyork an die Börse. Dort ist jeder neue Ankömmling entweder ein Wolf oder ein Lamm, er kann nicht mit den Hasen laufen und zugleich auf Seite der Hunde sein. Samuel Sargent war kein Lamm. Das unruhige und rastlose Treiben der Aktienbörse war sein Element, in dem er sich wohl fühlte. Im Sommer, wenn die Geschäfte flau waren oder stockten, suchte der Spekulant neue Aufregung. In einem Jahr mietete er eine schnellsegelnde Yacht, im nächsten kaufte er zwei rasche Rennpferde; einmal ließ er sich vom Hazardspiel hinreißen und verlor 150 000 Dollars, — noch vor Ende des Abends jedoch gewann er alles zurück und 65 000 Dollars obendrein. An Regsamkeit, kaltem Blut und gestählten Nerven fehlte es ihm durchaus nicht; — kürzlich hatte er sich nun noch in die Politik gestürzt, und in seiner Partei war schon alles vorbereitet, um seine Wahl als Kongreßmitglied durchzusetzen. Diese Ehre zu erringen war der einzige noch unbefriedigte Wunsch seines Herzens.

Ungefähr drei Wochen nach der Beraubung der „Patagonia“ durch den „Dare-Devil“ kehrte die Yacht „Rhadamanthus“ von Bermudas nach Newyork zurück und mit ihr der Besitzer Josua Hoffmann selbst in Begleitung von Samuel Sargent. Unter den Briefen,

welche letzterer in seinem schön eingerichteten Privatbureau auf dem Broadway No. 76 vorfand, war auch einer von Robert White, in welchem dieser bat, ihm sofort eine Unterredung von höchster Wichtigkeit zu gewähren.

Sargent kannte den Namen des jungen aufstrebenden Litteraten, seine Tochter hatte erwähnt, daß sie ihn in Gesellschaft getroffen habe, und er wußte um seine Beziehungen zur „Gotham Gazette“. So schrieb er denn an Herrn White ein höfliches Billet, in welchem er sagte, er werde sich freuen, ihn am nächsten Tage um drei Uhr bei sich zu sehen.

Am nächsten Nachmittag, Punkt drei Uhr, übergab denn auch Robert White seine Karte dem Bureaudiener von Sargent & Co. und wurde sogleich in Herrn Sargents Privatzimmer geführt. Dieser stand auf, ihn zu empfangen und sagte: „Es freut mich, Ihre Bekanntschaft zu machen, Herr White, wollen Sie, bitte, hier im Lehnstuhl Platz nehmen! Womit kann ich Ihnen dienen?“

Dabei schaute er White mit einem Blick an, der diesem durch und durch ging, da er fühlte, daß der Spekulant sich zugleich eine Meinung über seinen Charakter bilde, und zwar keine sehr unrichtige.

„Sind wir allein,“ fragte White, „und vor jeder Störung sicher?“

Sargent öffnete die Thür und befahl dem draußen

wartenden Diener, zu sagen, er sei ausgegangen, wenn ihn jemand zu sprechen wünsche, dann verschloß er die Thür, nahm Platz an seinem Pult und sagte: „Nun stehe ich zu Diensten.“

„Wie ich Ihnen schon schrieb, Herr Sargent, wünsche ich eine kurze Unterredung über einen Gegenstand von großer Wichtigkeit,“ begann White.

„Entschuldigen Sie einen Augenblick,“ unterbrach ihn Sargent und nahm eine Kiste Zigarren aus einer Schublade: „Rauchen Sie?“ White lehnte dankend ab.

„Sie werden nichts dagegen haben, daß ich mir eine Zigarre anzünde; während der Geschäftsstunden rauche ich nie, aber um diese Zeit gönne ich mir die kleine Erholung.“

„Bitte sehr,“ erwiderte White und bemerkte, daß, während der Spekulant mit der Zigarre beschäftigt schien und die ersten Züge that, er ihm abermals einen forschenden Blick zuwarf. Der junge Journalist wußte, daß durch dies kleine Manöver seine ohnehin schwierige Aufgabe nicht leichter wurde, aber an dem Ton seiner Stimme war nichts davon zu merken, als er anhub: „Das Geschäft, von dem ich zu sprechen habe, ist ganz persönlicher Art; ich werde Ihnen vielleicht zuerst unbescheiden und zudringlich erscheinen, aber ich versichere Sie im voraus, daß dies nicht in meiner Absicht liegt. Wenn Sie mich

geduldig bis zu Ende hören wollen, werden Sie, denke ich, meine Aufdringlichkeit verzeihen.“

„Schießen Sie los,“ sagte Sargent und blies den Dampf seiner Zigarre in gleichmäßigen Ringen in die Luft, „und treffen Sie so nahe ans Schwarze, als Sie können!“

„Ich wünsche über die Wegnahme der 100 000 Lstrl in Gold von der „Patagonia“ am Nachmittag des 1. April zu sprechen.“

„So?“ fragte Sargent, und blies einen Ring in die Höhe, „und was geht denn mich diese kleine Goldspekulation an?“

„Zur Zeit, als das Gold geraubt wurde, hatten Sie unglücklich spekuliert und waren in Gefahr, fast eine halbe Million Dollars zu verlieren.“

„Hätten Sie mir nicht vorausgesagt, daß Sie zudringlich sein würden, so wäre ich vielleicht selbst auf den Gedanken gekommen!“

„Hören Sie mich zu Ende!“

„Zwar weiß ich nicht, was die „Patagonia“ mit meinen Privatangelegenheiten zu thun hat, aber fahren Sie fort!“

White sprach in demselben ruhigen Ton weiter, in dem er von Anfang an die Unterredung geführt hatte: „Noch ehe das Gold in Nova Scotia ans Land gebracht war, entstand hier eine Panik an der Börse, Ihre Sache

nahm eine andere Wendung. Ihre Associes wahrten Ihren Nutzen und ein bedeutender Gewinn war Ihnen sicher.“

„Nun?“ fragte Sargent gelassen.

„Nun, dann wurde das Gold den Eigentümern der „Patagonia“ zurückerstattet!“

Während White diese Worte sprach, beobachtete er Sargent genau, dieser rauchte ruhig weiter, drehte sich dann aber plötzlich herum und sah dem Journalisten voll ins Gesicht:

„Sie scheinen nicht zu wissen, Herr White, mit wem Sie es zu thun haben! Ich bin nicht der Mann, der sich durch dunkle Anspielungen und geheimnisvolle Winke einschüchtern läßt!“

„Ich habe keine Anspielung gemacht!“

„Ich will Ihnen nur sagen, daß, wenn Sie meinen, ich ließe mich nur so in die Tasche stecken, Sie sich leicht die Finger verbrennen könnten. Sie steuern auf etwas los und gehen, wie die Katze, um den heißen Brei! Wenn Sie etwas zu sagen haben — heraus damit! und bringen Sie die Geschichte zum Klappen!“

„Die Sache läßt sich in fünf Minuten erledigen,“ erwiderte White ruhig.

„Gut, dann laden Sie Ihr Gewehr und schießen Sie los!“ versetzte Sargent, sich behaglich in seinen Stuhl zurücklehnend.

„Es fehlen zwar noch einige Glieder in meiner Kette, aber sie ist, glaube ich, stark genug. So hören Sie denn: Als die „Patagonia“ mit hunderttausend Lstrl. an Bord von Queenstown abfuhr, hatten Sie gerade fünfzigtausend Dollars dringend nötig. Da Herr Josua Hoffmann unerwartet in Newyork zurückgehalten wurde, waren Sie der einzige Passagier auf dem „Rhadamanthus“, der nach Bermudas bestimmt war. Die Mannschaft der Yacht bestand aus Laskaren und der Kapitän hatte große Verpflichtungen gegen Sie.“

Hier bemerkte White, daß Sargent ihm einen schnellen Blick zuwarf, als ob er sagen wollte: „Wie wissen Sie das?“

„Anstatt direkt nach Bermudas zu segeln, fuhren Sie nach der Bank von Neufundland; unterwegs versahen Sie den „Rhadamanthus“ mit einem zweiten Schornstein und einem falschen Bord und stellten auf das Verdeck eine Quäkerkanone.“

Abermals fing White den schnellen Blick Sargents auf, als ob dieser bei aller Selbstbeherrschung doch sein Erstaunen nicht unterdrücken könne, ihn so wohl unterrichtet zu sehen.

„Es gelang Ihnen, die „Patagonia“ aufzuhalten, Sie feuerten die kleine Kanone der Yacht ab, thaten, als ob Sie die Quäkerkanone lüden, schickten an den Kapitän der „Patagonia“ eine Botschaft, die auf der Schreib-

maschine geschrieben war, welche Josua Hoffmann am Tage vor der Abfahrt gekauft hatte. Sie färbten Ihr Gesicht, machten sich durch einen falschen Bart unkenntlich und saßen selbst am Steuer der Schaluppe, welche das Gold in Empfang nahm. Als Sie bei Anbruch der Nacht die „Patagonia“ verließen, dampften Sie direkt nach dem kleinen Landgut an der Küste von Nova Scotia bei Halifax, das Kapitän Mills gehört, und brachten die Kisten heimlich ans Land, ohne von den Zollwächtern bemerkt zu werden. — Ob Sie mit dem Golde fliehen wollten, oder Ihre Verluste an der Börse decken, weiß ich nicht. Beim Landen erhielten Sie die Nachricht von der Panik an der Börse und dem Umschwung zu Ihren Gunsten. Da Sie das Geld nun nicht mehr brauchten, beschlossen Sie, es zurückzuschicken, und das ganze als Aprilscherz gelten zu lassen. Frau Mills gab die Kasten in Halifax nach Newyork auf, während Sie mit der Yacht schnell weiter segelten und Bermudas erreichten, noch ehe Josua Hoffmann auf dem großen Dampfboot dort anlangte. Sie glaubten, daß, nachdem die Eigentümer das Gold wieder erhalten hätten, das Abenteuer der „Patagonia“ in Vergessenheit geraten würde, noch ehe Sie von Bermudas zurückkämen; um aber ganz sicher zu gehen, beredeten Sie Herrn Hoffmann, den „Rhadamanthus“ nach Rio Janeiro zu schicken — vor sechs Stunden hat er Sandy Hook passiert.“

Als White hier schwieg, drehte sich Sargent auf dem Stuhl herum und langte nach einer neuen Zigarre aus dem Kasten.

„Sind Sie zu Ende?“ fragte er.

„Ich bin zu Ende,“ versetzte der Journalist, „auf Ihren Wunsch habe ich die Geschichte so kurz wie möglich erzählt, aber ich habe sie außerdem mit allen Daten und Zahlen niedergeschrieben, vielleicht möchten Sie es einmal durchsehen.“

Sargent nahm das flache kleine Paket, das White ihm hinhielt und ließ es in die Tasche gleiten, dann steckte er seine zweite Zigarre an der ersten an und sagte scherzhaft: „Das ist ja eine sehr hübsche kleine Geistergeschichte, Herr White, aber glauben Sie denn, daß sich etwas damit machen läßt?“

„Ich denke, das Publikum wird sich dafür interessieren, wenn —“

„Nun wenn? —“

„Wenn ich sie veröffentliche! —“

„Ah so!“ — Sargent lächelte bedeutungsvoll, während der Ausdruck seines Gesichts plötzlich ein ganz anderer wurde. „Sehr wohl, — was verlangen Sie?“

„Wie meinen Sie?“ entgegnete White und sah ihn fragend an.

„Wie viel wollen Sie haben?“

„Herr Sargent!" — rief White und sprang entrüstet auf.

„Setzen Sie sich, Herr White, wir sprechen jetzt von Geschäften, wie viel wollen Sie haben, um die Geschichte zu verschweigen?" Der junge Mann faßte krampfhaft die Lehne seines Stuhls: „Denken Sie, daß ich für eine erbärmliche Summe Geldes — —"

„Wer spricht von einer erbärmlichen Summe? — Ich habe gefragt, wie viel wollen Sie? —"

White hatte seine Fassung zurückgewonnen: „Sie kennen mich nicht, Herr Sargent, wenn Sie meinen, daß ich mich bestechen lasse! Ich zögere nur noch mit der Veröffentlichung der Angelegenheit, weil ich mir nicht ganz klar bin, was meine Pflicht ist in dieser Sache zu thun, vielleicht könnte ich mich leichter dazu entschließen, von Ihren Beziehungen zu der „Patagonia" nichts verlauten zu lassen, wenn es in meinem eigenen Interesse läge, Ihren guten Ruf zu schützen — wenn ich, in einem Wort, zu Ihrer Familie gehörte!"

„Ich soll Sie doch nicht etwa adoptieren?" fragte Sargent rauh.

„Das nicht," — versetzte White und hielt einen Augenblick inne, nun er vor der Entscheidung stand, — „aber ich wünsche Ihre Tochter zu heiraten!"

Sargent sah ihn starr vor Staunen an.

„Sie wollen meine Tochter heiraten? — Aber dann ist doch die Hauptfrage, was sie darüber denkt!"

„Sie hat versprochen, mir anzugehören, als wir uns das letztemal sahen!“

„Was!“ rief Sargent und sprang vor Überraschung auf.

„Wenn Sie nämlich Ihre Einwilligung geben!“

„Aber, ich habe Dorothee immer gesagt, ich würde sie nicht hergeben; ich will sie bei mir behalten und brauche sie selbst.“

„Das hat sie mir gesagt!“

„Und doch hat sie sich mit Ihnen verlobt?“

„Ja, aber wir werden nicht heiraten, bis wir Ihre Einwilligung haben!“

„Und Sie denken, ich soll nachgeben?“ fragte Sargent barsch.

„Ich kam heute hierher, Sie darum zu bitten!“ erwiderte White in sanftem Ton.

„Nun, meiner Treu, Ihnen fehlt's nicht an Keckheit,“ sagte Sargent, indem er sich wieder setzte und seine Zigarre an einem Streichholz anzündete.

„Willigen Sie ein?“ fragte White gespannt.

Sargent that zwei oder drei Züge, dann versetzte er: „Natürlich, ich muß wohl! Das Mädchen macht mit mir, was sie will; ich habe ihr noch nie etwas abgeschlagen und wenn sie Sie zum Manne haben will, so kann ich nicht nein sagen.“

„Tausend Dank!“ begann White.

„Mir brauchen Sie nicht zu danken,“ unterbrach ihn

Sargent, „gehen Sie nur zu ihr, danken Sie ihr und melden Sie sich heute bei uns zu Mittag an.“

Als Sargent und White die Treppe hinuntergingen, stießen sie auf einen Hausierer, der sie anbettelte; der Spekulant schimpfte erst tüchtig auf ihn und gab ihm dann ein Geldstück. Unten im Hausflur kam ihnen Eduard Duncan entgegen, der in sein Bureau gehen wollte, und der glückliche White hielt ihn an, um ihm seine Verlobung mitzuteilen und ihn zu fragen, ob er wisse, mit wem?

„Natürlich,“ versetzte sein Freund, „mit Fräulein Dorothee!“

Sargent und White gingen dann weiter und der Rechtsanwalt stieg die Treppe hinauf. Auf dem ersten Absatz sah er ein kleines flaches Paket liegen, hob es auf und nahm es mit in sein Bureau, um zu sehen, wer es verloren haben könne. —

Im September wurde die Hochzeit von Dorothee Sargent und Robert White in Newport, dem glänzenden Badeort, fröhlich gefeiert.

Samuel Sargent, der nun allein blieb, stürzte sich mit ganzer Energie in die Politik. Am Abend des Tages seiner Unterredung mit White machte er eine unangenehme Entdeckung: er konnte das Paket nicht finden, das die ausführliche Darlegung der „Patagonia“-Affaire enthielt, und er hätte doch darauf schwören mögen, er habe es in

die Tasche gesteckt, als White es ihm gab. Zuerst wagte er nicht, seine ehrgeizigen Pläne zu verfolgen, denn wenn diese Papiere in die Hände eines politischen Feindes gefallen waren, so konnte von seiner Wahl nicht mehr die Rede sein. Aber da die Zeit verging und er von dem verlorenen Paket nichts zu hören bekam, begann er zu hoffen, es sei vernichtet worden, ohne daß es jemand gelesen habe. Wenige Tage nach der Hochzeit seiner Tochter erhielt er seine Ernennung zum Kongreßmitglied, um derentwillen er kein Mittel unversucht gelassen hatte, und dankte seinen Wählern in gerührten Worten für die ihm erwiesene Ehre.

Am nächsten Tage fiel das Damoklesschwert herab! Er erhielt ein kurzes, scharfes Billet des Inhalts: er solle sofort eine Entschuldigung finden, um die Ernennung abzulehnen, sonst würde die volle Wahrheit über seine Beziehungen zu der am ersten April erfolgten Beraubung der „Patagonia" veröffentlicht werden.

Da wußte Samuel Sargent, daß eines Feindes Auge über ihm wache und daß seine politische Laufbahn für immer zu Ende sei. Als er die unheilvolle Botschaft noch einmal überlas, sah er, was ihm das erstemal entgangen sein mußte: sie war auf einer Schreibmaschine geschrieben und „Lafitte" unterzeichnet.

Tante Carolinens Geschenk.

Von Ed. Hale.

Ja, wir waren wirklich verheiratet! Der Prediger hatte unsere Hände in einander gelegt und uns den Segen der Kirche erteilt. Als er mir dann von Herzen Glück wünschte, hatte er Thränen in den Augen und küßte Elinor, die er vor zwanzig Jahren getauft hatte, mit väterlicher Liebe. Nun folgten die Verwandten und Freunde in langem Zuge, und jeder brachte seine guten Wünsche an.

Eine der ersten war Tante Karoline. Sie ist Elinors Tante, aber wir haben sie beide gleich lieb, denn eine bessere, treuere und liebevollere Tante wäre wohl schwer zu finden — niemand zur Last oder im Wege und immer zur Stelle, wenn man sie braucht.

„Lieber Felix, liebe Elinor", sagte sie und trat zu uns heran, „die besten Glückwünsche! — mein Hochzeits-geschenk — nun ja — es ist etwas groß und läßt sich

nicht gut herumtragen; darum habe ich bestellt, daß man es gleich in Euer neues Haus schafft, und wenn Ihr wiederkommt soll es Euch dort erwarten und willkommen heißen. Hoffentlich wird es Euch gefallen.“

„Natürlich wird es uns gefallen, liebe Tante, wir würden uns darüber freuen und wenn es auch nur ein Stück Holz ist“, meinte Elinor und küßte und umarmte die gute Tante aufs zärtlichste. Wohl zwanzigmal während der Hochzeitsreise dachten wir an das Geschenk, zerbrachen uns den Kopf und rieten hin und her, was denn das große Ding wohl sein könne. Endlich nach vierzehn glücklichen Tagen voll Liebe und Lust fuhren wir an dem hübschen Häuschen vor, in dem wir unsere Heimstätte gründen wollten; ich hob Elinor aus dem Wagen und rief: „Willkommen daheim, mein Herz, mein süßes Leben!“

Sie küßte mich, lief voran in das Haus und sagte: „Nun werden wir es sehen!“

Ach ja! Wir sahen es nur zu bald. Brigitte hatte zu unserem Empfang das neue Wohnzimmer erleuchtet und in ihrem Enthusiasmus alle Lichter angezündet, die anzuzünden waren. Onkel Tristrams Geschenk, die große Hängelampe, brannte über dem Tisch in der Mitte. Auf jedem der bronzenen Armleuchter auf dem Kaminsims hatte sie vier rote Wachskerzen angezündet. Die Bronzeleuchter stammten vom Vetter Jotham. Auch die beiden Studierlampen gegenüber auf dem Klavier, die mir zwei

Freunde verehrt hatten, waren angesteckt. Und all' dieser Glanz und dieses Licht strahlte zu Ehren von Tante Karolinens Geschenk, das am andern Ende des Zimmers, der Thür gegenüber, sich sofort den Blicken des Eintretenden aufdrängte.

Es war ein wirklich entsetzliches Gemälde, eine Darstellung des Gleichnisses vom verlorenen Sohn. — Durch was für List und Schlauheit die gute Tante Karoline in den Laden gelockt worden war, gerade als ihr die tausend Dollars, die sie für Elinors Hochzeitsgeschenk bestimmt hatte, in der Tasche brannten — weiß ich nicht; durch welche freche Betrügerei es dem Verkäufer glückte, das schreckliche Machwerk an sie los zu werden, bleibt unaufgeklärt. Genug, unser Schicksal war besiegelt!

Das Gemälde war sechs Fuß hoch und acht lang, der Rahmen enorm groß nnd sehr kostbar, die Komposition im höchsten Grade abgeschmackt. In der Mitte des Bildes sah man bei einem Festmahl eine Gruppe von Leuten, nämlich den „Verlorenen Sohn," seine Eltern und andere Gäste, die seine Rückkehr mitfeiern sollten. Im Hintergrunde stand singendes Volk oben auf einer Galerie, unter derselben — jedoch fern ab von den Gästen und nur schwach beleuchtet, — sah man Tänzer und Tänzerinnen, die das Tambourin über dem Kopfe schwangen. Alles dies ging im Freien, aber unter Säulen und Bogengängen vor sich. Rechter Hand und

der Absicht nach in der Ferne, stand ein Mann in Hemdärmeln und fütterte die Säue mit Maiskolben. Auf der anderen Seite, als Gegenstück, sah man einen Fleischer, der einem Kalb die Kehle durchschnitt. Nach einer Andeutung, die Tante Karoline fallen ließ, muß ich annehmen, daß die glückliche Vereinigung von drei Ereignissen auf einer Leinwand sie zu dem Entschlusse gebracht hatte, das Bild zu kaufen. „Es stellt das ganze Gleichnis auf einmal dar, sagte sie voll Begeisterung, nicht nur einen Teil davon!"

Da hing nun das Bild, und nahm eine ganze Wand unseres Wohnzimmers ein, das wir uns so hübsch eingerichtet hatten und in dem meine liebe Elinor die meiste Zeit am Tage zubringen wollte. Wir warfen einen Blick darauf, hörten Brigitte's schwärmerische Bewunderung stillschweigend an und gingen so schnell wie möglich weiter, in das Speisezimmer und von da in mein Arbeitszimmer, um alles in Augenschein zu nehmen. Hier setzte ich schließlich Elinor in meinen Lehnstuhl, holte eine Lampe aus dem Wohnzimmer und befahl Brigitte, die übrigen Lampen und Lichter auszulöschen.

So ging es aber nicht alle Tage. Wenn Leute in Geschäften zu mir kamen, konnte Elinor nicht bei mir im Zimmer bleiben. Sie war zu stolz, um sich aus ihren eigenen vier Wänden vertreiben zu lassen und kämpfte lange tapfer gegen ihre Gefühle.

„Tante Karoline hat doch gewiß nicht die Absicht gehabt, mir die Ruhe in meinem eigenen Hause zu nehmen! Warum sollte ich oben im Schlafzimmer sitzen, wenn ich ein so hübsches Wohnzimmer habe!“

Mit solchen und ähnlichen Worten sprach sich Elinor Mut ein, aber sie hatte sich zu viel Kraft zugetraut.

„Wenn ich allein wäre“, sagte sie, „so ließe es sich ertragen; ich könnte den ‚Verlorenen‘ — so nannte Elinor die Vier- und Zweifüßler auf dem Bilde mit einem Sammelnamen — den Rücken zudrehen! Sieh, hier steht mein Nähkorb und alle meine Sachen und hier mein Schreibtisch. Ich sehe gerade nach der andern Seite. Aber die Bekannten! Jeder der mich besucht, sieht immer und immer wieder nach den ‚Verlorenen‘ und ich mag thun, was ich will — die ganze Unterhaltung dreht sich um sie“.

Mit Beziehung auf das Bild konnten wir unsere Besucher in drei Klassen teilen. Da waren zuerst die offenherzigen, freimütigen Leute, die eine eigene Meinung hatten. Sie sagten — wie hätte das auch anders sein können? — daß ihnen das Gemälde außerordentlich mißfiele. Einige gingen sogar so weit, Elinor zu fragen, wie sie etwas so Geschmackloses um sich dulden könne. Die meisten hielten dies zwar nicht für höflich, aber nur sehr wenige besaßen genug Takt und Selbstüberwindung, um ganz zu schweigen.

Die zweite Klasse war zahlreicher; sie bestand aus Personen, die gar nichts von den schönen Künsten verstanden, aber gern belehrt sein wollten über das, was für schön galt und zu einem richtigen Urteil gehörte. Nun stand ich aber als Kunstkenner in ganz Netherstone in hohem Ansehen — ich darf das sagen, ohne mich besonders zu rühmen — und da die Leute das Bild in meinem Hause sahen, wußten sie, daß sie es eigentlich bewundern müßten, wenn es ihnen auch vom natürlichen Standpunkt aus noch so abscheulich vorkam. Bei solchen unglücklichen Versuchen erzwungener Bewunderung mußte dann meine arme Frau die ganze Zeit über mit ihnen vor dem Scheusal stehen. Kam ich nun aus dem Geschäft zurück und fand sie halbtot vor Ermattung, so antwortete sie auf meine besorgten Fragen nur mit dem tiefen Seufzer: „Wieder die schrecklichen ‚Verlorenen‘.“

Die dritte Klasse, die kleinste aber allerunangenehmste, bestand aus solchen Besuchern, die das Bild nach allen Richtungen hin bekrittelten. Nicht viele wagten es in meinem Hause, eines meiner Gemälde durch und durch wertlos zu nennen, und kein gutes Haar daran zu lassen, aber gerade die unliebenswürdigsten unserer Bekannten thaten das mit Wonne. Und so wunderlich ist die menschliche Natur geartet, daß uns dieser Tadel am allerverdrießlichsten war. Wir hatten das Gefühl, als sprächen die widerwärtigen Menschen ihn nur aus, um uns etwas

Unangenehmes zu sagen, und was konnten wir ihnen erwidern? Sollten wir unsere liebe gute Tante Karoline ihrem herzlosen Spott und Gelächter preisgeben? Nimmermehr!

Die unfreundliche Kritik war eben so schwer zu ertragen als die freundliche.

„Es ist wahrhaft fürchterlich, ganz unerträglich!“ Das war der Klageruf, den ich fast täglich von meiner armen Frau zu hören bekam.

Wir hätten das Monstrum gern auf den Boden oder in den Keller geschafft, oder es im Feuerofen brennen lassen — aber wenn Tante Karoline uns einen ihrer lieben Besuche machte, was oft geschah, merkten wir wohl, daß sie ihr Geschenk, ohne viel darüber zu reden, mit so zärtlichen Blicken betrachtete und eine solche Herzensfreude daran hatte, daß meine arme Elinor sich jedesmal wieder für ihre heldenmütige Selbstüberwindung belohnt fühlte. —

Als wir alle Anstandsbesuche empfangen und erwidert hatten, machte Elinor noch zum Schluß einen zweitägigen Besuch bei einer lieben alten Freundin. Ich benutzte sogleich ihre Abwesenheit, ließ den Tapezierer kommen und schaffte die „Verlorenen“ mit seiner Hilfe in das Speisezimmer. Als Tante Karoline bei ihrem nächsten Besuch das Bild nicht an seinem gewöhnlichen

Platz fand, machte sie ein betrübtes Gesicht. Ich aber versicherte ihr kühnlich, daß das Licht im Speisezimmer besser sei und die Abbildung des Festmahls am besten dorthin passe. Bei dem Vertrauen, das Tante Karoline zu meinem Kunstgeschmack hatte, pflichtete sie mir natürlich bei, wenn auch mit etwas trübseliger Miene. So konnte denn meine liebe Frau bei ihrer Rückkehr die Besuche ihrer Bekannten in Ruhe genießen.

Nicht etwa, als ob Elinor und ich uns mit der Zeit an das Bild gewöhnt hätten. Das war unmöglich. Aber ich saß immer mit dem Rücken dagegen und sie rechts davon, auch hatten wir uns angewöhnt, das Zimmer zu verlassen, ohne das Bild anzusehen. Außerdem verhüllten wir es im Sommer mit einem Gazevorhang gegen die Fliegen.

Leider war aber unser Triumph nur von kurzer Dauer. — Ich gab eine kleine Mittagsgesellschaft zu Ehren des berühmten Botanikers Sir William Hartley, der sich auf der Durchreise befand. Es war gerade um Weihnachten, also keine Zeit für Fliegen. Einen unterhaltenderen Gesellschafter als unseren Gast konnte man sich nicht vorstellen, und auch die anderen Freunde, die wir eingeladen hatten, waren in liebenswürdigster Stimmung. Sir William erzählte gerade bei der Suppe eine lustige Geschichte von dem Emir von Kabul und war bis zur Pointe gekommen, als Brigitte seinen Teller

wechselte, und er beim Aufblicken die Säue und den unglücklichen „Verlorenen" bemerkte.

Obgleich ein Mann von Welt, geriet er doch außer Fassung. Das Wort erstarb ihm auf der Lippe, und es dauerte mehrere Sekunden, bis er sich mit erzwungenem Lächeln wieder zu Elinor wandte, um die Unterhaltung fortzusetzen. Natürlich blickten die übrigen Gäste einer nach dem andern auch in die Höhe, um zu sehen, was ihn so versteinert hatte.

Elinor erzählte später unter Thränen, daß Sir William von jenem Augenblick an mit ihr gesprochen hätte, als wäre sie unzurechnungsfähig. Als er dann abreiste, ohne ihr auch nur einen Abschiedsbesuch zu machen, fand sie es ganz natürlich, daß er nicht noch einmal ein Haus betreten wolle, wo man solch ein Unding an der Wand hängen habe.

Zu Weihnachten reiste Elinor auf Besuch zu ihren Eltern und der Tapezierer mußte wieder herbei. Wir schafften das abscheuliche Ding in mein Studierzimmer. Ich ließ ein Büchergestell abbrechen und an dessen Stelle die „Verlorenen" an die Wand hängen. Sie hatten da ein total falsches Licht, aber das war um so besser. Ich stellte mein Stehpult so, daß ich ihnen beim Schreiben den Rücken wandte und meine Besucher befahl ich dem Schutz des Himmels an. —

Am Neujahrstag war Elinor zurück, und Tante

Karoline, die sie begrüßt hatte, blieb bis zum zweiten Frühstück bei uns. Vor wenig Tagen hatte ich ihr erst gesagt, wie gut das Licht im Speisezimmer sei und ich hätte vor Scham in den Boden sinken mögen, als ich sah, wie sie von ihrem Platz aus — demselben, auf dem Sir William Hartley gesessen hatte — nach der Wand blickte, wo jetzt Vernets „Gideon" an Stelle der „Verlorenen" hing.

Der Ausdruck des Erstaunens in ihrem Gesicht war nicht zu verkennen, aber die gute Tante sagte nichts.

„Wir haben das Bild — Dein Bild — den ‚Verlorenen Sohn' in mein Studierzimmer geschafft, liebe Tante", sagte ich, und fügte wie durch plötzliche Eingebung mit dem Mut der Verzweiflung hinzu: „Ich will die Kinder aus der Sonntagsschule einladen, um es anzusehen".

Tante Karoline erwiderte zwar nichts, aber ich hoffe, sie fühlte sich nicht gekränkt.

Noch vor dem Einschlafen machte ich meine grobe Unwahrheit wieder gut, indem ich an jeden meiner Sonntagsschüler eine Einladung auf Donnerstag Abend zum Thee schrieb, — und alle kamen.

Wir unterhielten die Kinder so gut wir konnten und nach dem Abendbrod warf mir meine Frau einen mahnenden Blick zu, der mich zu handeln trieb.

„Möchtet ihr nicht in mein Arbeitszimmer kommen,

und mein großes Bild vom ‚Verlorenen Sohn' ansehen?"

„Ja wohl! ja wohl!" riefen alle im Chor.

Wir zogen über den Vorsaal in mein Studierzimmer. Das Bild war gut beleuchtet, die Kinder stellten sich davor, Herr Clarkson, der Aufseher, stand an der einen Seite, ich an der andern. Zwei der Mädchen kicherten, glaube ich; nun räusperte ich mich und begann:

„Die Darstellung ist teils realistisch, teils allegorisch. Die großen Säulen in der Mitte trennen, so zu sagen, das Bild der Gegenwart von den Bildern der Vergangenheit. Auf dem Bilde rechts sieht man den armen verlorenen Sohn; er ist so bleich, weil er hungrig ist und blickt gierig nach den Trädern. Seht ihr, wie die Säue sie fressen, gerade wie es in der Bibel steht! Im Hintergrund, auf dem Bilde der Gegenwart, sieht man die Tänzer, und die Leute auf der Galerie sind die Musikanten".

Mir war ziemlich schlecht zu Mute, während ich dies verwirrte Zeug sprach, und Herr Clarkson mit einem Stabe auf die Figuren deutete, die ich erwähnte.

Keins der Kinder sprach ein Wort. Das Todesschweigen, das auf der Versammlung lag, fing an, drückend zu werden, alle fühlten, daß etwas gesagt werden müsse. Auf einmal unterbrach Josef Proctor die Stille. In der Sonntagsschule weiß er nie etwas, wenn es sich um

Lehren des Glaubens oder der Moral handelt, jetzt aber stieß er plötzlich heraus: „Sind denn das englische Schweine oder was für welche? Für unsere sind die Schwänze zu fest gedreht und die englischen haben doch nicht so lange Beine!“

Nicht ich, sondern Herr Clarkson gab die kühne Antwort: „Das sind Schweine von der Zucht der Edomiter“.

Die ganze Gesellschaft brach in ein helles Gelächter aus; ich weiß nicht, ob mehr wegen der Frage oder wegen der Antwort. Von einer erbaulichen Stimmung war jetzt keine Rede mehr. Ich war froh, als es neun Uhr schlug und die Kinder sich empfahlen.

Der Winter war vergangen und wir befanden uns im Monat März. Zum Glück für Elinor und mich war es ein warmer Monat, und am 10ten bemerkte ich zwei große Fliegen auf meiner Fensterscheibe. Früher hätte ich sie totgeschlagen, aber jetzt lief ich zum Leinenschrank, holte die Gaze heraus und verhüllte damit den „Verlorenen Sohn“, um ihn vor Schaden zu schützen. Nachdem ich dies mit eigener Hand gethan, fühlte ich mich auf eine Zeitlang wie von einer Last befreit.

Es wäre thöricht, wollte ich sagen, daß wir uns in dem Hause nicht unseres Lebens freuen konnten. Wir thaten das von Herzen, aber doch verging sicherlich kein Vormittag, kein Nachmittag, noch Abend, ohne daß der „Verlorene Sohn“ oder sein Vater, sein älterer Bruder

oder der Fleischer, einer der Tänzer oder vielleicht eine der Säue aus dem gräßlichen Bilde trat, um unsere Freude und unseren Genuß zu stören.

Vielleicht bestärkte mich dieser Zustand der Dinge, ohne daß ich es wußte, in dem Entschluß, das Haus zu schließen, die Dienstboten zu entlassen und zum Sommeraufenthalt nach Tower Hill zu gehen. Man hat dort eine hübsche Aussicht und braucht nicht unter der Hitze zu leiden.

Die Zeit verfloß uns hier aufs angenehmste. Elinor nähte, skizzierte und las nach Herzenslust. Ich schriftstellerte fleißig, nahm jeden Morgen ein Seebad und las am Nachmittag die besten neueren Produkte der Tageslitteratur vor. So verlebten wir den Sommer in Frieden, ohne Säue und Träber, ohne bußfertige Verlorene, oder eifersüchtige ältere Brüder, bis es September wurde.

Eines Morgens saßen wir nach dem Frühstück mit einigen Bekannten plaudernd auf der Veranda des Hotels, als Vanderdyke auf mich zutrat. Er gehört zu den unangenehmen Menschen, die gern schlechte Nachrichten überbringen. „Sind Sie nicht Herr Throop?“ fragte er.

„Jawohl!“ versetzte ich.

„Aus Netherstone?“

Ich bejahte abermals.

„Dann sind Sie wohl gemeint,“ sagte er und deutete nicht ohne sichtliche Befriedigung auf eine telegraphische Notiz in dem Zeitungsblatt, welches er in der Hand hielt. Sie lautete:

„Feuersbrunst in Netherstone. Ohio.“ „Gestern zerstörte eine Feuersbrunst in Netherstone, Ohio, die Häuser der Herren Felix Throop und William Jackson. Schaden 15000 Dollars.“

Ich teilte meiner armen kleinen Frau die Unglücksbotschaft mit und wir rüsteten uns so schnell wie möglich zur Abreise. Bald darauf erhielten wir Gewißheit durch ein Telegramm von John Bradford: „Zu spät, nur wenig gerettet.“

Am Nachmittage des nächsten Tages erreichten wir Netherstone. Auf der letzten Station sah mir Elinor lächelnd ins Gesicht.

„Felix, ein Trost ist doch dabei,“ sagte sie.

„Jawohl!“ erwiderte ich.

„Wir werden die schrecklichen Schweine nie wiedersehen!“

„Nie wieder!“ sagte ich, „bei allem Unglück ist doch immer noch etwas Gutes.“

Ich hatte an Bradford telegraphiert, und er empfing uns nebst anderen Freunden auf dem Bahnhof.

„Es kam so plötzlich,“ meinte Bradford, „es war schon Nacht und dabei starker Nordwestwind.“

„Aber etwas wird Ihnen Freude machen, Herr Throop,“ sagte Clarkson.

„Wirklich?“ versetzte Elinor heiter, „was denn?“

„Als der Qualm und Rauch gerade am schlimmsten war, kam der junge Proctor, Ihr Sonntagsschüler, mit drei Gefährten herbeigelaufen. Sie setzten Leitern an, schlugen die Fenster der Studierstube ein, mit seinem eigenen Taschenmesser schnitt er das große Bild aus dem Rahmen heraus — und das ist gerettet!“

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Verlag von **Robert Lutz** in **Stuttgart.**

Von der

Sternbanner-Serie

Amerikanischer Humoristen und Novellisten

(jeder Band von ca. 300 S. *M.* 2.50)

sind erschienen:

Band I:

Stockton, Ruderheim.

Häusliche Erlebnisse eines jungen Ehepaares.

Deutsch von **M. Jacobi.**

Urtheile über Ruderheim:

Weserzeitung (Bremen):

Die Schilderung des ehelichen Lebens des jungen Paares, das, um sein eigen Heim zu bewohnen, sich in einem aufs Land gezogenen Canalboot — daher der Name „Ruderheim" — häuslich eingerichtet, die Erzählung der Erfahrungen, die es mit seinen Dienstboten macht, der Sommerfrischen, in denen es sich zerstreut, diese Bilder aus dem Kreise des kleinen bürgerlichen Lebens sind in so behaglicher Detailmalerei ausgeführt, daß die Lektüre des hübsch ausgestatteten Bandes viel Vergnügen macht und den Wunsch erregt, recht bald die nächsten Bände der Serie kennen zu lernen.

verte!

Fremdenblatt (Hamburg):

Die Lektüre dieses reizenden humoristischen Buches eignet sich für Jung und Alt, Arm und Reich; jeder wird von der harmlos-fröhlichen Laune des Verfassers hingerissen werden.

Königsberger Allg. Zeitung:

Es steckt so viel gesunder Humor in diesem reizenden Werke, daß der Leser sich aufs angenehmste unterhalten findet und das Buch gern auch ein zweitesmal zur Hand nimmt.

Bund (Bern):

Das Buch ist so harmlos heiter und hat dabei so manche Anklänge an eine gemüthliche Robinsonade, daß man es namentlich unserer reiferen Jugend, insbesondere der weiblichen, empfehlen darf . . .

Neue Triester Zeitung:

„Ruderheim" ist ein Werk, durch dessen Verdeutschung sich Übersetzer und Verleger unseren vollen Dank verdient haben. Selbst Rabbi Ben Akiba müßte darüber bekennen: Das ist noch nicht dagewesen. Dieser originelle Humor, neben dieser realistischen Färbung, kann nur im Lande der Self-made-men gedeihen.

Hausfrauenzeitung (von L. Morgenstern):

Ruderheim zeichnet sich durch leichte Erfindung, treffliche Schreibweise, einen gesunden Humor und sittliche Reinheit aus.

Deutsche Zeitung (Wien):

. . . Dem behaglichen Humor des Ruderheim wird man kaum widerstehen . . .

Frankfurter Zeitung:

Die Sternbanner-Serie ist durch Ruderheim recht gut inauguriert . . .

Grenzboten:

Wenn man die zwei Bände (— „Ruderheim" — und „Mark Twain, Unterwegs und Daheim") gelesen hat, wie wir es gethan haben, dann ist man in sehr vergnügter Stimmung und weiß den Uebersetzern Dank für die übermittelte Unterhaltung . . . . . .

Sternbanner-Serie.

Band II:

Mark Twain, Unterwegs und Daheim.

Neue Sammlung humoristischer Skizzen.

Band III:

Novelletten

und

Skizzen

amerikanischer Meister der Short Story:

Aldrich, Bishop, Deming, Matthews, O'Brien, Stockton u. A.

In Vorbereitung

Band IV:

Stocktons kleine Erzählungen.

Ausgewählte Sammlung.

Verlag von **Robert Lutz** in **Stuttgart.**

Humoristische

Gesundheitsbibliothek

von **M. Reymond.**

I.

Der kleine

Schweninger

oder:

Kein Schmerbauch mehr!

Ein Reimbrevier für Dicke und solche, die es werden wollen.

Aus der Widmung:

Allen, die das Heil des Lebens
Suchen in des Magens Füllung,
Denen des Entwicklungsstrebens
Höchstes Ziel die Speckumhüllung;
u. s. w. u s. w.

II.

Der

kleine Jäger.

Ein lustig Reimbrevier für Wollene u. Nichtwollene.

Vorwort:

Was Wollenjäger schlau erdacht
Hat er in ein „System" gebrach',
Das manches Ungereimte zwar,
Doch viel auch bringt, was gut und wahr,
Aus jenem Jäger'schen „System"
Entstand dies woll'ne Lehrpoem;
Dem Vorbild formgetreu entspricht's,
Nur ungereimt erscheint hier nichts.

III.

Die

kleine Hygieia

in Stube, Küche u. Keller.

Ein Hausfrauenbrevier.

Vorwort:

Wie des Dichters Worte lehren,
Sollen wir die Frauen ehren,
Weil sie Himmelsrosen weben
In das düstre Erdenleben.
Wohl, Ihr holden Weberinnen,
Ehr' vollauf sollt Ihr gewinnen;
Webt nur fleißig Ros' an Rose,
Aber, bitte, — dornenlose!

Jedes Bändchen in farbigem Umschlag und reich illustriert kostet *M.* 1. — und ist in den meisten Buchhandlungen vorräthig. — Bei Bezug von der Verlagsbuchhandlung sind 10 ₰ für die Frankatur beizufügen.

Verlag von **Robert Lutz** in **Stuttgart.**

Der verzauberte Apfel
oder
Hugendubels Leiden.

Eine seltsame und kläglich zu lesende Histori in 6 Abentewern
von
Heinrich Bauer.

Zweite Auflage.

Illustrirt von E. Klein.

Preis ℳ 2. 50 broschirt, ℳ 3.— gebunden.

(Illustrationsprobe siehe Rückseite.)

Die ersten Organe der Presse in Deutschland, Oesterreich und der Schweiz empfehlen den „verzauberten Apfel“ als ein **Meisterstück des Humors.**

Die **Kölnische Zeitung** schreibt: K. A. Kortüm hat allerlei Ernstes und Heiteres geschrieben, aber nur seine „Jobsiade, oder Leben, Wanderungen und Thaten von Hieronymus Jobs dem Kandidaten“ hat ihn den wenigen Unsterblichen der derb-komischen deutschen Dichtung zugesellt. Seinesgleichen hat er jetzt in H. Bauers Seminaristengeschichte gefunden.

Straßburger Post: Diese „Kulturbilder aus dem schwäbischen Stiftsleben“ kommen an humoristischer Wirkung den Hackländerschen gleich, übertreffen diese aber durch den tiefen Hintergrund, auf dem sie erbaut sind . . .“

Frankfurter Zeitung: „Freunde echten Humors finden in diesen Schilderungen des Seminaristen Hugendubel eine Lektüre, die gewiß ihren Geschmack befriedigen wird.“

Berliner Post: „Ein wirklicher, natürlicher und warmer Humor durchdringt diese kleine Erzählung, die verdient, auch im Norden gelesen zu werden.“

In ähnlichen Ausdrücken bewegen sich die Urtheile vieler anderer Zeitungen: Der Breslauer Zeitung, der Königsberger Allgemeinen Zeitung, der Dortmunder Zeitung, der Süddeutschen Presse in München, der Wiener „Presse“ etc.



Illustrationsprobe aus:

H. Bauer, Der verzauberte Apfel.

(s. vorstehend.)

Verlag von **Robert Lutz** in **Stuttgart.**

Kadettenlust, Kadettenleid.

Humoristisches Tagebuch in Reimen von

E. von Enzberg.

(*M.* 1. 20 brosch., *M.* 1. 60. gebunden.)

Urtheile der Zeitungen:

Staatsanzeiger (Württemb.) .. Die tausendfachen komischen Verwicklungen, welche das Zusammenleben einer sprudelnden Jugend mit sich bringt und die zahlreichen Konflikte, in welche dieselbe mit der militärischen Disziplin und der strengen Hausordnung geräth, sind hier in frischer und witziger Darstellung geschildert. —

Hamburger **Reform**: Das Büchlein athmet eine so frische Lebenslust und bewegt sich in einer so ansprechenden Darstellung, daß es voraussichtlich viele befriedigte Leser findet.

Post (Berlin): Die Humoresken werden bei den Offizieren im Reich liebe Erinnerungen wachrufen... Als Geschenk kann das Büchlein allen Freunden gesunden Humors und der Armee bestens empfohlen werden.

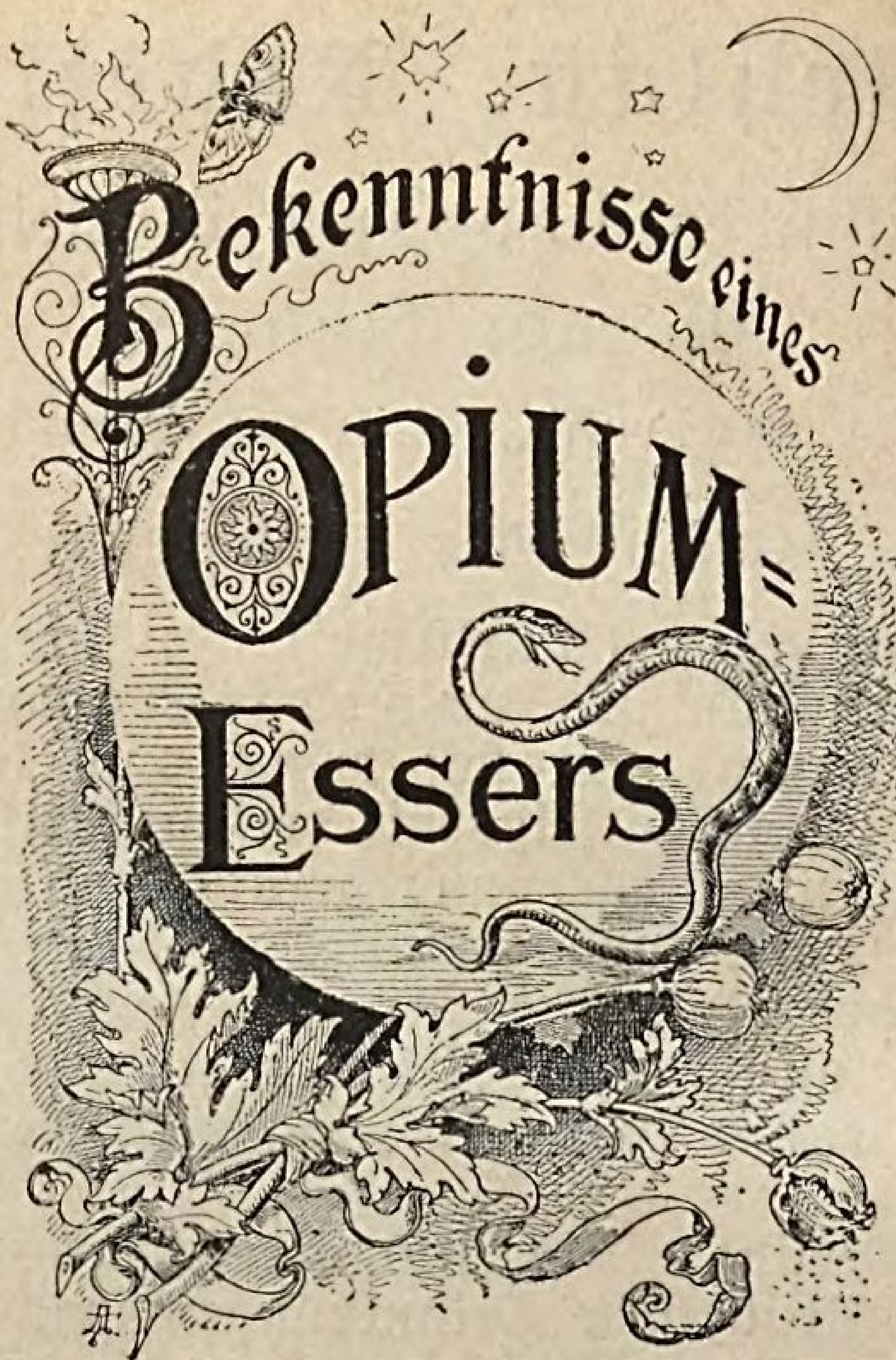
Straßburger Post: „Von der Einkleidung zum Kadetten bis zum wohlbestandenen Fähnrichsexamen verfolgt der Verf. all die kleinen, für ein Kadettenherz aber so großen und wichtigen Ereignisse beim Morgenkaffee, Appell, Unterricht, in Spiel- und Arbeitsstunde, beim Exerzieren, beim Baden, Fechten, Schwimmen, bei Vergnügungspartieen und bei kleinen Ausschreitungen u. s. w., bis zu dem endlich befreienden Examen. . . . Ueberall verfolgen wir mit innerem Behagen die Erlebnisse der schmucken kleinen Kerle, die mit dem einen Fuß in den Kinderschuhen stecken, den andern schon zu dem Paradeschritt gehoben haben, der sie zu der lorbeerumrauschten Höhe, auf welcher die Feldmarschallstäbe wachsen, emporführen soll. Das Büchlein werden auch Nichtmilitairs mit Vergnügen lesen."

Verlag von Robert Lutz in Stuttgart.

Verfasser:

Thomas de Quincey.

176 S.



Uebersetzt von

L. Ottmann.

Mk. 2.40.

Das berühmte Werk des Engländers de Quincey erscheint hier zum erstenmale in einer deutschen Uebersetzung. Der Verfasser, einer der geistreichsten Schriftsteller („eine gute Mischung aus den glänzenden Eigenschaften Macaulays und Carlyles“ schreibt Engel in seiner Literaturgeschichte) spricht sich in seinen Bekenntnissen aufrichtiger und klarer über die Wirkungen des Opiumgenusses — dem er jahrzehntelang in leidenschaftlicher Weise fröhnte — aus, als irgend Einer vor ihm und seit ihm. Seine Bekenntnisse, die außer dem speciellen Interesse auch ein allgemeines: sittliches, kulturgeschichtliches und literarisches, haben und in ihrem Vortrag den Reiz einer Novelle besitzen, stehen in ihrer Art ganz einzig da.

Druck von A. Bonz' Erben in Stuttgart.

Vom Fels zum Meer.

Spemann's illustrierte Zeitschrift für das deutsche Haus

Preis des Monatsheftes 1 Mark = 1 Frc. 35 Cts. — in Oesterreich nach Kurs

ist die größte und verbreitetste deutsche Monatsschrift mit einem alle Gebiete umfassenden Inhalt. Alle hervorragenden Schriftsteller und Künstler zählen zu dem Kreise der Mitarbeiter und bürgen für den inneren Wert des Journals. Die äußere Ausstattung desselben ist eine anerkannt musterhafte.



Wohlfeilheit, innere Gediegenheit und äußere Eleganz vereinigen sich, das Blatt zum Mittelpunkt der deutschen Familie zu machen.

Jacobi, Margarete

Novelletten und Skizzen amerikanischer Meister der Short Story: Aldrich, Bishop, Deming, Matthews u. A. Ausgewählt und übersetzt von Margarete Jacobi (Inhalt: F. R. Stockton, Das Weib oder der Tiger? - O'Brien, Ein neues Tischlein-deck'-dich. - Th. B. Aldrich. Ein Kampf ums Leben. - W. H. Bishop. Die Schlacht bei Bunkerloo. - Braxtons neue Kunst. - P. Deming. Hatties Liebesgeschichte. - Matthews und Bunner, Eine Geschichte in

Stuttgart 1887

P.o.angl. 532 i
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11665746-6